Otto Ernst Remer



Verschwörung und Verrat um Hitler

Otto Ernst Remer

Verschwörung und Verrat um Hitler

Urteil des Frontsoldaten

Der hochausgezeichnete Frontoffizier des Zweiten Weltkrieges, Generalmajor Otto Ernst Remer, der als Kommandeur des Wachregiments in Berlin den Umsturzversuch des Widerstandes am 20. Juli 1944 auf Befehl seines obersten Kriegsherrn Adolf Hitler schon im Anfangsstadium unterband, hat nicht nur dieses bedeutsame historische Geschehen in seinem Werk aufgezeichnet, sondern setzt sich auch als Zeuge des dramatischen Kriegsverlaufs mit den vielfältigen Vergehen und Verbrechen, den Verrats- und Sabotagehandlungen der Angehörigen jenes Kreises auseinander, der nicht nur für den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, sondern auch ganz entscheidend für die Niederlage Deutschlands mitverantwortlich zu machen ist.

Konsequent und erbarmungslos wertet er die Handlungen der Verschwörer, die in der Heimat, in der Etappe und auch an der Front durch Wehrkraftzersetzung, durch ihren abscheulichen Landesverrat und die teuflische Sabotage in allen Bereichen der Kriegführung der kämpfenden Truppe und damit den eidgetreuen Soldaten in gemeinster Weise in den Rücken fielen.

In ihrer Verblendung und Verirrung erkannten sie nicht, daß Deutschlands Feinde, die mit ihrer Hilfe den Weltenbrand entfesselt hatten, nicht nur Adolf Hitler und den Nationalsozialismus stürzen wollten, sondern vielmehr das Ziel von Anfang an verfolgten, mit allen nur erdenklichen Mitteln das gesamte deutsche Volk und sein eben erst entstandenes Reich zu zerschlagen.

Der Verfasser analysiert die entscheidenden Schlachten des Krieges unter besonderer Berücksichtigung des verräterischen Einwirkens der Verschwörer, die sich überwiegend in einflußreichen Spitzenstellungen des Oberkommandos des Heeres und einigen Heeresgruppen der Front befanden. Er durchleuchtet die verschiedenen Verräter- und Agentenkreise, wie die „Rote Kapelle", die „Rote Drei" und die Gruppe „Hirse" mit Dr. Richard Sorge, die in Moskaus Diensten standen und mit den 20.-Juli-Verschwörern Verbindung unterhielten. Er befaßt sich mit den Verratshandlungen bestimmter Kernphysiker in der Umgebung des Nobelpreisträgers Professor Werner Heisenberg, die unter dem Einfluß der Verschwörung standen und die Entwicklung der deutschen Atombombe sabotierten.

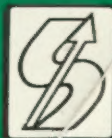
Er setzt sich ferner mit den führenden Politikern und Staatsorganen der Nachkriegszeit auseinander, soweit diese die Verherrlichung des Widerstandes nicht nur dulden, sondern auch selbst betreiben.

Der Verfasser berücksichtigt bei der Beurteilung aller Verrats- und Sabotageakte der Verschwörung die neuesten Ergebnisse der derzeitigen geschichtlichen Forschung, die man um der geschichtlichen Wahrheit willen zur Kenntnis nehmen muß, um die Ursachen der deutschen militärischen Niederlage des Jahres 1945 ermessen zu können.

VERLAG K. W. SCHÜTZ KG
PREUSSISCH OLDENDORF

Der hochausgezeichnete Frontoffizier des Zweiten Weltkrieges, Generalmajor Otto Ernst Remer, der als Kommandeur des Wachregiments in Berlin den Umsturzversuch des Widerstandes am 20. Juli 1944 auf Befehl seines obersten Kriegsherrn Adolf Hitler schon im Anfangsstadium unterband, hat nicht nur dieses bedeutsame historische Geschehen in seinem Werk aufgezeichnet, sondern setzt sich auch als Zeuge des dramatischen Kriegsverlaufs mit den vielfältigen Vergehen und Verbrechen, den Verrats- und Sabotagehandlungen der Angehörigen jenes Kreises auseinander, der nicht nur für den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, sondern auch ganz entscheidend für die Niederlage Deutschlands mitverantwortlich zu machen ist.

ISBN 3-87725-102/1 SCHÜTZ VERLAG



Otto Ernst Remer

Verschwörung und Verrat um Hitler



SCHÜTZ-BÜCHER



Karl Balzer **Verschwörung gegen Deutschland**
So verloren wir den Krieg – Mit einem Vorwort von Erich Kern
412 S. - Großf. - 16 Bildt. - Sach- und Namensregister - Quellenverzeichnis - farb. lam. Schutzu. - Leinen - 2. Auflage

Balzer deckt Zusammenhänge und Hintergründe auf, die bisher auch von den Massenmedien sorgsam geschont wurden. Die Landes- und Hochverräter in Zivil und Uniform haben nicht nur entscheidend zur militärischen Niederlage Deutschlands im Zweiten Weltkrieg beigetragen. Sie haben auf den Ausbruch dieses furchtbaren Krieges durch ihre planmäßigen Falschmeldungen hingearbeitet.



VERLAG K. W. SCHÜTZ KG
4994 PREUSS. OLDENDORF



Der Siegeszug der Dokumentarwerke von Erich Kern setzt sich fort und ist in der Nachkriegsliteratur fast ohne Beispiel.

Eine packende, einmalige Dokumentation. Wahrheit statt Legenden, Diffamierung und Vergötzung; eine Sensation auf dem deutschen Büchermarkt.

Erich Kern

Adolf Hitler und seine Bewegung — Der Parteiführer
2. Aufl. - Großf. - 392 S. - 24 Bilds. - Goldpr. - Schutzu. - Ln.
Bestechend an diesem Werk ist die Objektivität, die in Deutschland so selten geworden ist. Die Jugend Hitlers, sein soldatischer Werdegang, die politische Karriere bis zum mächtigsten Mann Europas wird wahrheitsgetreu geschildert. Das Werden der NSDAP, ihr Wollen und Ringen wurden noch nie so erschöpfend dargestellt.

Adolf Hitler und das Dritte Reich — Der Staatsmann
2. Aufl. - Großf. - 472 S. - 24 Bilds. - Goldpr. - Schutzu. - Ln.
In diesem Band folgt der Autor dem atemberaubenden politischen Geschehen vom 30. Januar 1933 bis zum dramatischen Ausbruch des Krieges. Erich Kern rückt die Wahrheit in den Vordergrund. So wird manches — etwa der Juliputsch 1934 in Wien, die Kristallnacht 1938, das Judenproblem überhaupt, das Hineinschlittern in den ungewollten Krieg — in einem ganz neuen Licht geschildert.

Adolf Hitler und der Krieg — Der Feldherr
2. Aufl. - Großf. - 462 S. - 24 Bilds. - Goldpr. - Schutzu. - Ln.
In dem dritten Band seiner Hitler-Trilogie beleuchtet Erich Kern alle Taten Adolf Hitlers, alle schicksalhaften Fragen des gewaltigen Völkerringens. Er räumt mit manchem Märchen auf. U. a. wird hier belegt, daß Deutschland die Sowjetunion „nicht überfallen" hat, sondern daß sich beide Seiten, sowohl Moskau als auch Berlin, nachdem die sich immer steigernden Forderungen Stalins unerfüllbar wurden, zur Entscheidung bereitstellten.

Hans Ulrich Rudel **Von den Stukas zu den Anden**
Am höchsten Vulkan der Erde
136 S. - 8 Bildt. - farb. lam. Schutzu. - Ln.
Der weltbekannte Kampfflieger — Träger der höchsten deutschen Tapferkeitsauszeichnung — schildert in diesem lebhaft geschriebenen Buch nach einem Rückblick auf Kriegs- und Nachkriegserlebnisse seine bergsteigerischen Unternehmungen in der imposanten und teilweise heute noch unerschlossenen südamerikanischen Hochgebirgswelt.

Dr. Norbert Bartel — Udo Walendy
Selbstmord einer Demokratie
Identität von KPD und DKP ISBN 3 87725 075 - 0
120 S. - 8 Bildt. - farb. Coverluxumschlag
Die Zulassung der DKP 1971 nach dem Verbot der KPD im Jahre 1956 in der Bundesrepublik Deutschland vermehrt die Fragen nach der Glaubwürdigkeit der westdeutschen Staatsordnung. Gelten Gesetze, Grundsatzproklamationen für Freiheit u. Recht u. gegen Terrorherrschaft u. Willkür noch etwas?

Joachim R. Stern **Und der Westen schweigt**
Erlebn., Berichte, Dokumente üb. Mitteldeutschl. 1945—1975
336 S. - 16 Bilds. - Goldpr. - fb., lam. Schutzu. - Ln.
Stern hat das westliche Schweigen gebrochen und die Pervertierung der Menschenrechte durch die Machthaber jenseits der Elbe in Berichten und Dokumentationen festgehalten. Sein eigenes Schicksal, Verhaftung und Verurteilung, machten den Verfasser zum Chronisten.

Georg Franz Willing
Trilogie zur Entstehungs- und Frühgeschichte der Hitlerbewegung
Ergebnis einer 30jähr. Forschung. Die bedeutendste und gründlichste Arbeit. Neben der umfassenden sachlichen Darstellung der innen- und außenpolitischen Vorgänge werden wirtschaftliche und soziale Entwicklung mit außer- … Sachkenntnis abgehandelt.

Erich Kern **Die Tragödie der Juden**
Schicksal zwischen Wahrheit und Propaganda
328 Seiten - Großform. - 12 Bildt. - Präg. auf Titel und Rücken - farb. lam. Schutzu. - Leinen
Kein Land wollte die Juden aufnehmen. Die Kristallnacht, die Verhinderung der jüdischen Auswanderung durch Weizmann und die Kriegserklärung der Juden an Deutschland machten die Lage immer bedrohlicher. Die magische Zahl der 6 Millionen wird objektiv durchleuchtet und widerlegt.

Gerhard Krause **Die Schuld am deutschen Schicksal**
Wahrheit als Waffe gegen Lüge und Verleumdung — Großf. - 536 S. - Skizz. - 24 Bildt. - Goldpr. - Schutzu. - Ln.
In diesem umfassenden Geschichtswerk, angefangen mit der Vorgeschichte zum Ersten Weltkrieg bis zum Versailler Vertrag mit seinen schicksalsträchtigen Folgen, schildert der gebürtige Schlesier Deutschlands und Europas Weg bis hin zu deren Aufteilung im Potsdamer Abkommen.

Erich Kern **Verrat an Deutschland**
Spionage gegen das eigene Vaterland
4. Aufl. - Großf. - 320 S. - 16 Bilds. - Ln. - Schutzu.
Zum ersten Mal wird hier der gesamte Verratskomplex des Zweiten Weltkrieges, soweit er bekannt wurde, dargestellt. Neue Dokumente, Zeugenbefragungen und alle vorhandenen und zugänglichen Veröffentlichungen wurden ausgewertet.

Erich Kern **Verbrechen am deutschen Volk**
Eine Dokumentation alliierter Grausamkeiten. 6. Auflage - Großf. - 336 S. - 16 Bilds. - Ln. - Schutzumschl.
Ein Nachweis, daß die Alliierten im 2. Weltkrieg und danach mehr Kriegsverbrechen auf sich luden, als man Deutschland je anlasten kann.

Erich Kern/
Karl Balzer **Alliierte Verbrechen an Deutschen**
Die verschwiegenen Opfer
448 S., Bildt., Dokumente, Namens- u. Ortsregister, Abkürz.-, Quellen- u. Literaturverz., Goldpr., farb. lam. Schutzu., Ln.
Da die Verbreitung der Lüge nicht aufhört und nur einseitige Darstellung des Geschehens zuungunsten der Deutschen an die Öffentlichkeit dringt, soll mit dieser Dokumentation ein Beitrag zur Wahrheit und Zurechtrückung des Geschichtsbildes geleistet werden.

Wiebke Stelling/Wolfram Mallebrein
Männer und Maiden
Leben und Wirken im Reichsarbeitsdienst – in Wort und Bild.
240 Seiten - Großformat 22x31 cm - 275 Abb. - Prägung - farb. lam. Schutzumschlag - Leinen
Ein lebendiger Eindruck von der Arbeit, Ausbildung und Freizeitgestaltung, von dem Geist, dem Leben und Arbeitseinsatz in den über das ganze Reichsgebiet verstreut gelegenen RAD-Lagern. Ein überzeugender wahrheitsgetreuer Bericht von jener sozialrevolutionär. Einrichtung, die einst in der ganzen Welt bewundert wurde.

Robert Scholz **Architektur und bildende Kunst 1933–1945**
Kunstdruckb. - Großform. 22x31 cm - 240 Seiten - 220 Abb. - teils 4farb. - Rohleineneinb. mit Farbpr. - farb. lam. Schutzu.
Dieser Kunstdruckband, ein Dokument der kunstgeschichtlichen Entwicklung der dreißiger Jahre, ist ein hervorragendes Bildwerk über das Wesentliche der damaligen Epoche.

Erich Kern **Von Versailles nach Nürnberg**
Der Opfergang des deutschen Volkes
540 S. - 24 Bilds. - Goldpr. - Großf. - Ln. - Schutzu.
Hier wird die deutsche Geschichte von 1918 bis 1946 in einer unbestechlichen objektiven und dabei überaus spannenden Form geschildert und damit die Vergangenheit wirklich bewältigt. Ein Buch, das weiteste Verbreitung finden und besonders in die Hände der jungen Generation gelangen sollte.

Hans-Severus Ziegler
Adolf Hitler aus dem Erleben dargestellt
4. Aufl. - Großf. - 304 S. - 16 Bilds. - Ln. - Schutzu.
Der Verfasser hat eine Reihe wesentlicher Charakterzüge und geistig-musischer Anlagen Hitlers wahrheitsgetreu dargestellt. Im Mittelpunkt des Buches stehen die persönlichen Begegnungen mit Hitler in Weimar, auf dem Obersalzberg, in Berlin, Bayreuth und München durch krisenreiche Jahre.

Schopis/Gabriel **Luftkampfgegner wurden Freunde**
280 S., 45 Fot. u. Skizz., Goldpr., farb. lam. Schutzu., Ln. **DM 32,–**
Leutnant Schopis, Flugzeugführer einer He 111, wird beim Angriff auf einen britischen Flakkreuzer von drei britischen Skua in einen Luftkampf verwickelt und abgeschossen. Er überlebt und versucht, aus der Schneewüste Norwegens zu entkommen. Nach 35 Jahren wird er erneut mit der Geschichte seines Absturzes konfrontiert. Sein Counterpart lebt. Wie aus Gegnern Freunde wurden, weiß der Autor eindrucksvoll darzustellen.

Heinrich Härtle **Die Kriegsschuld der Sieger**
Roosevelts, Churchills und Stalins Verbrechen gegen den Weltfrieden. 346 S. - 16 Bilds. - farb. Coverluxumschl.
Der Verfasser bestreitet nicht den Anteil Deutschlands am Polenkonflikt. Er beweist aber mit überzeugender Konsequenz, wer die Hauptschuld daran trägt, daß der osteuropäische Grenzkrieg zum Zweiten Weltkrieg ausgeweitet wurde.

Peter Kleist **Die europäische Tragödie**
Das Nachkriegsschicksal Deutschlands wurde zur Tragödie Europas. — 324 S. - 16 Bilds. - farb. Coverluxu.
Dr. Peter Kleist, Leiter der gesamten Ostabteilung bei Ribbentrop. Der Flug nach Moskau - Sprung in den Krieg - Ostfeldzug - Die politische Kriegführung - Schilderung der sowj. Friedensfühler über Stockholm 1943/44. Gefährliches Spiel zwischen Himmler und den jüdischen Weltorganisationen.

Oelsner **Sibirische Odyssee** **Mein Weg durch die Hölle des KGB**
328 S., 20 Bildt. u. Skizz., Dokumentenanhang, Abk.-Verz., Erklärung russ. Ausdrücke, Goldpr., farb. lam. Schutzu., Ln. **DM 36,–**
Dieses Buch ist eine unerschrockene Abrechnung mit den Sowjets, ihrem System und ihrer Unmenschlichkeit, ein aufwühlender erschütternder Tatsachenbericht einer zehnjährigen grauenvollen Odyssee des Autors durch die Untersuchungsgefängnisse, Folterkammern und die berüchtigten Konzentrationslager des sowjetischen Staatssicherheitsdienstes, GULAG.

Professor Dr. Friedrich Grimm **Politische Justiz**
Die Krankheit unserer Zeit — Erlebnis und Erkenntnis
ISBN 3 87725 074 - 2 — 192 S. - farb. Coverluxu.
Der Verfasser — er war 40 Jahre in Essen und seit dem Zweiten Weltkrieg in Freiburg/Br. als Rechtsanwalt tätig — ist seit 1918 in den bedeutendsten Prozessen des In- und Auslandes als Verteidiger hervorgetreten, in Prozessen, die ihn weit über die deutschen Grenzen hinaus bekannt machten und die überwiegend politische Tatbestände zur Grundlage hatten.

Captain Russel Grenfell R. N.
Bedingungsloser Haß?
Die deutsche Kriegsschuld und Europas Zukunft
Neuaufl. - 284 S. - farb. Coverluxumschl.
Ln. - Goldpr. - farb. Schutzumschl.
Pressestimmen: **Zürich („Die Tat"):** Ein vernichtenderes Urteil über die „Siegerpolitik" von 1918 bis jetzt ist kaum denkbar. Hat sich der erste Entrüstungssturm aber erst einmal gelegt, wird dieses vorzüglich geschriebene, historisch richtige und politisch kluge Buch hoffentlich ein sachliches Echo finden.

Karl Bartz
Die Tragödie der deutschen Abwehr
„Der Fall Canaris" in völlig neuem Licht
Neuaufl. - 276 S. - farb. Coverluxumschl.
Ln. - Goldpr. - farb. Schutzumschl.
Zu den geheimnisvollen Kapiteln der neueren deutschen Geschichte gehören ohne Zweifel die folgenschweren Vorgänge innerhalb des Führungskreises der deutschen Abwehr während des Zweiten Weltkrieges. Admiral Canaris, im Januar 1935 von Hitler an die Spitze der Abwehr berufen, baute den bis dahin bescheidenen Apparat gewaltig aus und schuf ihm — und sich selbst — eine einzigartige machtvolle Position.

J. G. Burg
Schuld und Schicksal
Europas Juden zwischen Henkern und Heuchlern
5. Aufl. - 370 S. - farb. Coverluxumschl.
Ln. - Goldpr. - farb. Schutzumschl.
Der Verfasser schildert die Odyssee seines Lebens, das Schicksal eines Juden unserer Tage. Mit diesem aufwühlenden Bericht verknüpft er eingehende Darstellungen der jüdischen Geschichte aus ältester und neuester Zeit mit einer Fülle von Tatsachen und Ereignissen.

Flugkapitän Hans Baur
Mit Mächtigen zwischen Himmel und Erde
Chefpilot bei Adolf Hitler 332 S. - 30 Fotos - Ln.
2farb. Coverluxumschl.
Wie ein Abenteuerroman rollt vor dem Leser ein ungewöhnliches Fliegerleben ab. Art.-Flieger des 1. Weltkrieges — Pilot des Bayerischen Luftlloyd und Junkers Luftverkehr — Unter den ersten sechs der Deutschen Lufthansa — Pionier der Alpenüberquerung — 13 Jahre Chefpilot bei Hitler — Bis zuletzt im Führerbunker — Kriegsverbrecher — Heimkehr.

Bolko Freiherr von Richthofen/Reinhold Robert Oheim
Weltherrschaft **Die Entwicklung Rußlands zur Großmacht — Ziel und Weg des Sowjet-Kommunismus**
440 S., Großf., Zeittafel zur russischen Geschichte, 250 Dok., Skizz., Fotos, Karten, Namens- u. Quellenverz., Schutzu., Ln. **DM 42,–**
Innerhalb eines halben Jahrtausends hat sich aus dem Fürstentum Moskau die heutige Weltmacht entwickelt. Seit Lenins Oktoberrevolution im Jahre 1917 verbinden sich russischer Ausdehnungsdrang und russisches Selbstbewußtsein mit einer Ideologie, deren unverrückbares Ziel die Aufrichtung einer sozialistischen Weltherrschaft ist.

Erich Kern
General von Pannwitz und seine Kosaken
Sie kämpften für die Freiheit und starben am Westen
3. Aufl. - 220 S. - 40 Fotos - Skizz. - Coverluxu.
Ln. - Silberpr. - Schutzumschl.
Erich Kern gelang es als erstem, den Einsatz und die Geschichte der Kosaken im Zweiten Weltkrieg an deutscher Seite mit Hilfe ehemaliger Kosakenoffiziere unter Auswertung von Aufzeichnungen und vieler hundert Briefe des Generals von Pannwitz gegen den Bolschewismus wahrheitsgetreu aufzuzeigen.

Hildegard Fritzsche **Vor dem Tribunal der Sieger**
Gesetzlose Justiz in Nürnberg
336 S., Großf., 70 Abb., Dokumentenanh., Schutzu., Ln. **DM 42,–**
Sein Bericht über den Ablauf dieses Prozesses, über jeden einzelnen der Angeklagten und ihren Kampf, über die Prozeßmethoden, über Kläger, Richter, Zuschauer, Gefängnisoffiziere, Wärter, Presseleute und Psychologen, alles das ist von Hildegard Fritzsche nach den Berichten Hans Fritzsches glänzend beschrieben und ungemein anschaulich und fesselnd zu lesen.

Mirko Jelusich **Der Soldat — Scharnhorst**
Neuaufl. - 336 S. - 1 Bildt. - Ln. - Präg. - Schutzu.
Jelusich, Hunderttausenden von Lesern durch seine großen Romane „Cäsar", „Hannibal", „Der Löwe", „Der Ritter" und „Cromwell" ein Begriff, hat dem Soldaten Scharnhorst ein großartiges Denkmal gesetzt.

Anton Graf Bossi-Fedrigotti **Standschütze Bruggler**
Neuaufl. - 360 S. - 16 Bilds. - Ln. - Schutzumschl.
Der große Erfolgsroman über die Tiroler Standschützen — lange auf dem Büchermarkt vermißt — ist nun wieder da! Das Buch erreichte schon Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg höchste Verkaufsauflagen und wurde unter dem gleichnamigen Titel verfilmt. Die Erlebnisse des 16jährigen Standschützen Toni Bruggler und seiner Kameraden im Hochgebirgskampf stehen im Mittelpunkt des spannenden Romans.

Otto Ernst Remer **Verschwörung und Verrat um Hitler**
Urteil des Frontsoldaten
352 S., 70 Fotos u. Skizz., Pers.- u. Q.-Verz., Schutzu., Ln. **DM 42,–**
Der hochausgezeichnete Frontoffizier des Zweiten Weltkrieges, Generalmajor Otto Ernst Remer, der als Kommandeur des Wachregiments in Berlin den Umsturzversuch des Widerstandes am 20. Juli 1944 auf Befehl seines obersten Kriegsherrn Adolf Hitler schon im Anfangsstadium unterband, hat nicht nur dieses bedeutsame historische Geschehen in seinem Werk aufgezeichnet, sondern er setzt sich als Zeuge des dramatischen Kriegsverlaufs mit den vielfältigen Vergehen und Verbrechen, den Verrats- und Sabotagehandlungen der Angehörigen des Kreises auseinander, der nicht nur für den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges, sondern auch ganz entscheidend für die Niederlage Deutschlands mitverantwortlich zu machen ist.

Karl Balzer **Sabotage gegen Deutschland**
Mit einem Vorwort von Erich Kern ISBN 3 87725 072 - 6
336 S. - 16 Bildt. - Goldpr. - farb. Schutzu. - Ln.
Der Krieg im Untergrund war ein neuer Massenkampf, der in dieser unmenschlichen Form im Zweiten Weltkrieg geboren wurde und sich stetig steigerte. Wie der Landesverrat, so hat auch die Sabotage den Kriegsablauf entscheidend beeinflußt.

SCHÜTZ-BÜCHER



Künder der historischen Wahrheit



VERLAG K. W. SCHÜTZ KG
4994 PREUSS. OLDENDORF

Verschwörung und Verrat um Hitler

Otto Ernst Remer · Verschwörung und Verrat um Hitler

Mit freundlichen Grüßen
Otto Ernst Remer
8954 Ebenhofen, August 1982.

OTTO ERNST REMER

Verschwörung und Verrat um Hitler

Urteil des Frontsoldaten



VERLAG K.W. SCHÜTZ KG · PREUSSISCH OLDENDORF

Verlag K.W. Schütz KG · Preußisch Oldendorf

Gesamtherstellung: Kölle-Druck GmbH, Preuß. Oldendorf

ISBN 3-87725-102/1

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT

Die Saat geht auf! Die Geister, die unsere Staatslenker seit Kriegsende durch Rechtfertigung und Verherrlichung des 20.-Juli-Widerstandes riefen, werden sie nicht mehr los.
Die Systemveränderer, Chaoten, Terroristen, Antimilitaristen und Marxisten haben ihren Marsch durch die Institutionen längst angetreten und leisten mit frecher Selbstverständlichkeit Widerstand gegen unseren Staat, dessen verantwortliche Politiker ihnen jedoch nichts entgegenzusetzen haben als Schwärmerei vom „freiheitlichsten Rechtsstaat" unserer Geschichte. Sie wissen wohl, sich selbst durch Polizei und Männer des Bundesgrenzschutzes zu behüten, sind aber nicht imstande, unsere Frauen, Greise und Kinder vor dem Mob und Terror der Straße zu schützen.
Der Bundespräsident Professor Carstens verwahrte sich in seiner Würdigungsrede für den Widerstand am 20. Juli 1981 dagegen, „heute das Recht zum Kampfe gegen unseren Staat aus dem Widerstandsrecht des Bürgers abzuleiten", und betonte, daß dieser in einer vorher nie gekannten freiheitlichen Ordnung lebe.
Nun, unsere freiheitsliebenden und auch sicherheitsbedürftigen Staatsbürger verzichten bestimmt gern auf eine Ordnung, in der kurzsichtige Politiker unfähig sind, das Volk nach einem an sich brauchbaren Grundgesetz zu regieren, und seit Jahrzehnten zulassen, daß volksfremde Manager in den Massenmedien unsere junge Generation zur Verantwortungslosigkeit gegenüber Elternhaus und Staat erziehen und sich darüber hinaus erdreisten dürfen, unser Volk mit ewigem Makel zu belasten, weil es sich im Dritten Reich mit überwältigender Mehrheit zum NS-Staat bekannt hat, der ein Unrechtsstaat gewesen sei.

Von dieser irrsinnigen Verteufelung des NS-Staates leben seit 1945 unsere Landesverräter und Saboteure des Widerstandes zusammen mit den Verrätern der inneren und äußeren Emigration, die sich von den Siegermächten als unterwürfige Vollstrecker ihres Willens in höchste Stellungen, in die Parlamente und in die lizensierten Schlüsselstellungen von Presse, Rundfunk und Fernsehen schicken ließen, um das teuflische Werk der Umerziehung, das heißt Demoralisierung, unseres Volkes mit größtem Erfolg in Angriff zu nehmen. Eine im vergangenen Jahr durchgeführte Meinungsumfrage ergab, daß 65 Prozent unserer 18- bis 28jährigen Männer und Frauen Volkstum und Vaterland für überholte, nicht mehr zeitgemäße Begriffe halten, ein furchterregendes Bild der Generation, die bereits in die Verantwortung für das Volksganze hineingewachsen ist.
Nur die Verteufelung des NS-Staates verschafft unseren Landesverrätern die Möglichkeit, ihr schlechtes Gewissen zu betäuben und ihre schweren Verbrechen zu rechtfertigen, obwohl der erste Präsident des Bundesgerichtshofes in Karlsruhe, Hermann Weinkauff, in seinem Gutachten vom Jahre 1956 das Zerrbild vom „NS-Unrechtsstaat" entschieden ablehnte, wobei er hinzufügte, daß die damalige „Ordnung des staatlichen und gesellschaftlichen Gefüges" von dem „überwiegenden Teil des Staatsvolkes" als rechtlich bindend hingenommen wurde.
Kein Staatsrechtler des Auslandes würde – wenn er nicht gerade ein Deutschenhasser ist – auf den Gedanken kommen, den Staat des Dritten Reiches als Unrechtsstaat zu bezeichnen, der nicht nur im Jahre 1935 den Flottenvertrag mit England, sondern am 12. Juli 1933 auch das Reichskonkordat mit dem Vatikan abgeschlossen hat, das bis heute gültig geblieben ist. In unserer heutigen Welt werden mehr Völker autoritär oder diktatorisch als demokratisch regiert, und kein ernst zu nehmender Politiker käme auf die Idee, einem autoritären Staat das Recht abzusprechen, seinen inneren und äußeren Bestand durch Strafbestimmungen gegen Hoch- und Landesverrat zu schützen.
Demnach sind alle Widerständler, die sich vor dem Kriege und während desselben des Landesverrates, der Sabotage an der Kriegführung des eigenen Landes, der Meuterei oder Wehrkraftzersetzung schuldig gemacht haben, durch Standgerichte der Wehrmacht und den Volksgerichtshof nach gültigem Recht verurteilt worden.

Unsere Regierungen sollten sich zur rechten Beurteilung des durch hundertfachen Landesverrat so ungeheuerlich belasteten Widerstandes endlich die Auffassung des ehemaligen österreichischen Bundeskanzlers Dr. Alfons Gorbach zu eigen machen, der sechs Jahre lang in einem Konzentrationslager inhaftiert war und im Wiener Fernsehen erklärte, daß er den Tyrannenmord für gerechtfertigt halte, jedoch Verbindungsaufnahme mit dem Feind, während Volk und Staat sich im Kriegszustand befinden, entschieden ablehne. Ebenso verwerfe er es, eine Änderung der innenpolitischen Verhältnisse mit Hilfe des Feindes zu betreiben. Verrat und Sabotage müßten als Mord an den kämpfenden Kameraden für einen anständigen Menschen ausscheiden.
Mit dieser Erklärung wird die grundsätzliche Unterscheidung zwischen Hoch- und Landesverrat angesprochen. Hochverrat, das heißt, Widerstand ohne Hilfe einer ausländischen Macht, kann gerechtfertigt und muß kein ehrenrühriges Vergehen sein; Widerstand mit Hilfe des Auslandes ist Landesverrat und deshalb ein schweres Verbrechen, für das es niemals, unter keinen Umständen, ein gültiges anerkennenswertes Motiv gibt. Erst recht gilt dieser durch nichts zu erschütternde Grundsatz dann, wenn ein Volk und Staat sich im Kriegszustand befindet, ganz gleich, in welcher Staatsform das Volk regiert wird, in einer Monarchie, in einer parlamentarischen Demokratie oder in einem autoritären Führerstaat. Im Kriege ist Hochverrat auch Landesverrat und für den Soldaten Meuterei, die durch Standgerichte verurteilt wird.
Diese alleingültige Bewertung des Landesverrats, der bei allen anderen Kulturvölkern mit höchsten Strafen geahndet wird, wurde in unserem Staate nach 1945 über Bord geworfen. Wir kennen die Folgen, die nicht ausbleiben konnten, denn wer die alte Pflicht verrät, verrät auch die neue. Der Verschwörer Dr. Otto John, der im Kriege unsere Forschungsanstalt für die V-Waffe, Peenemünde, an den Feind verriet, lief als erster Schützer des westdeutschen Staates nach Ost-Berlin über, kehrte dann über Moskau wieder heim und wunderte sich, daß er seines Postens enthoben und eingesperrt wurde.
Nach Begnadigung durch den Bundespräsidenten Heuss war der Hohenzollernprinz Louis Ferdinand, der Otto John seinen Freund nannte, zu allem Überfluß ernstlich bemüht, diesen durch ein Wiederaufnahmever-

fahren zu rehabilitieren. Grauenhaft, was nach Kriegsende in unserem Land möglich war.
Wenn die Regierung Adenauer im Jahre 1952 tatsächlich zur Annahme des Artikels 3 des mit den westlichen Siegermächten abgeschlossenen Überleitungsvertrages gezwungen war, nach welchem unsere Landesverräter wegen ihrer Verbrechen nachträglich nicht verfolgt werden durften, so hätte sie sich von diesen wenigstens in aller Deutlichkeit distanzieren müssen, als in den Jahren 1955/56 die ersten Stäbe und Einheiten der Bundeswehr aufgestellt wurden. Stattdessen ließ sie es zu, daß der erste Bundesminister für Verteidigung, Theodor Blank, den linkslastigen Grafen Baudissin mit der „Inneren Führung" beauftragte, der die Bezeichnung „Bürger in Uniform" erfand und die 20.-Juli-Tradition der Bundeswehr einführte, nach welcher seitdem auch Landesverräter, Saboteure, Meuterer und Wehrkraftzersetzer des Widerstandes unseren jungen Soldaten als leuchtende Vorbilder vorgestellt werden. Wie aber kann zum Beispiel der mit schwerstem Landesverrat und fortgesetzter Sabotage belastete Generaloberst a. D. Beck das Vorbild in der Sonthofener Bundeswehrkaserne sein, die seinen Namen trägt?
Diese 20.-Juli-Tradition der Bundeswehr wird eines Tages zerbrechen, weil man die geschichtliche Wahrheit auch ihren Kasernen auf die Dauer nicht fernhalten kann.
Undenkbar wäre es, daß Regierungen anderer Kulturvölker Widerständler, die sich des Landesverrats schuldig gemacht haben, verteidigen oder gar ehren würden. Das wurde nur bei unserem armen, bedauernswerten Volk möglich, das sich durch fremde Elemente in den Dauerzustand einer lebensgefährlichen geistig-seelischen Erkrankung umerziehen ließ, weil ihm, wie so oft in seiner langen Geschichte, eine charakterfeste Führungselite fehlte, die es davor hätte bewahren können. Wo waren da unsere Widerständler, die seit Jahrzehnten davon reden, „das bessere Deutschland" zu sein? Es ist nicht bekannt, daß sie ihre Stimme gegen die Demoralisierung unseres Volkes und seiner Jugend erhoben hätten.
Man vergleiche die Urteile unserer kranken Hirne über den Widerstand mit der Auffassung des schottischen Geistlichen Peter H. Nicoll, der in seinem 1963 erschienenen Buch „Englands Krieg gegen Deutschland" (S. 501) erklärt: „Auf der anderen Seite bedeutet es für Deutschland eine

gewaltige Herausforderung, zu erkennen, daß, während es bis zum letzten Atemzug buchstäblich um seine Existenz kämpfte, zahlreiche umstürzlerische Kräfte am Werk waren, um es von innen zu vernichten. Man kann die äußerste Härte, mit der gegen diese Umstürzler verfahren wurde, verstehen. Auch kann niemand daran zweifeln, daß sie in England ebenso übel gefahren wären, wenn wir es unter ähnlichen extremen Verhältnissen mit ihnen hätten aufnehmen müssen."

Kennzeichnend für die geistige Verfassung unserer Staatslenker, die mit ihren zuständigen Ministerien für die Demoralisierung unserer jungen Generation verantwortlich sind und die schändliche Umerziehung seitens der Massenmedien und in den Schulen seit Jahrzehnten dulden, ist die Rede des Bundespräsidenten Professor Carstens, die er am 3. September 1979 anläßlich des Kriegsbeginns vor 40 Jahren im Fernsehen und Rundfunk gehalten hat. Nachdem er – wie allgemein nach dem verlorenen Kriege üblich geworden – nicht nur der Gefallenen des Krieges, sondern auch der Opfer der Gewaltherrschaft gedacht hatte, führte er aus: „Wir verneigen uns auch vor den Männern und Frauen des Widerstandes, die unter Einsatz ihres Lebens versuchten, die Gewaltherrschaft zu beseitigen. Aber es schiene mir unredlich, wenn ich nicht auch von einem Meinungszwiespalt sprechen würde, der sich durch unser Volk zieht. Manche, vor allem in der jungen Generation, sind nicht bereit, denen, die an den Fronten gekämpft und gelitten haben und zu Millionen gestorben sind, ehrenhaftes Denken und Handeln zuzubilligen. Ihnen fehlt die Erfahrung des inneren Konflikts, in dem die deutschen Soldaten damals standen. Die meisten von ihnen glaubten, für ihre Heimat zu kämpfen, und wußten oder ahnten doch, daß sie damit zugleich ein Unrechtssystem am Leben erhielten, dessen Menschenverachtung nichts mit dem Deutschland gemein hatte, für das sie kämpften . . . Wir bekennen uns zu Menschenwürde und Menschenrechten. Das ist die überzeugendste Antwort auf den Unrechtsstaat des Nationalsozialismus."

Daß unsere meisten Soldaten des Krieges gewußt oder geahnt haben sollen, mit ihrem Einsatz ein Unrechtssystem am Leben zu erhalten, ist für die junge und Erwachsenengeneration des Dritten Reiches eine absolut falsche Vorstellung. Von Gewaltherrschaft war unseren jungen Soldaten, die durch die Erziehung des intakten Elternhauses, der Schule, der Hitler-

jugend, des Reichsarbeitsdienstes und der Wehrmacht gegangen waren, ebensowenig etwas bekannt wie der älteren Generation, die mit den Jungen zu einer einmaligen Volks- und Schicksalsgemeinschaft zusammengewachsen war. Sie folgten getreu ihrem Fahneneid den 936 gefallenen Feldmarschällen, Generalen und Admiralen, die genau wußten, daß die Feindmächte ihren Vernichtungskrieg gegen das ganze deutsche Volk und sein Reich führten und nicht nur gegen das Hitler-Regime, wie die ahnungslosen Geschöpfe des Widerstandes es sich in ihrer Verblendung einbildeten.
Der Widerständler und ehemalige Präsident des Bundestages Eugen Gerstenmaier bestätigte diese Verirrung der Verschwörer, indem er in einem Artikel der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" vom 21. März 1975 schrieb: „Was wir im deutschen Widerstand während des Krieges nicht wirklich begreifen wollten, haben wir nachträglich vollends gelernt: Daß dieser Krieg schließlich nicht gegen Hitler, sondern gegen Deutschland geführt wurde."
Um der inneren Befriedung unseres Volkes willen sollte man an zukünftigen Volkstrauertagen endlich nur der Gefallenen des Krieges ehrend gedenken und nicht gemeinsam mit ihnen auch der Toten des 20. Juli und der vermeintlichen Gewaltherrschaft. Man würde so die tiefe Kränkung der Hinterbliebenen unserer gefallenen Kameraden vermeiden, die mit dem Widerstand und mit irgendeinem Gewaltregime nicht in Verbindung zu bringen sind.
Dem Verfasser des vorliegenden Werkes, Generalmajor Otto Ernst Remer, der am 20. Juli 1944 in Berlin den Umsturzversuch der Verschwörung auf Befehl seines obersten Kriegsherrn Adolf Hitler im Keime erstickte, ist es als Frontsoldat und Offizier naturgemäß ein dringendes Anliegen, zu Grundsatzfragen um den Widerstand Stellung zu nehmen, um damit zur Darstellung der geschichtlichen Wahrheit einen sehr bedeutsamen Beitrag zu leisten. Er ist darüber hinaus nicht nur in besonderer Weise legitimiert, über die Vorgänge in Berlin und den Mordanschlag auf Hitler zu berichten, sondern, als Frontsoldat von Anfang bis Ende des Krieges, auch über die furchtbaren Verrats- und Sabotagehandlungen des Widerstands aus seiner Sicht und namens aller eidgetreuen Frontsoldaten des Krieges zu urteilen und sie in gebührender Weise anzuprangern.
Der Autor war zu Beginn des Krieges Kompaniechef einer Infanterie-Ge-

schützkompanie, später einer schweren Heeres-Infanteriegeschütz-Einheit auf Panzerlafette, dann Bataillons- und Regimentskommandeur der Elite-Einheit „Großdeutschland" mit Teilnahme am Polen-, Frankreich-, Balkan- und Rußlandfeldzug an verschiedensten Schwer- und Brennpunkten, in denen er in Anerkennung erfolgreicher Truppenführung und persönlicher Tapferkeit mit dem Eisernen Kreuz 2. und 1. Klasse, dem Deutschen Kreuz in Gold, dem Ritterkreuz und schließlich mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet wurde. Mit 48 eingetragenen Nahkämpfen erwarb er die silberne Nahkampfspange und wurde nach acht Verwundungen Träger des goldenen Verwundetenabzeichens.
Überzeugend und schonungslos wertet der Verfasser in unmißverständlicher Sprache des Soldaten den abscheulichen Verrat der Heimat- und Etappenkrieger der Verschwörung, mit der sie der unter schwersten Verlusten kämpfenden Front in den Rücken fielen, und vermittelt eine Vorstellung von den katastrophalen Folgen, die durch ein Gelingen des Mordanschlages auf Hitler vor allem an der Ostfront nicht hätten ausbleiben können. Den Millionen gefallener Kameraden verpflichtet, rechnet er ab mit dem Verrat gegenüber dem Reich und den Verrätern innerhalb der Wehrmacht.
Trotz widerlichster Hetze gegen die Deutsche Wehrmacht gilt sie auch heute noch bei Freund und Feind als die anständigste, fairste und rücksichtsvollste gegenüber dem Gegner auf dem Schlachtfelde und gegenüber der Zivilbevölkerung in den von ihr besetzten Gebieten
Von Mai bis August 1944 führte der Autor Otto Ernst Remer das Wachregiment „Großdeutschland" in Berlin und anschließend auf Befehl Hitlers die Führer-Begleit-Brigade im Hauptquartier „Wolfsschanze", da man nach einer Agentenmeldung den Überfall zweier größerer Fallschirm-Kampfeinheiten aus dem Westen auf das Führerhauptquartier befürchten mußte. In seiner Eigenschaft als Kampfkommandant der Hauptquartiere stellte er – dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, Hitler, unmittelbar unterstellt – von September bis Anfang Dezember 1944 die Panzer-Führer-Begleit-Brigade als einzigen Wehrmachtverband auf, der aus „Großdeutschland"-Verbänden, einem Flak-Regiment „Hermann Göring" mit 12,5-cm-Flak und Teilen der Leibstandarte SS „Adolf Hitler" bestand. Mit dieser Brigade nahm er als Oberst an der Ardennenoffensive

teil. Für diesen Einsatz von Hitler am 30. Januar 1945 persönlich in der Reichskanzlei zum Generalmajor befördert, führte er seinen inzwischen zur Panzerdivision aufgestockten Verband dann als „Feuerwehr der Ostfront" in der Schlacht in Pommern, vernichtete bei Lauban ein russisches Panzerkorps und später bei Jägerndorf-Troppau über 400 gepanzerte Fahrzeuge. Als die Schlacht um Berlin schon tobte, stand er noch zusammen mit Teilen der Waffen-SS-Division „Frundsberg" in Rückzugsgefechten auf dem Kamm des Erzgebirges zur Deckung der Heeresgruppe Schörner.

So gehörte der Autor als Kommandeur der zu einer Kampfeinheit zusammengefaßten Führer-Begleit-Division und der SS-Division „Frundsberg" zu den zerfetzten Frontdivisionen mit vielen Freiwilligen aus allen europäischen Ländern, die in den Maitagen des Jahres 1945 den Rest Europas vor der Überschwemmung durch den Bolschewismus bewahrten.

Dem Verfasser sei dafür gedankt, daß er trotz des Prozesses, den man ihm im Jahre 1952 in Braunschweig wegen angeblicher Beleidigung der Widerständler glaubte machen zu müssen, in vorliegender Schrift wieder das Wort ergreift, nachdem er im Jahre 1950 bereits in einer Veröffentlichung über seine Rolle am 20. Juli 1944 berichtet hat. Im besonderen will er sich damit an die junge Generation wenden, um ihr vor Augen zu führen, daß die jungen Männer im Dritten Reich keine ahnungslosen Trottel waren, sondern ebenso wie ihre Väter wußten, was sie der Schicksalsgemeinschaft ihres Volkes auch als Soldaten schuldig waren, als diesem der Krieg aufgezwungen wurde, in welchem es um sein Lebensrecht und um seine Zukunft in Freiheit ringen mußte.

Der Autor, Generalmajor Otto Ernst Remer, darf sicher sein, daß die Leser im deutschen Land und darüber hinaus, wo deutsche volkstreue Landsleute leben, sein neues Werk als ein erschütterndes, aber auch als zukunftsweisendes Dokument einer unheilvollen Epoche unseres schwergeprüften Volkes aufnehmen werden.

KARL BALZER

Bad Heilbrunn, November 1981

DIE DEUTSCHEN UND IHR GEBROCHENES VERHÄLTNIS ZUR EIGENEN GESCHICHTE

Das System der Umerziehung nach 1945 hat die Deutschen zu einem neurotisierten Volk werden lassen. Dieser geistige Zustand der bundesrepublikanischen Gesellschaft machte sie damit unfähig, sich selbst zu erkennen und entscheidende Abwehrmaßnahmen gegen die von links betriebene Umwertung der Lebensordnung zu treffen.

In dem von der Carl-Friedrich-von-Siemens-Stiftung herausgebrachten Buch „Die deutsche Neurose – über die beschädigte Identität der Deutschen" analysieren acht Wissenschaftler und ein Journalist das geistige Krankheitsbild unseres Volkes. Sie sagen: „Die Deutschen von heute, welcher Generation auch immer, leben in einer besonderen, nicht normalen Situation. Diese ist durch die Epoche der Weltkriege und ihre Interpretation bestimmt. Die Anormalität der Lage scheint schwer erträglich zu sein und Abwehrmechanismen nahezulegen. Einer besteht darin, das Anormale normal zu halten. Ein anderer, bestimmte Ereignisse aus dem Gedächtnis zu verbannen.

Mißlingen solche Versuche, so kommt es zu neurotischen Konflikten. Handlungsfähig ist ein Volk erst, wenn es in der Lage ist, seine Geschichte zu erzählen und sich mit ihr und dadurch sie zu identifizieren. Die Deutschen können heute diesen notwendigen Prozeß nicht oder nur unter großen Schwierigkeiten vollziehen. Ihre Identität ist damit gefährdet."

Diese Identitätsgefährdung hat sich zu einem geistigen Spiegelbild des neurotisierten Volkes verdichtet. Professor Hepp sagt dazu: „Ein Volk, das seine eigene Niederlage als Sieg feiert und das als besiegtes sich mit dem Sieger identifiziert, wäre zweifellos reif für ein Völkerirrenhaus, falls es so etwas gäbe." Das deutsche Volk hat durch Gehirnwäsche sein Ich gewech-

selt. Die Sieger haben die neuesten Erkenntnisse der Sozialpsychologie benutzt, um das Volk der Besiegten systematisch „umzukultivieren". Die Frage erhebt sich, ob die Deutschen noch sie selbst oder ein ganz anderes Volk sind, weil es früher dasselbe Territorium bewohnte und noch heute durch juristische Fiktionen mit ihm identifiziert wird. Die Möglichkeit einer ethnischen Entfremdung ist gegeben.
Bei den politischen Führungskräften hat sich geradezu eine Ethnomorphose niedergeschlagen: Verleugnung der Sprache, des Brauchtums, der Tradition, der Geschichte, der Kultur. Können wir uns wenigstens noch teilweise wiedererkennen? Gilt es hierzulande nicht bestenfalls verschroben, schlimmstenfalls als nationalistisch, auf die völkische Identität zu achten? Muß man lange schauen und hören, um die bedenkliche Gewichtszunahme des Fremden zu erkennen? Wollen nicht manche Deutsche als alles mögliche erscheinen, nur nicht als Deutsche? Ist das alles echter Wandel oder nur Schauspielkunst?
Hepp sagt: „Man lasse doch einmal das deutsche Volk der letzten 80 Jahre auf Filmen oder Fotografien Revue passieren! Man muß wahrhaftig nicht mit einem besonderen physiographischen Blick begabt sein, um einen typologischen Wandel festzustellen, der mehr verändert hat als die idola fori et theatri. Ein Antrophologe mag sich fragen, ob es sich da tatsächlich noch um ein und dieselbe Rasse handelt.
Hier erscheint einem das deutsche Volk wie ausgewechselt. Oder ist dieses Volk nur eine Schauspieltruppe mit einer enormen Rollenkapazität?" Am Beispiel eines Achtzigjährigen läßt Hepp den Wandel der Zeiten, den Wechsel der Stücke deutlich werden. Dieser Achtzigjährige ist im Laufe der Geschichte seines bisherigen Lebens Bürger des Kaiserreichs, der Weimarer Republik, des Dritten Reiches und, je nach seinem Wohnort, der Bundesrepublik, der „DDR" oder der Österreichischen Republik gewesen. Er hat also in einer Spanne von gerade 50 Jahren vier verschiedene politische Verfassungen erlebt, „von denen sich jede jeweils als das konträre oder jedenfalls kontradiktatorische Gegenteil der vorangegangenen begriffen hat.
Hätte sich dieser hypothetische Deutsche mit jedem dieser verschiedenen Regime identifiziert, könnte man sich mühelos vorstellen", so Hepp, „daß er am 4. August 1914 dem Kaiser seine Ovationen dargebracht, am 9. No-

vember 1918 Scheidemann zugejubelt, am 18. Februar 1943 Goebbels applaudiert und auf seine alten Tage noch Kennedy oder Breschnjew gehuldigt hätte." Ein in den traditionellen ethnischen Vorstellungen erzogener mitteleuropäischer Moralist würde laut Hepp nicht zögern, „ein so geländegängiges Subjekt als einen charakterlosen Opportunisten zu bezeichnen".

Mag solche Darstellungskunst von vier verschiedenen Rollen nur wenige auszeichnen, so besteht doch kein Zweifel darüber, daß unter den noch lebenden Deutschen eine beträchtliche Anzahl es verstanden hat, nach der Zäsur von 1945 dem Geist der neuen Zeit ebenso untreu zu sein wie zuvor dem alten Geist. Die im historischen Vergleich zutage tretende Wandlungsfähigkeit erregt nach Meinung von Hepp den Krankheitsverdacht: „Wären die Deutschen gestern nicht vehemente Antisemiten gewesen, würde es niemals verwundern, daß sie sich heute in philosemitischer Begeisterung überschlagen. Hätten sie gestern nicht alle Energie des Geistes und des Willens eingesetzt, um die parlamentarische Demokratie abzuschaffen und zu überwinden, würde es niemand erstaunen, daß sie sich heute militant demokratisch gebärden. Hätten sie sich gestern als prononcierte Militaristen vorgestellt, würde sich niemand daran stoßen, daß sie sich heute als das friedfertigste und zivilste Volk der Erde geben wollen. Und hätten sie gestern nicht antinationale Schriften verbrannt, wäre es nicht der Rede wert, daß sie heute nationale Bücher unterdrükken."

Diese Gegenüberstellung hinkt zwar etwas. Trotzdem sprechen die meisten nur das nach, was ihnen Politiker vorsprechen. Sehr prägnant wird der offensichtliche Meinungswandel im Volk auf den Elitewechsel zurückgeführt. Besonders von den beiden Weltkriegen sei ein „kontraselektorischer Effekt" ausgegangen. Stattgefunden habe eine negative Auslese, in der die „Wölfe" den „Füchsen" unterlegen sind.

Da das Wählervölkchen – nicht nur das deutsche – keinen eigenen Charakter habe, sei ihm nur die Möglichkeit geschenkt, sich mit einer „Elite" zu „identifizieren". Die Sieger aber haben laut Hepp ihre „Elite", die der „Füchse", nach 1945 in alle deutschen Machtpositionen gebracht und das, was an „Löwen", also einer potentiellen Gegenelite noch da war, durch geschickte Manipulationen vom politischen Betrieb ferngehalten. Dieser

Prozeß sei um so leichter vonstatten gegangen, als eben der Kriegsverlust den besseren Volksteil der Deutschen dezimiert habe. Otto Seek als Geschichtsschreiber wird mit seinem Urteil über die Folgen der römischen Bürgerkriege zitiert: „Wer kühn genug gewesen war, sich politisch zu exponieren, war fast ausnahmslos zugrunde gegangen, nur die Feiglinge blieben am Leben, und aus ihrer Brut gingen die neuen Generationen hervor." Dies mag eine Übertreibung sein. Denn nicht nur Feiglinge blieben übrig, da bekanntlich Tüchtigkeit auch im Kampfe sich behauptet.
Schuldbekenntnisse und Sühneerklärungen gehören heute zum ekelhaften Nachkriegsritual und werden sicher die Jahrtausendwende überstehen. Ehemalige aus der braunen Partei sind so frei, anderen das Maß vorzugeben. Der Mitautor des Buches schreibt: „Diejenigen, die öffentliche Schuldbekenntnisse ablegen, sprechen weit weniger von sich. Sie versammeln lieber ungefragt eine große Anzahl von Bußfertigen und Mitsündern um sich, für die sie dann selber als bereits absolvierte Repräsentanten sprechen." Herr Groß, Herausgeber von „Kapital", sieht Glanzleistungen auf diesem Sektor und nennt stellvertretend für andere Albert Speer, der sich als Dauerdarsteller des Bußverhaltens profiliert hat, ganz abgesehen davon, daß er ausgerechnet als Verurteilter zu den wenigen gehört, die die Nürnberger Gerichtsbarkeit als rechtens erklären. „Nicht phantasielos wäre es, sich ihn als israelitischen Ehrenbürger zu denken oder als Verfertiger von Entwürfen für den Wiederaufbau des Tempels Salomos."
Das nicht selten verkrampfte Bemühen, die Vergangenheit zu bewältigen, dürfte in der Tat der Hauptbestandteil jener deutschen Neurose sein, der sich erstmals in dieser Weise wissenschaftlicher Aufmerksamkeit zuwendet. Inzwischen aber gibt es, gottlob, eine Reihe von Veröffentlichungen, die gleichermaßen Kompetenz und Engagement atmen. Die folgenden Kapitel sollen dazu einen bescheidenen Beitrag leisten.

MEIN EINTRITT IN DIE POLITIK

Ich war Soldat und diente meinem Vaterland aus Überzeugung und mit Hingabe. Im Frieden war es eine Freude, im Kriege eine opfervolle Pflicht. Als aktiver Offizier war ich vom Beginn des Zweiten Weltkrieges an im Fronteinsatz und tat mein Bestes, um den Krieg zu gewinnen. Für mich waren, insbesondere während des Krieges, Begriffe, wie der heute so gerühmte Widerstand, Verschwörung, Sabotage und gar Verrat gegenüber der für die Erhaltung unserer Freiheit ringenden Front undenkbar und verwerflich. Meine Fronttätigkeit wurde nur für jeweils vier Monate unterbrochen, als ich zum Kommandeur des Wachregiments „Großdeutschland" nach Berlin und anschließend als Kampfkommandant des Führerhauptquartiers in die „Wolfsschanze" nach Rastenburg berufen wurde.

Das Schicksal hat mich erstmalig am 20. Juli 1944 überraschend und ungewollt mit dem für mich damals unvorstellbaren Problem des Widerstands, der Verschwörung und des Verrates konfrontiert. Es sind seitdem siebenunddreißig Jahre vergangen. Damals wie heute hat sich meine Auffassung wenig geändert. Ich schrieb bereits fünf Jahre nach dem Krieg, als noch die „Entnazifizierung" das politische Feld beherrschte, in meiner 80.000fach herausgegebenen Broschüre „Meine Rolle am 20. Juli 1944" einleitend über die Gründe für meinen Eintritt in die Politik nach dem Kriege.

Im Juni 1949 traten in Godesberg am Rhein deutsche Männer zusammen, um zum ersten Mal nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches gegen seine Aufteilung in je einen westlichen und einen östlichen „Satellitenstaat" sowie die stückweise Preisgabe urdeutscher Gebiete zu protestieren. Bis zur Errichtung der Westdeutschen Bundesrepublik und der sich

unmittelbar anschließenden Gründung der Deutschen Demokratischen Republik in der sowjetischen Besatzungszone hatte das Deutsche Reich weder tatsächlich noch juristisch zu bestehen aufgehört, wie von zahlreichen in- und ausländischen Sachverständigen eindeutig festgestellt worden ist.

Denn nicht das Deutsche Reich, vertreten durch das letzte gesamtdeutsche Staatsoberhaupt Großadmiral Dönitz, sondern lediglich das Oberkommando der Deutschen Wehrmacht als rein militärische Dienststelle – das kann nicht oft genug betont werden – hat am 8. Mai 1945 die Kapitulationsurkunde unterzeichnet.

Erst die Bereitschaft deutscher Nachkriegspolitiker, durch Errichtung eines westdeutschen beziehungsweise mitteldeutschen Separatstaates den allierten Wünschen einer dauernden Zertrümmerung der deutschen Einheit nachzugeben, hat praktisch die Idee des Reiches, die aus den ältesten Perioden der deutschen Geschichte bis in unsere Tage herüberreicht, für den Augenblickserfolg einer Scheinsouveränität aufgeopfert, was praktisch einer Erneuerung der alten Napoleonischen Rheinbundpolitik gleichkam. Künftige Generationen werden ohne Zweifel in diesem Vorgang eine verhängnisvolle deutsche Mitwirkung an einer lang andauernden Aufspaltung des Reiches sehen.

Keine noch so aufdringliche Zweckpropaganda wird vor dem unbestechlichen Richterstuhl der Geschichte den wahren Ablauf der Ereignisse verschleiern und die Verantwortlichen von ihrem verhängnisvollen Versagen freisprechen können. Erst durch die deutsche Zustimmung zu dieser staatlichen Spaltung wurde der jeweiligen Siegergruppe die Möglichkeit gegeben, ihre Besatzungszone zum Aufmarsch- und Interessengebiet auszubauen und damit den einzig möglichen Ansatzpunkt für eine echte gesamtdeutsche Politik für unabsehbare Zeit auszuschalten. Eine neu gegründete Partei verstand sich damals als die erste echte deutsche Opposition gegen eine Teilung Deutschlands und wollte im Rahmen der sozialistischen Reichspartei die Erhaltung der Freiheit und der Chance des Überlebens eines bewaffneten neutralen Deutschlands als Vorläufer eines gesamteuropäischen Staatenbundes erreichen.

Die einst in Godesberg Versammelten waren entschlossen, gegen diese voraussehbare und von Tag zu Tag sich deutlicher abzeichnende Entwick-

lung der Teilung Deutschlands und Europas und damit die Einordnung in zwei raumfremde Festungsbereiche vor der deutschen Nation und der Welt zu protestieren und gleichzeitig die Stimme der echten deutsch-europäischen Opposition bei der bevorstehenden Wahl zum ersten Bundestag zur Geltung zu bringen. Die heutigen Friedensdemonstrationen sind im Gegensatz zu unserem damaligen politischen Kampf nur ein schwacher, viel zu spät kommender Ersatz.
Man kam in Godesberg nach eingehender Überprüfung der Lage überein, sich durch einen Aufruf unmittelbar an die Wähler zu wenden, um sie zur Aufstellung und Wahl unabhängiger Kandidaten aufzufordern, nachdem sich die Militärregierungen bis dahin beharrlich geweigert hatten, außer den sogenannten lizensierten Parteien weitere politische Gruppen zuzulassen. Dies war unser Widerstand nach dem Kriege gegen eine verhängnisvolle und heute immer mehr zutage tretende Politik der Einordnung in fremde Interessen.
Obwohl ich zu dieser Tagung eingeladen war, vermied ich es zunächst, mich an der Diskussion zu beteiligen. Erst als man mich zur Unterschrift einer gemeinsamen Erklärung aufforderte, gab ich meine Stellungnahme in folgenden Worten kund: „Dieser Aufruf ist an sich so formuliert, daß ihn jeder bewußte Deutsche, also auch ich, unterzeichnen müßte. Es ist mir klar, daß meine Unterschrift für Tausende deutscher Soldaten, die mich als Frontkommandeur kennen, ein Fanal sein wird. Ich weiß aber auch, daß ein Teil des deutschen Offizierkorps infolge meines Entschlusses als Kommandeur des Wachregiments ‚Großdeutschland' in Berlin am 20. Juli 1944 von vornherein in Opposition gegen eine an sich gute und notwendige Sache gedrängt wird, wenn ich mich sichtbar an ihr beteilige. Um aber jede Möglichkeit einer Spaltung der Geister in einer für den Fortbestand des Reiches lebensnotwendigen Frage auszuschließen, werde ich den vorliegenden Aufruf nur unter der Voraussetzung unterzeichnen, daß gleichzeitig mit mir ein ehemaliger Gegner des nationalsozialistischen Regimes, soweit er ehrlich den Interessen der deutschen Nation und des Reiches zu dienen glaubt, zur Mitunterzeichnung bereit ist."
Ich habe diese Erklärung damals im Bewußtsein abgegeben, daß in dieser für das Reich schicksalhaften Frage die Stellungnahme zu dem früheren Regime zurücktreten müsse. Leider fand sich kein überlebender Mitbe-

teiligter des 20. Juli 1944 bereit, seinen Namen unter den Aufruf zu setzen. Anscheinend galt ihr Haß nur dem Regime Adolf Hitlers, nicht aber der Gewaltpolitik auswärtiger Kräfte, die nach 1945 nach dem Morgenthauplan bestrebt waren, mit Hilfe deutscher Handlanger den Restbestand des Reiches und der Volkssubstanz zu zerstören, ohne daß aus den Reihen der ehemaligen „Widerständler" nur ein Wort des Protestes vernehmbar gewesen wäre.

Diese Sorglosigkeit bei aller sonstigen Selbstbeweihräucherung und die fortdauernden Angriffe gegen meine politische Stellungnahme, zum Teil in unflätigster Form, gerade aus den Reihen der ehemaligen Widerstandskämpfer, haben meine Auffassung über die eigentlichen Motive dieser innerdeutschen „Résistance", die sich inmitten eines entsetzlichen Völkerringens gegen die eigene Staatsführung erhob – nicht um den Kampf um so entschlossener fortzusetzen, sondern ihn unter jeder noch so erbärmlichen Bedingung zu beenden – entscheidend gewandelt.

Trotzdem hätte ich über die Ereignisse des 20. Juli 1944 weiterhin Stillschweigen bewahrt, wenn ich nicht seit dieser meiner Erklärung fortdauernd als Mörder, Bluthund und neuerdings als Verräter meiner Kameraden von einer „gesinnungstüchtigen" Presse beschimpft worden wäre, was schon im Interesse meiner damaligen Untergebenen nicht von mir hingenommen werden konnte. Es sind seit dem Zusammenbruch 1945 derartige Lügen und Fälschungen über die jüngste deutsche Vergangenheit von allen Interessenten – und deren sind es allzu viele – verbreitet worden, daß es nun höchste Zeit ist, der Wahrheit den Durchbruch zu verschaffen.

Ich war noch nicht von Godesberg zurückgekehrt, als, wie auf ein geheimes Stichwort, die gesamte Lizenzpresse über mich herfiel, um mich in jeder Weise zu verleumden und zu verdächtigen. Allzubald spürte ich die Absicht, nicht mich allein zu treffen, sondern ein Millionenheer anständiger deutscher Soldaten, das sich getreu seinem Eide von den Verschwörern des 20. Juli 1944 abgewandt und es bis zum bitteren Ende vorgezogen hatte, seinem Widerstandswillen gegen den äußeren Feind des Reiches und der deutschen Nation zu richten.

Erst jetzt entschloß ich mich, aus meiner Reserve herauszutreten. Wenn man zuläßt, daß einerseits verräterische Widerstandskämpfer als Helden

verherrlicht, andererseits pflichttreue Soldaten und Arbeiter als Verbrecher und Narren beschimpft werden, so macht man sich schuldig an der Schändung des Andenkens zahlloser Toter, die getreu ihrem Eide gefallen sind.

Es liegt also nicht an mir, daß die Behandlung der Frage nach der Berechtigung des inneren Widerstandes während des Zweiten Weltkrieges eine solche Schärfe angenommen hat; besser für die deutsche Zukunft wäre es gewesen, wenn sie sine ira et studio hätte geführt werden können. Daran war aber offenbar denjenigen, die an einer dauernden Niederhaltung und Aufsplitterung des deutschen Volkes interessiert waren, wenig gelegen. Da nun die Debatte infolge der maßlosen Verherrlichung des mißlungenen Attentats und der fortdauernden Herabsetzung eidgetreuer deutscher Soldaten, insbesondere durch volksfremde Kommentatoren, auf diese Weise in Gang gekommen ist, mag sie nun auch mit rückhaltloser Offenheit geführt werden. Die überwältigende Mehrheit unserer Soldaten aber, welche gemäß ihrem Fahneneid gekämpft hat, verbittet sich energisch, als gutgläubige Hammelherde quasi „entschuldigt" zu werden. Wenn nun bei dieser Auseinandersetzung die Märtyrergloriole der Attentäter und anderer verräterischer Widerständler verblassen sollte, so liegt die Schuld gewiß nicht bei mir.

Ich würde es jedoch nicht wagen, in einer so heiklen Frage das Wort zu ergreifen, wenn ich nicht auch heute noch von der Notwendigkeit meines Eingreifens am 20. Juli 1944 überzeugt, ja sogar entschlossen wäre, in ähnlicher Lage wieder ebenso zu handeln; denn wie der Eid ist auch die Ehre unteilbar. Das Mark der Ehre aber ist die Treue.

MEINE ROLLE AM 20. JULI 1944 IN BERLIN

Meine Berufung zum Wachregiment „Großdeutschland" in Berlin erfolgte eigentlich zu meiner Erholung – als eine Art erstmaliger Fronturlaub – nach meinen vielen Verwundungen und als Anerkennung für meine hohen Tapferkeitsauszeichnungen bis hin zum Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und der silbernen Nahkampfspange mit achtundzwanzig Nahkampftagen. Später bin ich erneut verwundet worden. Das Wachregiment habe ich insgesamt nur vier Monate geführt, weil es mich wieder nach draußen zu meinen Kameraden drängte.
Meine Aufgabe als Kommandeur des Wachregiments „Großdeutschland", das ich Ende Mai 1944 übernahm, bestand neben rein repräsentativen Pflichten in der Sicherung der Reichsregierung und der Reichshauptstadt. Da in Berlin und der näheren Umgebung über eine Million ausländischer Arbeiter beschäftigt war, mußte mit der Möglichkeit des Ausbruchs innerer Unruhen gerechnet werden.
Gegen Mittag des 20. Juli 1944 hatte der schwerverwundete Oberleutnant Dr. Hans Hagen seinen kulturhistorischen Vortrag vor den Offizieren und Unteroffizieren meines Regiments beendet. Er war meinem Regiment nur wirtschaftlich zugeteilt und keineswegs NS-Führungsoffizier, wie oft berichtet wurde. Führungsoffizier auf der politischen und militärischen Ebene war ausschließlich ich allein.
Ich hatte Hagen anschließend zum Mittagessen in meine Dienstwohnung der Rathenower Kaserne zusammen mit meinem Adjutanten, Oberleutnant Siebert, eingeladen. Letzterer hatte an der Front ein Auge verloren, war Pfarrer der Bekennenden Kirche und pflegte alle Sonntage in die Garnisonskirche mit meiner ausdrücklichen Genehmigung zum Gottesdienst zu gehen, obwohl ich selbst aus der Kirche ausgetreten war. Bei uns

herrschte eben persönliche Freiheit. Ich stieß mich auch nicht daran, daß er in der Kampfzeit SA-Mann und Parteiangehöriger war, dann aber nach diffamierenden Äußerungen seines Kreisleiters hinsichtlich der Herkunft Christis aus beiden Organisationen aus Protest austrat, ohne daß er dadurch Nachteile in Kauf nehmen mußte.
Das war damals alles ohne Folgen möglich. Bevor ich ihn auf Grund seiner Persönlichkeit zum Adjutanten ernannte, vertraute er mir sogar an, daß er noch als SA-Mann in Uniform einen Einbruch bei der Gestapo unternommen habe, um belastende Papiere seiner Amtskollegen der Bekennenden Kirche sicherzustellen. Für mich waren damals diese freiwilligen Enthüllungen nur ein Grund mehr, den Schneid dieses Mannes als Grundlage für eine vertrauensvolle Adjutantenstellung zu betrachten. So war es eben auch im heute so verteufelten Dritten Reich. Im Offzierkorps und auch in meiner Truppe gab es keine sture Engstirnigkeit oder gar einen Gesinnungsterror, wie er heutzutage mit Hilfe des Amtes für Verfassungsschutz gegen nationale Leute geübt wird. Ich habe auch nie gehört, daß später Pastor Siebert sich als Widerstandskämpfer gefühlt oder sich als solchen ausgegeben hat.
Bezeichnend für unsere Aufgeschlossenheit war ein nach dem Essen zwischen dem famosen Kulturhistoriker Hagen und dem pastoralen Siebert geführtes Gespräch über den „Heliand“, bei dem es darum ging, inwieweit man sich damals bei der Einführung des Christentums altbewährter germanischer Lebensformen bediente, um die neue artfremde Lehre dem Volke verständlich erscheinen zu lassen. Christus war eben der Herzog, und seine Jünger waren die Gefolgsmannen. Da mich dieses Gespräch zwischen den beiden Streithähnen zu langweilen begann, stellte ich eine Versöhnungsflasche Wein auf den Tisch und ging ins nahe gelegene Post-Stadion baden, um mich für den nächsten Fronteinsatz fit zu erhalten.
Am frühen Nachmittag des 20. Juli 1944 wurde mein Regiment, wie alle Truppen des Ersatzheeres, durch das Stichwort „Walküre“ alarmiert. Dieses Stichwort war vorgesehen für die Mobilisierung des Ersatzheeres im Falle innerer Unruhen. Während bei meinem Regiment die vorzubereitenden Maßnahmen automatisch anliefen, wurde ich aus dem Schwimmbad geholt. Sodann begab ich mich befehlsgemäß mit meinem Pkw zu

meiner vorgesetzten Dienststelle, der Stadtkommandantur Berlin gegenüber der „Ewigen Wache". Im Gegensatz zu anderen im Vorzimmer wartenden unterstellten Truppenführern wurde ich als einziger sofort zum Standortkommandanten, Generalleutnant von Hase, vorgelassen und von diesem über Lage und Auftrag wie folgt orientiert:

„Der Führer tödlich verunglückt! Innere Unruhen ausgebrochen. Die Vollzugsgewalt übernimmt das Heer! Das Wachregiment erhält den Auftrag, unter Bereitstellung einer starken Eingreifreserve das Regierungsviertel – auf der Karte im einzelnen gezeigt – hermetisch so abzusperren, daß niemand, weder ein General noch ein Minister, die Absperrung passieren kann! Zur Unterstützung hinsichtlich der Absperrung der Straßen- und U-Bahnen wird ihnen der Oberstleutnant Wolters unterstellt!"

Mir fiel bei dieser Befehlserteilung auf, daß diese durch einen jüngeren Generalstabsoffizier, Major Hayessen, assistiert wurde, während der frühere, mir bekannte ältere erste Generalstabsoffizier untätig und auffallend nervös herumstand.

Ich war über die gegebene Orientierung naturgemäß sehr erschüttert, da für mich durch den Tod Hitlers auch die Chancen für eine glückliche Wende des Krieges zu schwinden begannen. Ich fragte sofort: „Ist der Führer tatsächlich tot? Ist er verunglückt oder liegt ein Attentat vor? Wo sind innere Unruhen ausgebrochen? Ich habe bei meiner Fahrt durch Berlin nichts Außergewöhnliches feststellen können. Warum geht die Vollzugsgewalt auf das Heer und nicht auf die Wehrmacht über? Wer ist der Nachfolger des Führers? Der Nachfolger müßte gemäß Hitlers Testament doch automatisch der Reichsmarschall Hermann Göring sein! Liegen irgendwelche Befehle oder Aufrufe von ihm vor?"

Da ich weder erschöpfende Auskünfte noch klare Antworten auf meine Fragen erhielt und somit die Lage für mich weiter unklar blieb, wurde in mir von der ersten Stunde an ein gewisses Mißtrauen erweckt. Ich versuchte daraufhin in die vor mir auf dem Tisch liegenden Schriftstücke flüchtig Einblick zu nehmen, um vor allem eine verantwortliche Unterschrift zu entdecken. Dieser wurde mir verwehrt, indem der Major Hayessen die schriftlichen Anweisungen ostentativ fortnahm und in eine Mappe steckte. Auf der Rückfahrt zu meinem Regiment beherrschte mich der Gedanke: „Hitler tot, nun herrscht Kopflosigkeit, wahrschein-

lich versuchen verschiedene Persönlichkeiten, die Nachfolge anzutreten."
Ich dachte an etwaige Diadochenkämpfe.
Ich nahm mir auf jeden Fall vor, mich in meiner Eigenschaft als Kommandeur der einzigen aktiven Elitetruppe in Berlin unter keinen Umständen mißbrauchen zu lassen, zumal mein Regiment nur aus ausgewählten und bewährten Frontsoldaten mit hohen Tapferkeitsauszeichnungen bestand. Zum Anzug der Offiziere gehörte das Ritterkreuz. Auch erinnerte ich mich an die Situation von 1918, die der Berliner Gardetruppe den Vorwurf einbrachte, daß sie durch ihr Zögern zum Gelingen der Revolution beigetragen habe. In keinem Fall wollte ich mich vor der Geschichte einem solchen Vorwurf aussetzen.
Zu meiner Truppe zurückgekehrt, setzte ich sofort eine Offiziersbesprechung an und gab Lage und Auftrag bekannt. Der vermeintliche Tod Adolf Hitlers löste bei allen Offizieren und auch bei der Truppe geradezu eine Schockwirkung aus. Ich habe nie in meinem Leben, auch nicht nach dem Zusammenbruch, eine solche Niedergeschlagenheit erlebt. Entgegen allen heutigen Darstellungen ist das die reine Wahrheit, für die ich mich verbürge. Bei dieser Besprechung ließ ich keinen Zweifel darüber aufkommen, daß mir vieles unklar und mysteriös erschien und ich nicht gewillt sei, mich und meine Truppe irgendwie mißbrauchen zu lassen. Ich verlangte ausdrücklich von jedem meiner Offiziere unbedingtes Vertrauen und absoluten Gehorsam, wie ich es auch in kritischen Lagen an der Front gewohnt war. Diese etwas ungewöhnliche Forderung wurde dadurch ausgelöst, daß während der Besprechung ein mir unbekannter General – wahrscheinlich war es der Generalleutnant Olbricht – aus dem Oberkommando des Ersatzheeres eine Kompanie meiner Einheit für einen speziellen Einsatz anforderte, was ich am Telefon ausdrücklich mit dem Hinweis ablehnte, daß ich einen klar umrissenen Auftrag erhalten hatte und mir eine Verzettelung meiner Truppe nicht ratsam erschien.
Nach der Besprechung erhielt ich zwei Meldungen, die mich weiter beunruhigten. Erstens meldete mir der anwesende Leutnant Dr. Hagen, der zu meinem Stabe gehörte, er habe bei seiner Fahrt zur Kaserne den Feldmarschall von Brauchitsch in voller Uniform in einem Wagen durch die Straßen Berlins fahren sehen. Dieser Umstand war auffallend, da sich Brauchitsch im Ruhestand befand und sein Auftreten in Uniform ausgerech-

net in der gegebenen Situation merkwürdig schien. Wie sich später herausstellte, kann es nicht Brauchitsch gewesen sein. Wahrscheinlich war es einer der Mitverschwörer.
Zweitens versicherte mir der von der Kommandantur als Verbindungsoffizier zugeteilte Oberstleutnant Wolters, daß ich nicht glauben dürfte, er sei zu meiner Überwachung als Spitzel vorgesehen. Eine derartige Äußerung, unaufgefordert und ohne Grund, war nicht nur ungewöhnlich und ärgerlich, sondern mußte in mir geradezu den Verdacht erwecken, daß irgendwie mit verdeckten Karten gespielt wurde. Wie sich später zeigte, hatte er durch meine Ansprache an die Offiziere Zweifel bekommen und war, um sich der Verantwortung zu entziehen, einfach nach Hause gefahren; eine für einen aktiven Offizier unmögliche Handlungsweise.
Der Zweifel, ob die Schilderung der Lage durch den Stadtkommandanten den wirklichen Tatsachen entsprach, zumal eine andere Version lautete, daß Hitler durch die SS umgebracht worden sei, veranlaßte mich zu dem Entschluß, mich selbst über die Lage zu orientieren und alle erreichbaren Dienststellen anzurufen, eine Handlungsweise, die man Aufklärung nennt und für jeden Truppenführer selbstverständlich ist, bevor er seine Truppe zum Einsatz bringt. Eine solche Denk- und Handlungsweise ist alles andere als der heute so viel gerügte Kadavergehorsam, wie man ihn oft der Armee des Dritten Reiches unterschieben möchte.
Unter anderem entschloß ich mich, den sich hierfür ausdrücklich anbietenden Leutnant Dr. Hagen, der früher im Propagandaministerium beruflich tätig war, zum Reichsverteidigungskommissar von Berlin zu senden, von dem ich annahm, daß er nicht nur über die militärische, sondern auch über die politische Lage unterrichtet sein würde. Reichsverteidigungskommissar für Berlin und gleichzeitig Gauleiter von Berlin war der Propagandaminister Dr. Joseph Goebbels und als solcher auch der Protektor der Division „Großdeutschland“, die aus allen Landsmannschaften des Reiches in Berlin aufgestellt worden war.
Etwa eineinhalb Stunden nach Auslösung des „Walküre“-Befehls war mein Regiment kriegsmäßig einsatzbereit und rückte befehlsgemäß in die vorgesehenen Absperrungsräume. Die routinemäßig eingesetzten Wachen wie am Ehrenmal und im Bendlerblock, dem Sitz des Befehlshaber des Ersatzheeres und des Allgemeinen Rüstungsamtes, verblieben auf ih-

ren Posten. Gegen 16.15 Uhr erhielt ich vom diensthabenden Offizier Leutnant Arends, der Wache im Bendlerblock, die Meldung, daß er den Befehl erhalten hätte, alle Eingänge zu sperren. Auftraggeber sei ein ihm unbekannter Oberst Mertz von Quirnheim gewesen. Außerdem habe er vom General Olbricht die Anweisung, auf eventuell anrückende SS-Verbände das Feuer zu eröffnen.
Nach persönlicher Überprüfung des Einsatzes meines Regiments an Ort und Stelle begab ich mich gegen 17.00 Uhr erneut zum Stadtkommandanten von Hase, um Vollzugsmeldung zu erstatten. Bei dieser Gelegenheit wurde ich gebeten, meinen Gefechtsstand ebenfalls in der Kommandantur gegenüber dem Ehrenmal zu errichten. In der Rathenower Kaserne hatte ich unter Führung von Leutnant Gees einen Meldekopf einrichten lassen, der mit mir in telefonischer Verbindung stand. Von v. Hase erhielt ich bei dieser Gelegenheit den zusätzlichen Auftrag, den mir auf dem Stadtplan gezeigten Häuserblock nördlich des Anhalter Bahnhofs besonders scharf abzusperren.
Als ich diesen Auftrag an Ort und Stelle durchführen wollte, stellte ich fest, daß in dem bezeichneten Gebäudekomplex das Reichssicherheitshauptamt untergebracht war. Die Unklarheit, um nicht zu sagen Tarnung dieses unaufrichtigen Auftrags, mußte meinen Argwohn nur noch verstärken. Warum gab man mir nicht den klaren Auftrag, auf den Reichssicherheitsdienst aufzupassen? Ich hätte selbstverständlich auch diesen Befehl ausgeführt.
Bei meinem dritten Besuch bei General von Hase fragte ich ihn daher offen: „Warum, Herr General, bekomme ich so unklar formulierte Befehle, warum sagt man mir nicht, daß ich auf das Reichssicherheitshauptamt besonders achtgeben soll?“ v. Hase war sehr nervös und aufgeregt. Er ging auf meine Frage gar nicht ein. Wenn man mich heute fragt, wieso ein so junger Offizier wie ich einem General gegenüber sich solche Freiheiten erlauben konnte, so mag man bedenken, daß wir jungen Kommandeure uns als pulverdampfergraute und erfolgreiche Frontführer fühlten und der Respekt gegenüber unabkömmlichen Heimatkriegern keinen allzu großen Stellenwert besaß.
In diesem Zusammenhang möchte ich aus meiner langen Fronterfahrung einmal feststellen: So wie im Ersten Weltkrieg das Geschehen an der

Front sehr wesentlich von den erfahrenen Stoßtruppführern auf Kompaniechefbasis geprägt wurde, waren es im Zweiten Weltkrieg die an der Front herangewachsenen jungen Kommandeure, die mit ihrer Truppe eine verschworene Kampfgemeinschaft bildeten, die nicht nur kämpfen konnten, sondern auch wollten, zumal sie an einen möglichen Sieg glaubten.

Im Dienstzimmer v. Hases entnahm ich aus einem Gespräch des Generals mit seinem ersten Generalstabsoffizier, daß nunmehr noch Goebbels verhaftet werden müßte und dieser Auftrag von mir durchgeführt werden sollte. Da mir die Durchführung dieses Auftrages im Hinblick auf die von mir eingeleitete Verbindungsaufnahme mit Goebbels unangenehm war, schaltete ich mich in das Gespräch ein und sagte zum General v. Hase: „Herr General, ich halte mich für diese Aufgabe für denkbar ungeeignet! Sie wissen, daß ich als langjähriger Angehöriger der Division ‚Großdeutschland', deren Ärmelstreifen ich trage, diese Aufgabe für wenig kavaliersmäßig halte. Es dürfte Ihnen bekannt sein, daß Dr. Goebbels in seiner Eigenschaft als Berliner Gauleiter gleichzeitig auch der Protektor der Division ‚Großdeutschland' ist. Ich habe Goebbels erst vor vierzehn Tagen als neuer Kommandeur des Wachregiments meinen Antrittsbesuch gemacht und halte es aus diesem Grunde für unangebracht, ausgerechnet mich mit der Verhaftung meines Protektors zu beauftragen." Wahrscheinlich hatte v. Hase für meine Argumente Verständnis oder gab aus anderen Gründen nunmehr dem Heeresstreifendienst den Auftrag zur Festnahme des Reichsministers Dr. Goebbels.

Gegen 17.30 Uhr hatte Leutnant Dr. Hagen Goebbels endlich in seiner Privatwohnung in der Hermann-Göring-Straße 20 neben dem Brandenburger Tor angetroffen, nachdem er es zuvor vergeblich im Propagandaministerium versucht hatte. Der Minister hatte keine Ahnung von der für ihn bedrohlichen Lage. Erst als Hagen zur Unterstreichung seines Situationsberichtes auf die gerade vorbeifahrenden Fahrzeuge des Wachregiments hinwies, erschrak Goebbels: „Das ist doch unmöglich, was machen wir?" Worauf Hagen vorschlug: „Am besten, Sie lassen meinen Kommandeur hierher bitten." „Kann man sich auf Ihren Kommandeur auch verlassen?" war die kurze Gegenfrage Goebbels. Hagen: „Für meinen Kommandeur meinen Kopf!"

Unmittelbar nach Verlassen des Dienstzimmers des Stadtkommandanten erreichte mich auf dem Flur endlich die langersehnte Orientierungshilfe als Ergebnis der Kontaktaufnahme mit Goebbels.
Hagen war zur Kaserne zurückgefahren, hatte dort den Leutnant Gees unterrichtet und war dann zu meinem neuen Gefechtsstand in der Kommandantur, die inzwischen schwer bewacht wurde, gefahren. Um sich keiner Gefahr auszusetzen, betrat er das Gebäude nicht, sondern orientierte meinen Adjutanten und den Ordonnazoffizier, Leutnant Buck, über die Lage mit der Bitte, mich unverzüglich zu informieren, die lautete: „Völlig neue Lage! Es handelt sich wahrscheinlich um einen Militärputsch! Näheres noch nicht bekannt! Der Reichsverteidigungskommissar läßt Sie bitten, so schnell wie möglich zu ihm zu kommen! Wenn Sie nicht in zwanzig Minuten bei ihm erschienen sind, muß er annehmen, daß Sie mit Gewalt zurückgehalten werden. Er sieht sich dann gezwungen, die Waffen-SS zu alarmieren. Um einen Bürgerkrieg zu vermeiden, habe er einstweilen für die Leibstandarte Sitzbereitschaft angeordnet."
Als ich diese Information wenig später von meinem Adjutanten erhielt, entschloß ich mich, noch einmal v. Hase aufzusuchen. Mein damals noch bestehendes Vertrauen zur Person des Generalleutnants mag man daraus erkennen, daß ich Leutnant Buck veranlaßte, v. Hase die soeben von Goebbels überbrachte Information noch einmal in meinem Beisein zu wiederholen. Ich wollte nicht als Intrigant erscheinen und spielte als erfahrener Frontoffizier mit absolut offenen Karten. Meine anschließend vorgetragene Bitte, dieser Aufforderung des Reichsverteidigungskommissars nachkommen zu dürfen, um eine im Interesse aller liegende Klärung der Lage herbeiführen zu können, wurde von v. Hase schroff abgelehnt.
Nach Verlassen der Kommandantur, was ich ohne Behinderung tun konnte, habe ich gemeinsam mit meinem Adjutanten, dem Oberleutnant Siebert – heute Pfarrer in Nürnberg – überlegt, was ich nun zu tun hätte. Meine Schlüsselposition in dieser von mir nicht verursachten schwierigen und undurchsichtigen Lage wurde mir immer klarer. Ich fühlte, daß es nunmehr auch um meinen Kopf ging. Nach genauer Beurteilung der Situation, soweit ich dies im Augenblick konnte, kam ich zu dem Entschluß, trotz des gegenteiligen Befehls zu Goebbels zu fahren. Meine Gründe waren folgende:

Erstens wollte ich mir meine Handlungsfreiheit unter keinen Umständen nehmen lassen, wie mir das von der Front her geläufig war. Oft war es auch hier nur ein kleiner Schritt zwischen Erwerb einer hohen Kriegsauszeichnung und Kriegsgericht mit Todesfolge.
Zweitens fühlte ich mich nach wie vor eidgebunden; denn bislang war die Meldung vom Tode des Führers zumindest zweifelhaft. Ich mußte also handeln, wie es mir mein Fahneneid vorschrieb.
Drittens hatte ich an der Front, unzählige Male auf mich selbst gestellt, verantwortlich Entschlüsse fassen müssen, deren Richtigkeit durch Verleihung hoher Auszeichnungen bestätigt wurde. Nur durch entschlossenes Handeln konnte manche Lage gemeistert werden. Ich fühlte mich eins mit meinen Kameraden an der Front, die es nicht verstanden hätten, wenn ich aus Mangel an Zivilcourage die Hände in den Schoß gelegt hätte. Ich durfte es durch eigenes Verschulden nicht zu einer Entwicklung kommen lassen, die verhängnisvoll hätte werden können. Ich dachte an 1918.
Viertens befand ich mich in einer Zwangslage, da Goebbels die Alarmierung der Waffen-SS vorhatte, so daß unter Umständen mit dem Bruderkampf zwischen zwei an der Front bewährten Truppenteilen zu rechnen war. Als Kommandeur der einzigen aktiven Elitetruppe in Berlin war ich für das Leben der mir anvertrauten Soldaten verantwortlich. Diese für eine völlig ungeklärte Sache einzusetzen, stand mir nicht zu.
Aber auch Goebbels gegenüber war ich mißtrauisch, denn immer noch war ich der Annahme, daß der Führer tot sei, und hielt einen Kampf um seine Nachfolge für möglich. Mich und meine Truppe in einen solchen Diadochenkampf hineinziehen zu lassen, lag mir fern. Da mir die Rolle Goebbels nicht klar war, nahm ich mir zu meinem Besuch bei ihm den Leutnant Buck und einen Zug Soldaten mit, die den Auftrag bekamen, mich so oder so herauszuholen, falls ich nach einer Viertelstunde Goebbels Wohnung nicht verlassen haben würde.
Ich selbst drang dann mit entsicherter Pistole bis ins Dienstzimmer des Ministers vor, wo man mich dringend erwartete, und bat ihn, mich über die Lage zu orientieren. Goebbels forderte mich darauf seinerseits auf, ihm darüber Auskunft zu geben, was mir bekannt sei. Ich kam diesem Wunsch nach, verschwieg aber seine von v. Hase beabsichtigte Verhaf-

tung, da mir zweifelhaft war, welche Rolle er selbst spielte. Befragt, was ich zu tun gedächte, sagte ich ihm, daß ich mich an meine militärischen Befehle halten würde und diese durchzuführen entschlossen sei. Auch wenn der Führer nicht mehr lebe, fühle ich mich an meinen Eid gebunden und könne nur so handeln, wie es mir mein Gewissen als Offizier vorschreibe. Darauf sah mich Goebbels erstaunt an und sagte: „Wieso? Der Führer lebt doch! Ich habe mit ihm telefonisch gesprochen. Das Attentat ist mißlungen! Sie sind einer Mystifikation aufgesessen."

Diese Information kam für mich völlig überraschend. Als ich hörte, daß der Führer am Leben war, fiel mir ein Stein vom Herzen. Aber ich blieb mißtrauisch. Deshalb bat ich Goebbels um sein Ehrenwort, daß seine Mitteilung wahr sei und daß er selbst bedingungslos hinter dem Führer stehe. Goebbels zögerte zunächst, da ihm dieses Ansinnen nicht ganz verständlich erschien. Erst auf meine wiederholte Bitte, daß ich sein Ehrenwort als verantwortlich handelnder Offizier brauche, um klar zu sehen, gab er es mir.

Mein Wunsch, mich telefonisch mit dem Hauptquartier verbinden zu lassen, deckte sich mit seiner Absicht. Innerhalb einer Minute war die Verbindung mit der Wolfsschanze in Rastenburg in Ostpreußen hergestellt und Adolf Hitler zu meiner großen Überraschung selbst am Apparat. Goebbels informierte den Führer kurz und übergab mir dann den Hörer. Adolf Hitler sagte etwa: „Major Remer, hören Sie mich, erkennen Sie meine Stimme, verstehen Sie mich?" Ich bejahte, war aber dennoch unsicher. Mir schoß blitzartig durch den Kopf, daß vielleicht jemand die Stimme des Führers nachahmen könne. Ich kannte zwar persönlich die Stimme des Führers seit der Verleihung des Eichenlaubs zum Ritterkreuz im Jahr zuvor, als ich Gelegenheit hatte, etwa eine Stunde allein mit ihm über die Sorgen und Nöte der Front sehr offen zu sprechen, aber mich überzeugte erst der weitere Verlauf des Telefonats, daß ich tatsächlich direkt mit ihm persönlich sprach. Er fuhr fort: „Wie Sie sich also überzeugen können, lebe ich. Das Attentat ist mißlungen, die Vorsehung hat es nicht gewollt. Eine kleine Clique ehrgeiziger, treuloser und verräterischer Offiziere wollte mich umbringen. Aber jetzt haben wir die Saboteure der Front. Wir werden mit dieser verräterischen Pest kurzen Prozeß machen, wenn notwendig unter Anwendung brachialer Gewalt.

Sie, Major Remer, erhalten von mir in diesem Augenblick alle Vollmachten für Berlin und sind mir persönlich und niemand anderem verantwortlich, sofort die Ruhe und Sicherheit der Reichshauptstadt wiederherzustellen. Sie werden mir zu diesem Zweck persönlich so lange unterstellt, bis der Reichsführer Himmler dort eintrifft und Sie aus der Verantwortung entläßt."

Die Worte des Führers waren sehr ruhig, bestimmt und überzeugend gefallen. Ich konnte aufatmen; denn alle meine Zweifel waren mit diesem Gespräch beseitigt. Für mich war nach wie vor der dem Führer geleistete Soldateneid bindend und die Richtschnur für mein Handeln. Es ging für mich jetzt ausschließlich darum, durch schnelles Handeln und entschlossenes Eingreifen Mißverständnisse auszuräumen und unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Goebbels bat mich, ihm den Inhalt des Gesprächs mitzuteilen, und fragte mich, was ich nun zu tun gedenke. Er stellte mir die unteren Räume seines Hauses zur Verfügung, in denen ich meinen Gefechtsstand einrichtete. Es war inzwischen 18.30 Uhr geworden. Die erste Meldung im Großdeutschen Rundfunk über den Sprengstoffanschlag im Hauptquartier erfolgte eine Viertelstunde später.

Durch meinen Aufenthalt auf der Stadtkommandantur Berlin waren mir in groben Zügen die Anordnungen für die nach Berlin anrückenden Truppenteile größtenteils bekannt. Um die Kommandeure dieser Truppenteile über die wirkliche Lage zu orientieren, schickte ich ihnen nach allen Richtungen Ordonnanzoffiziere entgegen. Dies glückte in vollem Umfange. Das Wort „für oder gegen den Führer" tat Wunder. Ich möchte eindeutig feststellen, daß alle Kommandeure, die gleich mir über die Vorfälle empört waren, sich bedingungslos meinem Kommando unterstellten, obwohl ich dienstgradmäßig jünger war als sie. Es zeigte sich also, daß auch für sie alle der Fahneneid bindend war. Es gab nur dort vorübergehend Schwierigkeiten, wo eine persönliche Orientierung nicht sofort möglich gewesen war.

Wegen der herrschenden Unsicherheit und auf Grund von Mißverständnissen – man glaubte, das Wachregiment habe wegen der vollzogenen Absperrung gemeutert – wäre es um ein Haar an zwei Stellen zu einem Antreten anderer Truppenteile gegen mein Regiment gekommen. Auf dem Fehrbelliner Platz hatte sich auf Befehl der Verschwörer eine Panzerbriga-

de bereitgestellt, die jedoch durch einen Funkbefehl des Generalobersten Guderian aus den Reihen der Verschwörer herausgebrochen werden konnte. Diese Truppe setzte daraufhin von sich aus Aufklärung an und kam zu der irrtümlichen Auffassung, daß das Wachregiment „Großdeutschland" auf der Seite der Verschwörer stehe und den Reichsminister Goebbels festgesetzt habe. Einige Panzer der Brigade fühlten vor, und es wäre beinahe zu einem Blutvergießen gekommen, wenn nicht durch mein persönliches Eingreifen dieser Irrtum aufgeklärt worden wäre.
Die gleiche Situation spielte sich vor dem Bendlerblock, der Dienststelle des Oberbefehlshabers des Einsatzheeres, ab, als eine Panzergrenadierkompanie meine etatsmäßig gestellte Wache ablösen wollte. Durch energisches Eingreifen einiger Offiziere meines Regiments konnten im letzten Augenblick Mißverständnisse beseitigt und ein Schußwechsel zwischen deutschen Soldaten vermieden werden. Auch hier brachte die Fragestellung „für oder gegen Hitler" die eindeutige Entscheidung. Ich hatte meinen Kompaniechef, Hauptmann Schlee, zum Bendlerblock geschickt, um dort die Lage klären zu lassen. Ich ahnte zu diesem Zeitpunkt noch nicht, daß dort der Kopf der Verschwörung saß. Schlee hatte Befehl, unsere Wache abzuziehen, weil ich mögliches Blutvergießen vermeiden wollte. Bei dieser Gelegenheit wurde Schlee zum General Olbricht befohlen. Allerdings sicherte er sich ab und gab der Wache den Auftrag, ihn gewaltsam herauszuhauen, falls er nicht zurückkomme. Er wurde auch tatsächlich im Vorzimmer des Generals von Oberst Mertz v. Quirnheim festgehalten mit der Anweisung, den Raum nicht zu verlassen. Doch als Mertz ins Büro Olbrichts ging, verließ auch Schlee das Zimmer.
Als er dann wieder zu unserer Wache zurückkehrte, meldete ihm Leutnant Arends ein sonderbares Vorkommnis. Aus den oberen Stockwerken habe er Schreie vernommen, sodann sei eine Schreibmaschine und ein Telefon durchs Fenster auf den Hof geworfen worden. Schlee machte sofort kehrt und rückte mit einem Stoßtrupp zum Tatort vor, um diesen merkwürdigen Vorfall zu klären. Er stellte dann unangefochten sehr bald das Zimmer fest, aus dem der Lärm kam. Es war abgeschlossen, aber nicht bewacht, und der Schlüssel steckte von draußen im Schloß. Es war General v. Kortzfleisch, Kommandierender General des Wehrkreises Berlin, der die Gegenstände durchs Fenster geworfen hatte. Der General war zum Be-

fehlsempfang in den Bendlerblock beordert worden, wo er sich konstant weigerte, mit den Verschwörern zusammenzuarbeiten. Er wurde verhaftet und eingesperrt, aber nicht bewacht. Nunmehr war er frei und gab uns die ersten Hinweise über den Kopf der Verschwörung.
Um 19.30 Uhr wurde befehlsgemäß unsere Wache abgezogen. Olbricht mußte die Wache mit seinen eigenen Offizieren besetzen. Führer dieser Wache war der Oberstleutnant Fritz v. d. Lancken. Beim Abrücken erfuhr Schlee dann noch von einem Hauptmann der im Hause befindlichen Nachrichtenzentrale, daß Major Remer vom Führer mit der Niederwerfung des Putsches beauftragt war. Man hatte mein Gespräch mit dem Führer mithören können und erkannt, daß es sich bei den herauszugebenden Fernschreiben um Anordnungen von Putschisten handelte. So wurden diese systematisch verzögert und blieben teilweise ganz liegen.
Wahrlich ein meisterhaft vorbereiteter Putsch ohne Gefolgsleute! Zudem liefen Fernschreiben und gingen Telefongespräche aus dem Führerhauptquartier ein, aus denen die wirkliche Lage klar ersichtlich war.
Der Spätnachmittag des 20. Juli war mit unzähligen Einzelanordnungen ausgefüllt. Unter anderem hatte ich die Ersatzbrigade „Großdeutschland" aus Cottbus als Eingreifreserve an den Stadtrand Berlins heranziehen lassen. Auch sie hatte zuvor von den Verschwörern einen anderen Auftrag erhalten. Der mir von der Front her bekannte und äußerst bewährte einarmige Kommandeur, Oberst Schulte-Neuhaus, meldete sich auf meinem Gefechtsstand. Ich machte ihn mit Goebbels bekannt. Meine eigene Truppe zog ich dichter um den Komplex der Reichskanzlei zusammen und schuf mir im Garten der Ministerwohnung von Goebbels eine starke Eingreifreserve. Goebbels bat mich, vor meinen dort versammelten Soldaten eine Ansprache zu halten, was auch geschah. Die Empörung über das verräterische Geschehen war so groß, daß sie jeden Verschwörer zerrissen hätten, wenn er sich gezeigt hätte.
Sodann ließ ich die Stadtkommandantur abriegeln, da ich den Eindruck gewonnen hatte, daß sich dort einige fragwürdige Personen aufhielten. Weiter erfuhr ich, daß nach meiner Ablehnung der Heeresstreifendienst die Verhaftung von Goebbels vornehmen sollte. Ich wartete vergeblich. Wie ich später hörte, hat sich keine Truppe zu diesem Unternehmen bereit erklärt, so daß v. Hase es hätte allein tun müssen. Der Stadtkomman-

dant selbst war zu diesem Zeitpunkt zum Stellvertretenden Generalkommando gefahren, um sich dort mit dem von den Verschwörern eingesetzten General über weitere Maßnahmen klarzuwerden. Man hatte dort zwei Stunden verhandelt und kam zu keinem Entschluß, eine typische Verhaltensweise frontfremder Verschwörer.
Nach seiner mir gemeldeten Rückkehr in die Kommandantur bat ich General v. Hase telefonisch, mich zwecks Klärung der Lage auf meinem Gefechtsstand in der Goebbels-Wohnung aufzusuchen. Zunächst lehnte er meine Aufforderung ab und verlangte von mir, daß ich als sein Untergebener zur Kommandantur kommen müsse. Erst auf meinen Hinweis, daß ich vom Führer persönlich in direkter Unterstellung mit der Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung beauftragt sei, er also mir unterstellt wäre und von mir geholt würde, wenn er nicht freiwillig käme, erschien er. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt immer noch den Eindruck, daß v. Hase, der zuvor wiederholt Gast bei mir im Kasino war, des öfteren seine Verbundenheit mit der kämpfenden Front zum Ausdruck gebracht und zudem bei keiner Ansprache das „Sieg Heil" auf den geliebten Führer ausgelassen hatte, ebenso wie ich zunächst getäuscht worden sei und von der wahren Lage keine Kenntnisse habe. Ich entschuldigte mich daher wegen meiner ungewöhnlichen Maßnahme bei ihm. Hase war bei seinem Eintreffen die Liebenswürdigkeit in Person und sprach mir sogar die Anerkennung für meinen selbständigen Entschluß und mein Handeln aus, Goebbels aufzusuchen, da auf diese Weise viel Unheil verhindert worden sei.
Auch Goebbels gegenüber spielte er den Unwissenden und tat so, als ob er von den ganzen Vorgängen nichts geahnt habe. Er wurde gebeten, sich für weitere Rückfragen zur Verfügung zu halten. Ein Zimmer wurde ihm zur Verfügung gestellt. Als v. Hase das Dienstzimmer von Dr. Goebbels verließ, kam es zu einem peinlichen Zwischenfall, der mir die Schamröte ins Gesicht trieb. Hase betonte in dieser ausgesprochenen angespannten Lage, daß er den ganzen Tag über durch den anstrengenden Dienst in Anspruch genommen worden sei und noch nichts zu sich genommen habe. Goebbels erbot sich sofort, ihm einige Schnittchen fertig machen zu lassen und fragte, ob ein Gläschen Mosel- oder Rheinwein gefällig sei. Als dann Hase das Dienstzimmer verlassen hatte, meinte Goebbels verächt-

lich. „Mein Name ist Hase. Ich weiß von nichts! Aber so sind unsere revolutionären Putschgeneräle. Sie bitten in einer so heiklen Lage darum, Essen und Trinken gereicht zu bekommen, sie wollen mit ihrer Mutti telefonieren. Ich würde mir in einer solchen Situation lieber die Zunge abbeißen, als solch unwürdige Ansinnen zu stellen."

Wie wenig dieser Putsch durchdacht und vorbereitet war, mögen nur zwei Vorgänge erhellen. Meine Gespräche und Anordnungen liefen zum Teil über die gleiche Nachrichtenzentrale des Bendlerblocks, dem Sitz der Verschwörerzentrale, aus der die Verschwörerbefehle in alle Welt hinausgingen. So konnte es geschehen, daß es im Ermessen der verantwortlichen Nachrichtenoffiziere lag, wichtige Befehle nur zögernd oder gar nicht hinausgehen zu lassen oder meine Telefongespräche zu unterbrechen, was in keinem Falle geschehen war. So wurde sogar eine Anfrage des Reichsrundfunks an mich weitergeleitet, der sich nach der Lage erkundigte. Ich konnte auf diese Weise anordnen, daß unter allen Umständen nur solche Sendungen herausgehen dürften, die ursprünglich im Programm vorgesehen waren. So fiel auch dieses wichtige Kommunikationsmittel aus.

Was hatte sich im Funkhaus Masurenallee abgespielt? Major Jacob hatte das Funkhaus auftragsgemäß zu besetzen. Erstaunlicherweise hatte er weder einen Befehl, irgendwelche Eingriffe in den Sendebetrieb vorzunehmen noch ihn einstellen zu lassen. Er versuchte deshalb telefonisch, die vollzogene Besetzung dem Bendlerblock zu melden und um weitere Aufträge zu bitten. Bei diesem Vorsatz blieb es. Denn er bekam keine Verbindung, wie es vielen anderen Dienststellen auch erging. Für einen Frontsoldaten war das Ausfallen einer Telefonverbindung ein Normalfall. Nur pflegte man dann per Funk eine Verbindung herzustellen oder man schickte einen Melder zu Fuß oder einen Kradmelder. Auch stand ihm ein Fernschreiber zur Verfügung. Nichts dergleichen aber tat er. An eine Bereitstellung von Kradmeldern hatte der Generalstäbler Stauffenberg bei seinen Putschplänen wohl nicht gedacht, solche Kleinigkeiten wurden geflissentlich übersehen!

Der für die Verlesung von Aufrufen vorgesehene Rudolf-Günther Wagner sagte dazu: „Seit Jahren schon war mir bekannt, daß ich als Sprecher des Aufrufs am Tage X ausersehen war. Ich wartete, wie verabredet, in fieberhafter Spannung auf den Leutnant, der mir die zu verlesenden Pro-

klamationen überbringen sollte. Leider vergeblich, bis ich aus den Lautsprechern von Goebbels das Scheitern des Attentats vernahm." Bekanntlich war der General Lindemann mit dem Originalmanuskript des Aufrufs nicht auffindbar. Beck war nicht gewillt, in die Bresche zu springen und beauftragte Gisevius, diese Funktion wahrzunehmen. Der aber mußte erst in aller Eile einen Entwurf fertigen, bei dem ihm Stauffenberg, Olbricht, Hoepner, Yorck, Schwerin und Schulenburg einige Stichworte zuriefen. Auch für diese Panne zeichnete der „Geschäftsführer" des Widerstands Stauffenberg verantwortlich. Für die Aufrechterhaltung des Sendebetriebs ist aber ein verläßliches umfangreiches Fachpersonal erforderlich. Dieses aber war in die Stadtkommandantur beordert und wartete dort untätig, bis es im Zuge der Gegenaktion festgenommen wurde. Hans Kasper, der die Aktion Jacob miterlebt hat, sagt darüber: „In diese Zeit etwa fiel der 20. Juli. Ihn aus der Perspektive des Rundfunkredakteurs zu beschreiben, hat etwas Tragisches. Tragisch, weil an Kleinigkeiten klar wurde, wie wenig Chancen dieser Aufstand hatte."

Inzwischen hatte ich auch von Hauptmann Schlee die Meldung von den Vorgängen im Bendlerblock erhalten. Ich wußte von den internen Dingen nichts, auch nicht, daß der Oberbefehlshaber des Ersatzheeres, Generaloberst Fromm, ausgeschaltet und von den Verschwörern festgesetzt worden war. Schlee erhielt nunmehr nach Abzug unserer Wache den Auftrag, mit seiner Kompanie den Bendlerblock zu umstellen und zu blockieren, ohne ihn zu betreten. Um 19.00 Uhr glaubte ich die Situation in Berlin im Griff zu haben. Die Hektik begann sich zu legen.

DIE GESCHEHNISSE IM BENDLERBLOCK

Im Bendlerblock, dem Sitz des Oberkommandos des Heimatheeres, herrschte währenddessen bei den Verschwörern gespannte Nervosität, bei den Nichteingeweihten ruhige Gelassenheit des Alltagsdienstes. Die Hilflosigkeit der Verschwörer ist bemerkenswert und kein Ruhmesblatt generalstabsmäßiger Arbeit. Das Attentat im Hauptquartier bei Rastenburg war von Graf v. Stauffenberg – ich komme im nächsten Kapitel näher darauf zu sprechen – um 12.42 Uhr ausgelöst worden. Aber erst um 16.00 Uhr verständigte der Graf seine Mitverschwörer von dem angeblich gelungenen Attentat, nachdem er mit dem Flugzeug auf dem Flugplatz Rangsdorf in Berlin eingetroffen war, ein unverständliches Versäumnis der Verschwörer.

Der für jeden Frontsoldaten selbstverständliche Grundsatz, in kritischen Situationen Aufklärung zu treiben, wurde gröblich mißachtet. Da in Wirklichkeit kein Feind vorhanden war, konnte eine solche Aufklärung doch in nichts anderem bestehen, als durch Fernschreiben oder Telefon sich Gewißheit über die Lage zu verschaffen. Aber außer tätiger Konspiration war Handeln nicht das entscheidende Merkmal der in der Etappe sitzenden Heimatverschwörer.

Der nichteingeweihte Oberbefehlshaber des Ersatzheeres, Generaloberst Fromm, speiste genüßlich im Hotel „Adlon“ in Berlin und kehrte erst um 16.00 Uhr nichtsahnend in seine Dienststelle zurück. Sein Adjutant, der schwerverwundetete Rittmeister Ludwig Bertram – Verlust eines Beines – war ihm von der Division „Großdeutschland“ zur Verfügung gestellt worden. Er war während der ganzen kritischen Stunden als unbestechlicher Augenzeuge dabei, so daß ich meine Informationen aus erster Quelle beziehen konnte.

Die erste Vorausmaßnahme für den Staatsstreich erfolgte erst nach dem Anruf Stauffenbergs vom Rangsdorfer Flugplatz aus. Er benötigte etwa fünfundvierzig Minuten für seine Fahrt zum Bendlerblock, konnte also erst kurz vor 17.00 Uhr dort eintreffen. Zunächst erhielt der Stadtkommandant von Berlin fernmündlich einen Alarmbefehl zur Auslösung aller „Wallküre"-Maßnahmen. Diese waren für den Fall innerer Unruhen vorbereitet. Gleichzeitig wurde der General v. Hase zur Entgegennahme weiterer Befehle zum Bendlerblock beordert (siehe Anlage 1 und 2). Einen ähnlichen Vorausbefehl erhielt fernmündlich der Oberst Gorn als Kommandeur der Pz.-Truppenschule in Krampnitz-Groß Glienicke (siehe Anlage 3). Diese Befehle wurden durch den Oberst Mertz v. Quirnheim herausgegeben. Weiter wurde Major Ulrich v. Oertzen zum Wehrkreiskommando, zum schon erwähnten General v. Kortzfleisch geschickt, um diesen dringend zu bitten, zur Bendlerstraße zu kommen. Kortzfleisch war ahnungslos. Der einzige, der konsequent handelte, war Generalleutnant v. Hase, der sofort die Alarmbefehle weitergab. Ihm wurde nach persönlicher Einweisung durch den General Olbricht der Major i. G. Hayessen als Verbindungsoffizier zugeteilt, den ich bereits gegen 16.30 Uhr in der Kommandantur antraf, als ich mich als Kommandeur des Wachregiments dort meldete. v. Hase war zweifellos ein Mitverschworener und Mitwisser. Darüber hinaus wurden vom Oberstleutnant i. G. Robert Bernardis noch die Infanterieschule und die Unteroffiziersschule in Potsdam alarmiert.
Bezeichnend war, daß erst nach Anlaufen aller dieser Maßnahmen General Olbricht seinen vom Essen zurückgekehrten Oberbefehlshaber, den Generaloberst Fromm, aufsuchte und diesem wahrheitswidrig meldete, daß die Nachrichtendienststelle Fellgiebel aus dem Führerhauptquartier den Tod Hitlers gemeldet habe. In Gegenwart Olbrichts ließ Fromm sofort ein Blitzgespräch mit dem Hauptquartier herstellen und verlangte den Feldmarschall Keitel. Zur Überraschung Olbrichts, der nach der von Rangsdorf geführten Information Stauffenbergs vom Tode Hitlers fest überzeugt war, konnte er aus dem sofort hergestellten Gespräch entnehmen, daß dies keineswegs der Fall war. Denn Fromm fragte Keitel, was im Hauptquartier los sei, in Berlin gingen die seltsamsten Gerüchte um. Keitel antwortete ärgerlich: „Was soll denn los sein? Hier ist alles in bester

Ordnung." Darauf wurde Fromm konkreter: „Mir ist soeben gemeldet worden, daß der Führer einem Attentat zum Opfer gefallen sei." Keitel antwortete: „Das ist alles Unsinn. Es hat zwar ein Attentat stattgefunden, es ist aber zum Glück fehlgeschlagen. Der Führer lebt und ist unwesentlich verletzt. Wo ist denn Ihr Generalstabschef, Graf Stauffenberg?" Fromm erwiderte wahrheitsgemäß: „Oberst Stauffenberg ist nicht wieder bei mir eingetroffen."

Damit war für Fromm die Notwendigkeit der Auslösung eines Alarms hinfällig, so daß Olbricht ihn unverrichteter Dinge verlassen mußte. Diese Reaktion hatten die Verschwörer nicht vorausbedacht, die für den Ablauf der Ereignisse schwerwiegende Folgen haben mußte. Hinzu kam, daß sich während dieser Zeit hinter dem Rücken Fromms weitere gespenstische Szenen abspielten. Die Generalobersten Beck und Hoepner – beide außer Dienst – erschienen in Zivil. Ihre Uniformen brachten sie in ihren Koffern mit. Beck sollte die Funktion eines Reichsverwesers, also Staatsoberhauptes antreten, während Hoepner für die Übernahme des Oberbefehls über das Heimatheer vorgesehen war.

Zudem erschienen so erlauchte Herren wie der Regierungspräsident von Potsdam, Gottfried Graf v. Bismarck-Schönhausen, und der Mitverschworene SA-Obergruppenführer und Polizeipräsident von Berlin, Wolf Heinrich Graf v. Helldorf. Auch der Regierungsrat Dr. Hans-Bernd Gisevius, Peter Graf Yorck v. Wartenburg, Hauptmann Ulrich Wilhelm Graf v. Schwerin-Schwanefeld, Oberstleutnant Fritz v. d. Lancken, dem wir im vorigen Kapitel schon als Wachposten begegnet sind, weiter Berthold Graf Stauffenberg, der mit seinem Bruder Claus die Nacht zuvor verbracht hatte, der Oberleutnant Ewald Heinrich v. Kleist-Schmenzin, Hauptmann Hans Fritsche, Hauptmann Friedrich Karl Klausing, Major Freiherr Ludwig v. Leonrod, Generaloberst Kurt Freiherr v. Hammerstein-Equord, Major i. G. Harnack. Das alles waren Vertreter der Schicht, die nicht verwinden konnte, daß Hitler das kleine Wort „von" nicht in seinem Namen führte und somit nicht standesgemäß war. Dazu gesellte sich noch der Konsistorialrat Eugen Gerstenmaier, dessen Tätigkeit sich nach Aussagen von Quellenforschern im wesentlichen auf das Butterbrotschmieren während der langen Nacht beschränkte.

Bevor Stauffenberg den Bendlerblock erreichte, ließ General Olbricht an

alle Wehrkreiskommandos im Namen des noch nicht anwesenden neuen Oberbefehlshabers der Wehrmacht, Generalfeldmarschall v. Witzleben, gegen 16.30 Uhr folgenden Befehl per Fernschreiben herausgehen:
I. Der Führer Adolf Hitler ist tot.
Eine gewissenlose Clique frontfremder Parteiführer hat unter Ausnutzung dieser Lage versucht, der schwerringenden Front in den Rücken zu fallen und die Macht zu eigennützigen Zwecken an sich zu reißen. (Das, was sie selber taten, schoben sie den Parteiführern in die Schuhe. Der Verfasser.)
II. In dieser Stunde höchster Gefahr hat die Reichsregierung zur Aufrechterhaltung von Recht und Ordnung den militärischen Ausnahmezustand verhängt und mir zugleich mit dem Oberbefehl über die Wehrmacht die Vollziehende Gewalt übertragen.
III. Hierzu befehle ich:
1. Ich übertrage die Vollziehende Gewalt – mit dem Recht der Delegation auf die territorialen Befehlshaber – im Heimatgebiet auf den Befehlshaber des Ersatzheeres unter gleichzeitiger Ernennung zum Oberbefehlshaber im Heimatkriegsgebiet.
In den besetzten Westgebieten auf den Oberbefehlshaber West (Oberbefehlshaber der Heeresgruppe D), in Italien auf den Oberbefehlshaber Südwest (Oberbefehlshaber der Heeresgruppe C), in dem Südostraum auf den Oberbefehlshaber Südost (Oberbefehlshaber der Heeresgruppe F), in den besetzten Ostgebieten auf die Oberbefehlshaber der Heeresgruppen Südukraine, Nordukraine, Mitte, Nord und den Oberbefehlshaber Ostland, für ihren jeweiligen Befehlsbereich in Dänemark und in Norwegen auf die Wehrmachtsbefehlshaber.
2. Den Inhabern der Vollziehenden Gewalt sind unterstellt:
a) Sämtliche in ihrem Bereich befindlichen Dienststellen und Einheiten der Wehrmacht einschließlich der Waffen-SS, des RAD und der OT.
b) Alle öffentlichen Behörden des Reichs, der Länder und der Gemeinden, insbesondere die gesamte Ordnungs-, Sicherheits- und Verwaltungspolizei.
c) Alle Amtsträger und Gliederungen der NSDAP und der ihr angeschlossenen Verbände.
d) Die Verkehrs- und Versorgungsbetriebe.

3. Die gesamte Waffen-SS ist mit sofortiger Wirkung in das Heer einzugliedern.
4. Die Inhaber der Vollziehenden Gewalt sind für die Aufrechterhaltung der Ordnung und der öffentlichen Sicherheit verantwortlich. Sie haben insbesondere zu sorgen für:
a) Die Sicherheit der Nachrichtenanlagen.
b) Die Ausschaltung des SD.
Jeder Widerstand gegen die militärische Vollzugsgewalt ist rücksichtslos zu brechen.
5. In dieser Stunde höchster Gefahr für das Vaterland ist Geschlossenheit der Wehrmacht und Aufrechterhaltung voller Disziplin oberstes Gebot. Ich mache daher allen Befehlshabern des Heeres, der Kriegsmarine und der Luftwaffe zur Pflicht, die Inhaber der Vollziehenden Gewalt bei der Durchführung ihrer schwierigen Aufgabe mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen und die Befolgung ihrer Weisungen durch die untergeordneten Dienststellen sicherzustellen.
Der deutsche Soldat steht vor einer geschichtlichen Aufgabe. Von seiner Tatkraft und Haltung wird es abhängen, ob Deutschland gerettet wird.
Gleiches haben alle territorialen Befehlshaber, die Oberkommandos der Wehrmachtteile und die den Oberkommandos unmittelbar unterstellten Kommandobehörden des Heeres, der Kriegsmarine und der Luftwaffe.

Der Oberbefehlshaber der Wehrmacht
gez. v. Witzleben
Generalfeldmarschall

Auch hier erkennt man wiederum die Auslösung des Staatsstreiches unter lügenhaften Voraussetzungen und dem Wissen, daß durch einen solchen Umsturz keinerlei Erleichterungen hinsichtlich des Fortbestandes des Reiches zu erwarten waren. Die bedingungslose Kapitulation gegenüber allen Alliierten von West wie Ost stand fest. Die Durchführung eines solchen Befehls mußte unausweichlich zu einem inneren Bürgerkrieg führen, dessen Folgen für die Zukunft überhaupt nicht abzuschätzen gewesen wären. Ein Chaos sondergleichen wäre die Folge gewesen und der Russe säße heute vermutlich am Rhein.

Als Stauffenberg nun endlich kurz vor 17.00 Uhr im Bendlerblock eintraf, hatte sich das Gerücht vom Überleben Hitlers bereits herumgesprochen. Deshalb galt Stauffenbergs erstes Auftreten vor Beck, Olbricht und dem anwesenden Polizeipräsidenten Graf Helldorf sowie dem Regierungspräsidenten von Potsdam, dem Grafen v. Bismarck-Schönhausen, sowie Gisevius der Klärung der Frage des möglichen Überlebens Hitlers. Vor allem legte Beck Wert darauf, in Gegenwart von Helldorf Keitels Behauptung vom Überleben Hitlers berichtigen zu lassen. „Keitel lügt", war die Entgegnung Stauffenbergs. „Ich sah mit eigenen Augen die Bombe explodieren. Es war eine Detonation wie bei einer Fünfzehn-Zentimeter-Granate, die niemand überlebt haben kann." Wiederum eine verhängnisvolle Falschmeldung, die noch vielen Kameraden Stauffenbergs das Leben kosten sollte. An der Front hätte eine derartige Meldung mit solch katastrophalen Folgen ein Kriegsgerichtsverfahren mit einem Todesurteil durch Erschießen zur Folge gehabt.
Beck brach die weiteren detaillierten Schilderungen Stauffenbergs kurz ab. „Für mich ist Hitler tot. Das ist die Grundlage meines nunmehrigen Handelns. Sollte Hitler tatsächlich leben, müssen wir um so schneller und entschlossener handeln und unsere Aktion in Berlin zum Abschluß bringen, bevor aus dem Hauptquartier anderslautende Meldungen bekannt werden." Mit welch unsicheren Gefühlen mögen bei einem solchen Tatbestand wohl Graf v. Bismarck oder Graf Helldorf die Befehlszentrale des Bendlerblocks verlassen haben, welche Zweifel am Gelingen ihres gewollten Staatsstreichs mögen sie gequält haben? Gisevius war dort robuster. Er drängte unablässig zur Tat, ihm ging alles viel zu langsam. Seine Worte: „Stauffenberg, wir müssen ein paar Leichen haben; Goebbels und Gestapo-Müller leben noch."
Noch hatte man dem Dienstherrn des Hauses, Fromm, keinerlei Entscheidungen abverlangt. Deshalb begab sich kurz nach 17.00 Uhr General Olbricht mit Stauffenberg erneut zu Fromm. Dies geschah wohlweislich nach Absendung der Fernschreiben ohne Wissen und Genehmigung Fromms und bedeutete damit eine glatte Meuterei gegen den eigenen Dienstherrn. „Ich habe selbst gesehen, wie Hitler tot aus der Baracke getragen wurde", waren Stauffenbergs Worte, als Fromm, auf Grund von Keitels Mitteilung, das Gegenteil behauptete. Unter Außerachtlassung jegli-

chen Respekts gegenüber seinem Vorgesetzten Fromm schrie daraufhin Stauffenberg: „Keitel lügt wie immer." Sodann erklärte Olbricht kurz und bündig: „Wir haben, angesichts des für uns feststehenden Todes Hitlers, die vorgesehenen Alarmbefehle für den Fall innerer Unruhen herausgehen lassen." Fromm verschlug es die Sprache: „Das ist Meuterei. Wer hat das getan?"

Wiederum bezeichnend für den Geist der Verschwörer ist, daß Olbricht selbst nicht die Verantwortung übernahm und zunächst seinen Chef des Stabes, Oberst Mertz v. Quirnheim, vorschob. Er wurde auf Verlangen Fromms sofort herbeizitiert. Nachdem er die Herausgabe der Befehle bestätigt hatte, erklärte Fromm ihn für verhaftet und verlangte von den anwesenden Herrn, sofort alle Befehle zu stoppen. Mertz weigerte sich. Darauf griff Stauffenberg ein: „Herr Generaloberst, ich selbst habe die Bombe während der Besprechung mit Hitler in seiner unmittelbaren Nähe gezündet. Es hat eine Explosion gegeben, als ob eine Fünfzehn-Zentimeter-Granate eingeschlagen hätte. Niemand im Raum kann sie überlebt haben."

Fromm war echt entsetzt und schrie Stauffenberg wütend an: „Das Attentat ist fehlgeschlagen. Sie haben nur noch die Chance, sich zu erschießen." Als Stauffenberg dieses Ansinnen weit von sich wies, warf sich Olbricht ins Mittel und bat seinen Generalobersten inständig, doch mitzumachen, da dies die letzte Möglichkeit sei, das bedrängte Vaterland zu retten. Diesen Worten mußte nunmehr Fromm entnehmen, daß auch Olbricht an dem Staatsstreich beteiligt war. Als dies bejaht wurde, sprang Fromm wütend auf und wollte alle drei Herren verhaften.

Nunmehr drehte Olbricht sichtlich erregt den Spieß um und erklärte seinerseits Fromm auf Grund der angeblich veränderten Machtverhältnisse für verhaftet. Als sich dann Fromm empört auf Stauffenberg stürzen wollte, bedrohten die hereinstürmenden Oberleutnante v. Kleist und Haeften ihren Oberbefehlshaber mit der Pistole und setzten ihn in seinem Zimmer fest. Die Telefonleitungen wurden zerstört, und Major Ludwig Freiherr v. Leonrod übernahm die Bewachung. Während der ganzen Zeit verblieb der schwerkriegsbeschädigte Rittmeister Bertram freiwillig bei seinem Dienstherrn und teilte kameradschaftlich sein Schicksal.

Bertram berichtete mir später, daß Fromm ob dieser wilden Meuterei und des Verrates einen solchen Schock erlitt, daß er sich nicht mehr wehrte

und völlig untätig blieb, was ihm später den Vorwurf der Feigheit neben mangelnder Dienstaufsicht eingebracht hat. Seine meuternden Kameraden waren schuld, daß er ebenfalls zum Tode durch Erschießen verurteilt wurde. Er starb tragisch mit den Worten: „Es lebe der Führer Adolf Hitler und mein deutsches Vaterland", bevor die Salve krachte. Der Rittmeister konnte sich später verdrücken. Ich hörte noch um Mitternacht die detaillierten Vorgänge dieses unfaßlichen Geschehens.
Kurz nach diesem Ereignis traf der von Himmler beauftragte SS-Oberführer Dr. Pfiffrader ein, um Stauffenberg zu verhaften, nachdem er ihn auf dem Flugplatz in Rangsdorf verfehlt hatte. Er und seine beiden Kriminalbeamten tappten ahnungslos im Bendlerblock in eine Falle und wurden von Oberst Fritz Jäger und Oberleutnant v. Kleist verhaftet und festgesetzt. Von nun an wurden die Verschwörer vorsichtiger und trafen Sicherheitsmaßnahmen. Die Flure wurden von Mitverschworenen kontrolliert, verantwortlich dafür war Hauptmann Fritsche. Draußen versuchte der Oberleutnant Helmut Cords die vorhandene Wache des Wachregiments eigenmächtig umzugruppieren, was ihm aber nicht gelang, weil sich meine Leute weigerten, von fremden Personen irgendwelche Befehle entgegenzunehmen. Entgegen sonstiger Gewohnheiten wurden nur Besucher mit orangefarbigen Ausweisen als Passanten zugelassen.
Diese mir wenig später gemeldeten Umstände, ließen bei mir, wie schon gesagt, erstmalig den Verdacht aufkommen, daß das Haupt der Verschwörung sich im Bendlerblock befinden müsse. Von den Vorgängen innerhalb des Hauses wußte weder unsere Wache noch ich etwas. Wie schon erwähnt, ereignete sich die nächste Panne für die Verschwörer, als der dorthin beorderte Kommandierende General Kortzfleisch erschien. Er wurde an den nicht aktiven Generaloberst Hoepner verwiesen. Doch lehnte er die von Hoepner erteilten Befehle strikt ab, da er wußte, daß Hitler ihn vorzeitig entlassen hatte. Er verlangte seinen Vorgesetzten Fromm zu sprechen, was ihm verwehrt wurde. Auch die Versuche Becks und Olbrichts, ihn umzustimmen, verliefen ergebnislos und steigerten nur seine Wut. Er nannte die Verschwörer mit Recht „Verräter".
Die internen Schwierigkeiten nahmen ihren Fortgang. Ähnlich wie bei Kortzfleisch verweigerten auch die für die Einsatzzwecke hinbeorderten Generäle Kunze als Chef des Ausbildungswesens und Specht als Inspek-

teur des Führungsnachwuchses jede Beteiligung am Putsch und lehnten ihn als verächtlichen Verrat ab. So also sah die Solidarität der heute zu unrecht so gepriesenen Widerständler in Wahrheit aus. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß nicht einmal eine Minderheit von fünf Prozent sich mit diesen Illusionisten identifizierte. Das ist die historische Wahrheit, die eine manipulierte Verfälschung des Tatbestandes historisch überleben wird.
Zu allem Überfluß war dann noch gegen 18.45 Uhr im Großdeutschen Rundfunk die erste Nachricht vom mißglückten Attentat durchgegeben worden. „Auf den Führer wurde heute ein Sprengstoffanschlag verübt. Aus seiner Umgebung wurden hierbei schwer verletzt: Generalleutnant Schmundt, Oberst Brandt, Mitarbeiter Berger. Leichtere Verletzungen trugen davon: Generaloberst Jodl, die Generäle Korten, Buhle, Bodenschatz, Heusinger, Scherff, die Admirale Voß, v. Puttkammer, Kapitän zur See Assmann und Oberstleutnant Borgmann. Der Führer selbst hat außer leichten Verbrennungen und Prellungen keine Verletzungen erlitten. Er hat unverzüglich darauf seine Arbeit wieder aufgenommen und – wie vorgesehen – den Duce (Mussolini) zu einer längeren Aussprache empfangen. Kurze Zeit nach dem Anschlag traf der Reichsmarschall beim Führer ein."
Zu dieser Zeit feierte der Verräter von Peenemünde, Dr. Otto John, mit seinem Bruder Hans und Klaus Bonhoeffer das gelungene Attentat, und sie tranken auf Hitlers Tod.
Währenddessen hing Stauffenberg fast ununterbrochen am Telefon und versuchte zu retten, was nicht mehr zu retten war, indem er immer wieder betonte, der Führer sei tot und die Rundfunkmeldungen seien Lügen. Obwohl er wußte, daß Fromm jede Mitarbeit abgelehnt hatte, scheute er sich als angeblicher Ehrenmann nicht, in seinem Namen noch folgendes Fernschreiben um 18.00 Uhr herauszugeben:

KR – HQKW 02155 20. Juli 1944 18.00 Uhr
An W. Kdo 1–12, 17, 18, 20, 21, W. Kdo. Gen. Gouv., Böhmen-Mähren.
Geheim!
I. Auf Grund der mir vom Oberbefehlshaber der Wehrmacht erteilten Ermächtigung übertrage ich die Vollziehende Gewalt in den Wehrkrs. den Stellv. Kd. Generalen und Wehrkreisbefehlshabern. Mit der Vollziehen-



Übergabe des Eichenlaubs zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Major Otto Ernst Remer durch Adolf Hitler 1943 im Führerhauptquartier „Wolfsschanze“. Die Verleihung des Ritterkreuzes erfolgte am 27. Mai 1943, die des Eichenlaubs am 12. November 1943.

Remer, sein 1. Generalstabsoffizier Oberstleutnant Reidel (später General der Bundeswehr) und der Ordonnanzoffizier Hauptmann Wimmer auf dem Divisionsgefechtsstand während der Abwehrschlacht bei Jägerndorf-Troppau im März 1944.

Generalmajor Remer, Kommandeur der Panzer-Führer-Begleitdivision, und Generalmajor Maeder, Kommandeur der Panzer-Führer-Grenadierdivision, während der Schlacht bei Lauban im März 1945.

Minister Dr. Josef Goebbels beim Wachregiment in Berlin nach der Niederwerfung des Putsches. Rechts: Oberst Otto Ernst Remer. Links: Leutnant Dr. Hans W. Hagen.

Adolf Hitler besuchte kurz nach dem Anschlag die verletzten Überlebenden in den Lazaretten; hier im Gespräch mit Konteradmiral v. Puttkamer.



Wenige Stunden nach dem Attentat zeigte Adolf Hitler Benito Mussolini die völlig verwüstete Lagebaracke. Es schien unglaublich, daß jemand hatte überleben können.

Claus Schenk Graf v. Stauffenberg, der am 20. Juli die englische Bombe in den Beratungsraum des Führerhauptquartiers legte und nach der Explosion überstürzt wegfuhr, ohne sich von der tatsächlichen Wirkung überzeugt zu haben (oben).



Werner v. Haeften, Adjutant des Grafen Stauffenberg, den er am 20. Juli in die „Wolfsschanze“ begleitete (unten links).

Friedrich Karl Klausing, der Stauffenberg am 11. und 15. Juli zu dem geplanten Anschlag nach Berchtesgaden begleitete (unten rechts).





den Gewalt gehen auf die Wehrkreisbefehlshaber die Befugnisse der Reichsverteidigungskommissare über.

II. Folgende Sofortmaßnahmen sind zu treffen:

a) Nachrichtenanlagen:

Die wichtigsten Gebäude und Anlagen des Post-Wehrmachtsnetzes (einschl. Funkanlagen) sind planmäßig militärisch zu sichern. Die hierzu eingesetzten Kräfte sind so stark zu bemessen, daß unbefugte Eingriffe und gewaltsame Zerstörungen verhindert werden. Wichtige nachrichtentechnische Anlagen sind mit Offizieren zu besetzen. Insbesondere sind zu sichern: Verstärkerämter, Durchgangsvermittlungen des Heeresführungsnetzes sowie Großfunkstellen (Rundfunksender), Fernsprech- und Telegrafenämter, soweit wichtige Fernsprechleitungen durchlaufen, Verstärker und Batterieräume. Das Fernmeldenetz der Reichsbahn ist im Einvernehmen mit den Transportdienststellen zu schützen. Funknetz ist aus eigenen Mitteln zu schaffen.

b) Verhaftungen:

Ohne Verzug ihres Amtes zu entheben und in besonders gesicherte Einzelhaft zu nehmen sind: sämtliche Gauleiter, Reichsstatthalter, Minister, Oberpräsidenten, Polizeipräsidenten, Gestapoleiter und Leiter der SS-Dienststellen, Leiter der Propagandaämter und Kreisleiter.

Ausnahmen befehle ich.

c) Konzentrationslager:

Die Konzentrationslager sind beschleunigt zu besetzen, die Lagerkommandanten zu verhaften und zu kasernieren. Den politischen Häftlingen ist zu eröffnen, daß sie sich bis zu ihrer Entlassung aller Kundgebungen und Einzelaktionen zu enthalten haben.

d) Waffen-SS:

Bestehen Zweifel am Gehorsam von Führern der Verbände der Waffen-SS oder erscheinen sie ungeeignet, sind sie in Schutzhaft zu nehmen und durch Offiziere des Heeres zu ersetzen.

Verbände der Waffen-SS, deren uneingeschränkte Unterordnung zweifelhaft ist, sind rücksichtslos zu entwaffnen. Dabei energisches Zugreifen mit überlegenen Kräften, damit stärkeres Blutvergießen vermieden wird.

e) Polizei:

Die Dienststellen der Gestapo und des SD sind zu besetzen. Im übrigen

ist die Ordnungspolizei zur Entlastung der Wehrmacht weitgehend einzusetzen. Befehl ergeht durch den Chef der Polizei auf dem polizeilichen Kommandowege.
f) Kriegsmarine und Luftwaffe:
Mit den Befehlshabern der Kriegsmarine und der Luftwaffe ist Verbindung aufzunehmen. Gemeinsames Handeln ist sicherzustellen.
III. Für die Bearbeitung aller politischen Fragen, die sich aus dem militärischen Ausnahmezustand ergeben, bestelle ich bei jedem Wehrkreis-Befehlshaber einen politischen Beauftragten. Dieser übernimmt bis auf weiteres die Aufgaben des Verwaltungschefs. Er berät den Wehrkreis-Befehlshaber in allen politischen Fragen.
IV. Bearbeitende Stelle des Oberbefehlshabers im Heimatkriegsgebiet in allen Angelegenheiten der Vollziehenden Gewalt ist der Heimatführungsstab. Er entsendet zu den Wehrkreis-Befehlshabern zur wechselseitigen Unterrichtung über Lage und Absichten einen Verbindungsoffizier (VOOKH).
V. Bei Ausübung der Vollziehenden Gewalt dürfen keine Willkür- und Racheakte geduldet werden. Die Bevölkerung muß sich des Abstandes zu den willkürlichen Methoden der bisherigen Machthaber bewußt werden.

Der Oberbefehlshaber des Heimatkriegsgebietes
Nr. 32160/45 geh.
gez. Fromm
Generaloberst
Oberst Graf Stauffenberg

Allein schon die beabsichtigte Unterstellung oder im Weigerungsfall die Entwaffnung von SS-Verbänden spricht von der Wirklichkeitsfremdheit dieser Illusionisten. Unzweifelhaft hätte das zum totalen Bürgerkrieg geführt. Wir hätten mit einer solchen Entwicklung nur den sich vor Freude die Hände reibenden Alliierten eine schändliche Selbstzerfleischung vor Augen geführt. Ein nicht zu leugnendes Dolchstoßdogma hätte für lange Zeit die deutsche Geschichte belastet.
Während Stauffenberg sich geradezu überschlug, die generalstabsmäßig wohlvorbereiteten Pläne in die Tat umzusetzen, mußten er und seine Mitverschworenen in steigendem Maße feststellen, daß die Rechnung ohne

den Wirt gemacht worden war. Vor allem dachte weder die Armee noch die Truppe daran, ihnen Vertrauen zu schenken oder gar an einen Erfolg zu glauben. Ein typisches Beispiel war der Versuch des Obersten Fritz Jäger, ein Truppenkommando zu finden, um mit diesem den Propagandaminister und gleichzeitigen Reichsverteidigungskommissar Goebbels zu verhaften. Wie ich schon zuvor berichtet habe, hatte ich diesen Befehl von General v. Hase – wenn auch diplomatisch – abgelehnt. So fuhr nun Jäger zur Kommandantur, um diesem Befehl den nötigen Nachdruck zu verleihen. Doch sowohl die dafür vorgesehenen Stoßtrupps des Heeresstreifendienstes als auch der Landesschützen und der Feuerwerkerschule lehnten dieses Ansinnen ab und liefen einfach auseinander, so daß der Verschwörer Oberst Jäger unverrichteter Sache in den Bendlerblock zurückkehren und seinen Mißerfolg melden mußte.

Nachdem der routinemäßig im Bendlerblock eingesetzte Zug des Wachregiments abgezogen war, warteten die Verschwörer vergeblich auf die dorthin befohlenen Truppenverbände. Der Kommandeur der Panzertruppenschule Oberst Gläsemer erschien zwar, wie es der Befehl von ihm verlangte, aber er lehnte die Durchführung der ihm zugewiesenen Aufgaben kategorisch ab. Es gelang ihm sogar, seine anrückende Truppe vom Verrat zu informieren, was im übrigen schon durch Verbindungsoffiziere des Wachregiments geschehen war. Oberst Gläsemer wurde daraufhin von Oberst Mertz v. Quirnheim verhaftet und im Bendlerblock festgesetzt.

Auch der oben zitierte Befehl Stauffenbergs, sich des Rundfunks und der Nachrichtenmittel zu bemächtigen, eine wichtige Voraussetzung zum Gelingen des Umsturzes, schlug auf der ganzen Linie fehl. Aber man fand nicht eine einzige Kompanie, die bereit war, sich für die Verschwörer einzusetzen. Also war es nichts mit dem heute so verschrieenen Kadavergehorsam. Der ganze Staatsstreich wuchs sich immer mehr zu einem theoretischen Planspiel ohne ausführende Truppe aus, ein Beweis dafür, daß die kämpfende Front sich schärfstens von diesen verräterischen Staatsstreichplänen distanziert hatte. Dies ist die eindeutige Wahrheit, die im schroffen Gegensatz zur heutigen Propaganda und Gehirnwäsche steht, dem 20. Juli 1944 einen heroischen oder idealistischen Hintergrund unterschieben zu wollen. Wer etwas anderes behauptet, verleugnet die historische Wahrheit.

In der Nachrichtenzentrale des Bendlerblocks gab es die gleichen Schwierigkeiten. Hier war es der diensthabende Leutnant Röhrig, der durch den Inhalt der herausgegangenen Fernschreiben und auch durch die sich widersprechenden Texte und Telefongespräche stutzig und mißtrauisch wurde. Er benachrichtigte sofort seinen Vorgesetzten Oberst Köllner und eine Reihe weiterer dienstfreier Nachrichtenoffiziere, die nur zögernd und widerstrebend die von Major Harnack, Hauptmann Klausing und Oberleutnant Haeften übermittelten Fernschreiben weitergaben oder gar ihre Weitergabe verhinderten. Als das auffiel, redete man sich mit „Überlastung" heraus. Auch hier gab es nicht den Ansatz einer energischen Führung oder einer Überprüfung seitens der frontfremden Verschwörer.
Typisch für die Situation ist folgender Vorfall. Als der Rundfunk das Scheitern des Attentats bekannt gab, bat Generaloberst Beck Dr. Gisevius, sofort eine Gegenerklärung für den Rundfunk zu entwerfen. Auch daraus wurde nichts, da Gisevius sehr bald den Tatort verließ und sich im Polizeipräsidium mit Graf Helldorf und dem Chef des Reichskriminalamtes Artur Nebe, die beide später als Mitverschworene hingerichtet wurden, darüber unterhielt, wie man den Reichsführer Himmler bei seinem Erscheinen in Berlin beseitigen könne. Doch war dies für Helldorf und Nebe kein ernsthaftes Thema mehr. Sie hatten bereits aufgegeben und unterhielten sich nur noch darüber, wie man später eine Beteiligung an dem Putsch verwischen oder abstreiten könne. Wenig später mußte Dr. Gisevius bei Freunden untertauchen, um sich der Verantwortung zu entziehen.
Bezeichnend ist auch die Rolle des Generals Lindemann, der für die Verlesung der ersten vorbereiteten Aufrufe der neuen Regierung vorgesehen war. Auch er war verschwunden und mit ihm das vorbereitete Konzept dieser Ansprachen. Wie man unter solchen Umständen den 20. Juli noch heute heroisieren kann, ist mir unverständlich. Die beteiligten Persönlichkeiten selbst waren es, die durch ihr Versagen auf der ganzen Linie zu ihrem kläglichen Untergang beitrugen.
Nachdem auch Befehle im Namen des Generalfeldmarschalls v. Witzleben herausgegeben worden waren, erschien dieser, reichlich spät, in voller Uniform mit seinem Marschallstab erst um 19.30 Uhr im OKW. Er hatte längst die Meldung vom mißglückten Attentat dem Rundfunk entnommen und unterzog in Gegenwart von Beck und Hauptmann Ulrich Wil-

helm Graf v. Schwerin-Schwanenfeld Stauffenberg einer vernichtenden Kritik. Er warf Stauffenberg eine leichtfertige Falschmeldung vor und brachte nüchtern zum Ausdruck, daß das ganze Vorhaben bereits jetzt als gescheitert anzusehen sei. Er verließ kurz angebunden den für ihn vorgesehenen Platz als Oberkommandierender der Wehrmacht, fuhr nach Hause und wartete dort auf seinen von ihm mitverschuldeten Prozeß. Nun wurde die Unsicherheit und Ratlosigkeit unter den Verschwörern noch größer. Die laufenden Telefongespräche in alle Welt, besonders aber nach Frankreich ergaben fast ausschließlich nur Absagen und Verwünschungen. Der anfängliche Heldenmut sank sichtlich, Teile der Verschwörung bröckelten ab und konnten sich, wie Hammerstein, Klausing, Oppen, Fritsche und Cords, vorübergehend in Sicherheit bringen. Sie dachten nicht an Kampf unter Einsatz ihres Lebens, sondern verließen einfach ihre Dienststelle.

Inzwischen aber war innerhalb des Bendlerblocks eine tatkräftige Gegenaktion, also eine Art Selbstbereinigung, in Gang gekommen. Nachdem man sich mit einem LKW von außen mit Waffen versorgt hatte, erschienen etwa um 22.30 Uhr die Oberstleutnante i. G. Herber, v. der Heyde, Pridun, Kuban und der Major Fließbach mit Maschinenpistolen und Handgranaten im Zimmer ihres Vorgesetzten Olbricht und verlangten Aufklärung und Rechenschaft über sein Tun. Statt, wie es ihre Pflicht wäre, die kämpfende Truppe mit Nachschub zu versorgen, werde hier sinnlos geputscht, waren ihre Worte. Das böse Wort vom Dolchstoß gegen unsere kämpfenden Brüder wurde laut. Sie zwangen Olbricht kurzerhand, das Zimmer nicht zu verlassen.

In dieser kritischen Lage schaute Stauffenberg durch die Tür und erkannte sofort die Situation. Er schlug die Tür wieder zu, flüchtete durch das Vorzimmer des Oberst Mertz auf den Flur, dicht gefolgt von seinem Adjutanten Haeften. Einer der Offiziere schoß sofort hinter Stauffenberg her und verwundete ihn leicht. Es gelang ihm, ins Zimmer von Beck und Hoepner zu flüchten. Olbricht und sein nicht beteiligter Schwiegersohn Rittmeister Barnim v. Ramin wurden entwaffnet und über den Flur hinter dem geflüchteten Stauffenberg hergetrieben. Ihn fand man dann im Zimmer von Beck und Hoepner zusammen mit Haeften. Alle wurden entwaffnet. Sodann verlangte man Fromm zu sprechen.

Dieser erschien dann wenig später zusammen mit Oberstleutnant Gehrke und seinem Adjutanten Hauptmann Bechtel. Gehrke war mein Vorgänger, von dem ich das Wachregiment übernommen hatte. Er stellte auf dem Übungsplatz Fallingbostel eine der sieben Panzerbrigaden auf, die an die Front gehen sollten. An diesem Tage war er nach Berlin gefahren und erlebte rein zufällig am Fehrbelliner Platz den Aufmarsch der von den Verschwörern alarmierten Panzereinheit und traf dort zufällig einen meiner Offiziere, der den Kommandeur über die Lage aufklärte. Bei dieser Gelegenheit schaltete sich Gehrke gleich tatkräftig ein und besuchte mich anschließend auf meinem Gefechtsstand im Hause Goebbels. Er kam gerade, als Hauptmann Schlee mir den ersten ausführlichen Bericht über die Vorgänge im Bendlerblock erstattete. Da Gehrke frei war und auch Fromm kannte, bat ich ihn, mit Schlee zusammen im Bendlerblock nach dem Rechten zu sehen.

Das Ergebnis war die Befreiung Fromms. Fromm hielt seine geladene Pistole in der Hand und forderte die Putschisten zum Niederlegen ihrer Waffen auf. „Nun drehen wir einmal den Spieß um", waren seine Worte. Die Waffen wurden auch widerstandslos abgelegt. Nur Beck bat Fromm, von dieser Forderung an ihn, seinen alten Vorgesetzten, absehen zu wollen, da er selbst aus dieser unglücklichen Situation die Konsequenzen zu ziehen gewillt sei. Er tat dies auch sofort, führte seine Pistole an die Schläfe und drückte ab. Der Schuß war nicht tödlich, sondern nur ein Streifschuß, der Beck zusammensacken ließ. „Helfen Sie dem alten Herrn", waren Fromms Anweisungen. Man setzte ihn daraufhin blutüberströmt in einen Sessel, in dem er den zweiten vergeblichen Versuch unternahm und mit einem dritten Schuß von einem meiner Soldaten erlöst wurde.

Den anderen anwesenden führenden Putschisten ließ Fromm noch eine gewisse Zeit, Abschiedsbriefe an ihre Angehörigen zu schreiben. Er verließ dann den Raum, um wenig später wieder zu erscheinen. In der Zwischenzeit war der Bendlerblock von der Kompanie abgeriegelt und dann gestürmt worden. Fromm erschien nach diesen Vorgängen erneut mit Gehrke und Schlee vor den bewachten Rädelsführern. Hoepner übergab wortlos einen Brief, den Fromm ungelesen in einen Briefumschlag steckte. Fromms Worte waren etwa: „Sind Sie fertig, meine Herren? Soeben hat unter meiner Leitung das Standgericht getagt. Ich habe das Todesurteil

über vier Offiziere gefällt: den Oberst im Generalstab Mertz, General der Infanterie Olbricht, diesen Oberst, dessen Name ich nicht mehr kenne, und diesen Oberleutnant." Fromm zeigte auf Stauffenberg und Haeften. Der Leutnant Schady vom Wachregiment erhielt den Befehl, die Vollstreckung sofort durchzuführen. Es war kurz vor Mitternacht, als im Hof des Bendlerblocks im Schein angefahrener LKWs die vor einem Sandhaufen stehenden aktivsten Verschwörer standrechtlich erschossen wurden. Alle Verurteilten blieben stumm, nur Stauffenberg rief schrill in die Nacht hinein: „Es lebe unser heiliges Deutschland."

Wenig später ging ein Fernschreiben an alle unterstellten Dienststellen: „Putschversuch von unverantwortlichen Generalen blutig niedergeschlagen. Sämtliche Anführer erschossen. Befehle von Generalfeldmarschall v. Witzleben, Generaloberst Hoepner, General Beck und General Olbricht sind nicht zu befolgen. Ich habe die Befehlsgewalt wieder übernommen, nachdem ich vorübergehend durch Waffengewalt festgenommen war. Fromm, Generaloberst."

Doch hier irrte Fromm. Sein Nachfolger Himmler war schon auf dem Wege nach Berlin. Die Vorgänge im Bendlerblock waren mir zu diesem Zeitpunkt noch unbekannt. Ich hatte in Berlin genug zu tun. Erst die Meldung von einem meiner Offiziere, daß im Hofe des Bendlerblocks Erschießungen stattfänden, ließen mich aufschrecken. Ich war deshalb darüber sehr erschrocken und empört, da es bislang mein Stolz gewesen war, daß die von mir geleitete Aktion bis zu diesem Augenblick ohne Blutvergießen durchgeführt werden konnte. Als ich diese Meldung erhielt, befand ich mich gerade im Dienstzimmer von Goebbels, wo sich zu dieser Zeit auch der Rüstungsminister Speer aufhielt. Ich wollte sofort losfahren, um in jedem Fall weitere Erschießungen zu verhindern. Da mein Wagen im Augenblick unterwegs war, erbot sich Speer, mich mit seinem Sportwagen zum Ort des Geschehens zu fahren. Ich war überrascht und erstaunt, aus dem Munde von Goebbels zu vernehmen: „Wahrscheinlich werden jetzt Mitwisser vernichtet. Dies muß unter allen Umständen verhindert werden." Hier irrte auch der in diesen Stunden so souverän ruhige und umsichtige Goebbels.

In weniger als fünf Minuten hatte mich Speer bis zum Eingang des Bendlerblocks gefahren. Ich bedankte mich höflichst, da ich bislang noch nie-

mals einen so hochrangigen Fahrer gehabt hatte. Gleich im Durchgang zum Innenhof traf ich auf Generaloberst Fromm, der sichtbar aufgeregt und erschüttert war. Mich erkennend sprach er mich an: „Endlich ein anständiger Offizier von ‚Großdeutschland'! Was wissen Sie von der Lage?" Ich sagte nur: „Herr Generaloberst, ich bin vom Führer selbst mit allen Vollmachten zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung in Berlin ausgestattet worden. Das ist bisher ohne einen Schuß Pulver geschehen. Leider sieht es hier anders aus. Ich bin hierhergekommen, um weitere Erschießungen zu verhindern." Fromm sah mich überrascht an und war sichtlich betroffen. Ich bemerkte eine gewisse Verärgerung. Doch dann legte sich sein Unmut. Ich sagte ihm dann noch, daß ich allein so lange für alles hier in Berlin verantwortlich wäre, bis Himmler einträfe, der auf dem Wege nach Berlin sei. Mein Gefechtsstand befände sich in der Dienstwohnung von Minister Goebbels, der sicherlich mehr wisse als ich und die größeren Zusammenhänge kenne. Fromm fuhr dann zu Goebbels. Ich sah ihn nach Mitternacht dort im Gespräch mit hohen SS-Führern.
Nachdem Fromm den Bendlerblock verlassen hatte, befahl ich schärfste Absperrung und sorgte selbst für die Wiederherstellung der dienstlichen Ordnung. Die späteren Verhaftungen wie auch die Sicherstellung des Materials über die Verschwörung erfolgten auf Anweisung und auf Befehl des Reichsführers der SS Heinrich Himmler, der ja den Posten von Fromm übernahm. Als ich das Gebäude verließ, traf ich mit dem Mussolini-Befreier Skorzeny zusammen.
Nach Rückkehr zu meinem Gefechtsstand erlebte ich dort Himmler. Ich meldete ihm pflichtgemäß meine befohlenen Maßnahmen. Bei Tagesanbruch rückte meine Truppe wieder in die Kasernen. Ich legte mich schlafen.
In der Nacht hatte ich noch die Rundfunkansprache Hitlers im Großdeutschen Rundfunk gehört:
„Deutsche Volksgenossen und Volksgenossinnen!
Ich weiß nicht, zum wievielten Male nunmehr ein Attentat auf mich geplant und zur Ausführung gekommen ist. Wenn ich heute zu Ihnen spreche, dann geschieht es aber besonders aus zwei Gründen:
Erstens, damit Sie meine Stimme hören und wissen, daß ich selbst unverletzt und gesund bin.

Zweitens, damit Sie aber auch das Nähere erfahren über ein Verbrechen, das in der deutschen Geschichte seinesgleichen sucht.
Eine ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer dummer Offiziere hat ein Komplott geschmiedet, um mich zu beseitigen und zugleich mit mir den Stab der deutschen Wehrmachtführung auszurotten.
Die Bombe, die von dem Oberst Graf v. Stauffenberg gelegt wurde, krepierte zwei Meter von meiner rechten Seite. Sie hat eine Reihe mir teurer Mitarbeiter sehr schwer verletzt, einer ist gestorben. Ich selbst bin völlig unversehrt bis auf ganz kleine Hautabschürfungen, Prellungen oder Verbrennungen. Ich fasse es als eine Bestätigung des Auftrags der Vorsehung auf, mein Lebensziel weiter zu verfolgen, so, wie ich es bisher getan habe. Denn ich darf es vor der ganzen Nation feierlich gestehen, daß ich seit dem Tage, an dem ich in die Wilhelmstraße einzog, nur einen einzigen Gedanken hatte, nach bestem Wissen und Gewissen meine Pflicht zu erfüllen, und daß ich, seit mir klar wurde, daß der Krieg ein unausbleiblicher war und nicht mehr aufgeschoben werden konnte, eigentlich nur Sorge und Arbeit kannte und in zahllosen Tagen und durchwachten Nächten für mein Volk lebte.
Es hat sich in einer Stunde, in der die deutschen Armeen in schwerstem Ringen stehen, ähnlich wie in Italien, nun auch in Deutschland, eine ganz kleine Gruppe gefunden, die glaubte, wie im Jahre 1918 den Dolchstoß in den Rükken führen zu können. Sie hat sich diesmal aber schwer getäuscht. Die Behauptung dieser Usurpatoren, daß ich nicht mehr lebe, wird jetzt in diesem Augenblick widerlegt, da ich zu Euch, meine lieben Volksgenossen, spreche. Der Kreis, den diese Usurpatoren darstellen, ist ein denkbar kleiner. Er hat mit der deutschen Wehmacht und vor allem auch mit dem deutschen Heer nichts zu tun. Es ist ein ganz kleiner Klüngel verbrecherischer Elemente, die jetzt unbarmherzig ausgerottet werden.
Ich befehle daher in diesem Augenblick,
1. daß keine Zivilstelle irgendeinen Befehl entgegenzunehmen hat von einer Dienststelle, die sich diese Usurpatoren anmaßen.
2. daß keine Militärstelle, kein Führer einer Truppe, kein Soldat irgendeinem Befehl dieser Usurpatoren zu gehorchen hat, daß im Gegenteil jeder verpflichtet ist, den Übermittler oder den Geber eines solchen Befehls

entweder sofort zu verhaften oder bei Widerstand augenblicklich niederzumachen. Ich habe, um endgültig Ordnung zu schaffen, zum Befehlshaber des Heimatheeres den Reichsminister Himmler ernannt. Ich habe in den Generalstab Generaloberst Guderian berufen, um den durch Krankheit zur Zeit ausgefallenen Generalstabsoffizier zu ersetzen, und einen zweiten bewährten Führer der Ostfront zu seinem Gehilfen bestimmt. In allen anderen Dienststellen des Reiches ändert sich nichts. Ich bin der Überzeugung, daß wir, mit dem Austreten dieser ganz kleinen Verräter- und Verschwörerclique nun endlich auch im Rücken der Heimat die Atmosphäre schaffen, die die Kämpfer der Front brauchen. Denn es ist unmöglich, daß Hunderttausende und Millionen braver Männer ihr letztes hergeben, während zu Hause ein ganz kleiner Klüngel ehrgeiziger Kreaturen diese Haltung dauernd zu hintertreiben versucht.

Diesmal wird nun so abgerechnet, wie wir das als Nationalsozialisten gewohnt sind. Ich bin überzeugt, daß jeder anständige Offizier, jeder tapfere Soldat in dieser Stunde das begreifen wird.

Welches Schicksal Deutschland getroffen hätte, wenn der Anschlag heute gelungen sein würde, das vermögen die wenigsten vielleicht auszudenken. Ich selber danke der Vorsehung und meinem Schöpfer nicht deshalb, daß er mich erhalten hat – mein Leben ist nur Sorge und ist nur Arbeit für mein Volk –, sondern ich danke ihm nur deshalb, daß er mir die Möglichkeit gab, diese Sorge weiter tragen zu dürfen und in meiner Arbeit weiter fortzufahren so gut, wie ich das vor meinem Gewissen verantworten kann.

Es hat jeder Deutsche, ganz gleich, wer er sein mag, die Pflicht, diesen Elementen rücksichtslos entgegenzutreten, sie entweder sofort zu verhaften oder, wenn sie irgendwie Widerstand leisten sollten, ohne weiteres niederzumachen. Die Befehle an sämtliche Truppen sind ergangen. Sie werden blind ausgeführt entsprechend dem Gehorsam, den das deutsche Heer kennt.

Ich darf besonders Sie, meine alten Kampfgefährten, noch einmal freudig begrüssen, daß es mir wieder vergönnt war, einem Schicksal zu entgehen, das nicht für mich Schreckliches in sich barg, sondern das den Schrecken für das deutsche Volk gebracht hätte.

Ich sehe daraus auch einen Fingerzeig der Vorsehung, daß ich mein Werk weiterführen muß und daher weiter fortführen werde."

DAS ATTENTAT STAUFFENBERGS IM FÜHRER-HAUPTQUARTIER

Am 20. Juli 1944 morgens 6.00 Uhr fährt Oberst Graf v. Stauffenberg von seiner Wohnung in Wannsee zum Flugplatz nach Rangsdorf. In seiner Aktentasche führt er eine Kilo-Bombe englischen Ursprungs mit sich. Unterwegs nimmt er seinen Adjutanten, Oberleutnant Werner v. Haeften, auf, der ebenfalls eine gleiche Bombe bei sich hatte. General Wagner, Generalquartiermeister, hatte schweren Herzens für den Flug Rangsdorf nach Rastenburg und zurück eine Maschine zur Verfügung gestellt; denn er wußte, welche Belastung er damit auf sich nahm. Auf dem Flugplatz wartet der Mitverschwörer Generalmajor Stieff mit seinem Adjutanten Roel. Um 10.15 Uhr wird der Rastenburger Flugplatz und nach achtzehn Kilometer Fahrt mit einem Kübelwagen das Hauptquartier erreicht. Stauffenberg will sich beim Kommandanten Oberst Streve melden. Da dieser nicht erreichbar ist, werden Stauffenberg und Haeften vom Adjutanten, Rittmeister v. Möllendorf, im Casino zum Frühstück eingeladen. Letzterer erinnert sich, daß Stauffenberg seine Aktentasche wie einen Augapfel hütete und sie stets bei sich trug. Im Hauptquartier wußten vom geplanten Attentat nur Stieff und der General der Nachrichtentruppe Erich Fellgiebel.

Nach einer Zwischenbesprechung mit General Buhle trägt Stauffenberg dem Feldmarschall Keitel vor, was er dem Führer in der Lagebesprechung im einzelnen berichten will. Dabei erfährt er von Keitel zu seinem Schrekken, daß die Lagebesprechung mit Rücksicht auf den Besuch Mussolinis auf 12.30 Uhr vorverlegt worden ist. Dies brachte die Termine, die auf 13.30 Uhr mit dem Bendlerblock abgestimmt waren, durcheinander. Trotzdem hält Stauffenberg an seinem Plan fest. Kurz vor der Bespre-

chung, die auch pünktlich um 12.30 Uhr beginnt, bittet Stauffenberg um einen Raum, in dem er sich noch frisch machen will. Zuvorkommend bietet ihm Keitels Adjutant, Oberstleutnant v. Freyend, dafür sein Zimmer an. Hier wechselt Stauffenberg mit v. Haeftens Hilfe in aller Eile sein Hemd und zerbricht mit einer Flachzange die Glaskapsel der Bombe. Die dadurch freigewordene Säure zerfrißt den mit dem Schlagbolzen verbundenen Draht, der dadurch frei wird und in den Zünder schnellt. Die Bombe hatte einen so dünnen Draht, daß ihre Explosion vom Zerbrechen der Glaskapsel an nach etwas mehr als zehn Minuten erfolgen mußte.
Als Stauffenberg wieder heraustrat, bot John v. Freyend ihm mit Rücksicht auf seine schwere Kriegsbeschädigung an, die Tasche zu tragen, was aber abgelehnt wurde. Keitel, Buhle und andere Offiziere warteten bereits vor der mit Beton umhüllten Holzbaracke auf den Beginn der Besprechung. Hitlers Luftwaffenadjutant v. Below bat die Herren einzutreten. Erst in diesem Augenblick bat Stauffenberg v. Freyend, seine Mappe mitzunehmen und ihm einen Platz in der Nähe von Hitler zu reservieren. Freyend tat das auch und legte die Mappe etwa drei Meter von Hitler entfernt auf den für Stauffenberg vorgesehenen Stuhl. Stauffenberg verblieb noch im Vorraum und orientierte den Wachtmeister Adam, der das Telefon im Kartenraum besetzt hielt, daß er noch auf ein dringendes Gespräch aus Berlin warte. Deshalb möge man ihn herausrufen. In Wirklichkeit war mit dem General des Nachrichtendienstes Fellgiebel abgesprochen, diesen Anruf tätigen zu lassen, was auch durch den Nachrichtenoffizier Oberstleutnant Sander geschah, der Stauffenberg ausrichten ließ, nach der Besprechung zu Fellgiebel zu kommen.
Wenig später betrat Stauffenberg den Lageraum. Die Besprechung hatte schon begonnen. Stauffenberg grüßte kurz militärisch. Sein Gruß wurde von Hitler ernst erwidert. General Heusinger berichtete über die Lage an der Ostfront. Nachdem die rumänische Front gestreift war, kam er auf die angespannte Lage im Mittelabschnitt zu sprechen. Heusinger wies darauf hin, daß die Reserven aufgebraucht seien und frische Truppen aus dem Generalgouvernement und der Heimat benötigt werden, über die Stauffenberg Vortrag halten sollte. Die Zeit drängte. Die Bombe tickte. Jeden Augenblick mußte sie explodieren, was den sicheren Tod Stauffenbergs bedeutet hätte. Die Selbstaufopferung aber stand nicht auf seinem Pro-

gramm. Er hielt sich im Gegensatz zu den ehrenhaften Gepflogenheiten, mit einer Selbstopferung den verwerflichen Eidbruch zu sühnen, um damit die Voraussetzungen für ein Gelingen des Staatsstreiches zu schaffen, für unabkömmlich. Hitler selbst war es, der ihn rettete, indem er anordnete: „Nein nicht jetzt, später am Schluß der Besprechung kann Stauffenberg Vortrag halten." Stauffenberg war gerettet. Er bat flüsternd Keitel, telefonieren zu dürfen. Keitel nickte. Oberst Brandt bat er, auf die Mappe zu achten. Er käme gleich wieder.

Somit verließ Stauffenberg fast unbeobachtet den Raum und eilte zum Nachrichtenbunker, wo Haeften auf ihn wartete. Die Besprechung nahm ohne ihn seinen Fortgang. Stauffenberg hatte kurz vor dem Verlassen des Zimmers seine Aktenmappe vom Stuhl auf den Kartentisch gestellt. Diese verdeckte nunmehr die ausgebreitete Karte, als Hitler noch einmal auf den Südabschnitt zu sprechen kam. General Schmundt nahm sie deshalb vom Tisch und stellte sie rechts neben den massiven Eichensockel des Kartentisches, so daß zwischen Hitler und der Bombe eine gewisse Schutzwand entstand.

Genau 12.45 Uhr gab es einen riesigen Knall, etwa so, als wenn eine Fünfzehn-Zentimeter-Granate explodierte. Stauffenberg hatte sich nicht mit Fellgiebel getroffen, der laut Plan nach dem Attentat in seiner Schlüsselstellung alle Nachrichtenverbindungen von und nach dem Hauptquartier durch Sprengung ausschalten sollte. Stattdessen saß Stauffenberg mit seinem Adjutanten im gestarteten Wagen etwa zweihundert Meter entfernt vor Fellgiebels Bunker. Er sah angeblich Flammen, Rauch und zerfetzte Körper aus dem Kartenhaus fliegen, darunter seine eigenen Kameraden, die er unter Schonung seiner Person kaltblütig zu opfern gewillt war. Der tödlichen Stille nach der Explosion folgten Rufe und Schreie.

Ohne sich wie abgesprochen mit Fellgiebel in Verbindung zu setzen, brauste Stauffenberg kopflos ab. Erstes Hindernis war die Wache des Sperrkreises 1, die ebenfalls durch die Explosion aufgeschreckt war. Sie verweigerte die Durchfahrt. Doch Stauffenberg überrumpelte den wachhabenden Leutnant, indem er kurz aus dem Wagen sprang, einfach den Telefonhörer im Wachhäuschen abhob und selbstsicher vorgab, Erlaubnis zum Passieren zu haben. Dieser Bluff gelang, und schon zwei Minuten nach dem Attentat konnte Stauffenberg das Tor durchfahren. Das zweite Hin-

dernis war die Südwache des Hauptquartiers. Hier wurde er durch den wachhabenden Feldwebel Kolbe gestoppt, der ihm ebenfalls auf Grund der mitgehörten Explosion die Durchfahrt verweigerte. Darauf rief Stauffenberg den Rittmeister v. Möllendorf an, mit dem er wenige Stunden zuvor gefrühstückt hatte. General Fromm warte dringend auf ihn, er müsse sofort zum Flugplatz. Er legte den Hörer wieder auf und sagte dann zum Feldwebel: „Sie haben gehört, ich darf passieren." Doch der Feldwebel ließ sich nicht irritieren und rief nun seinerseits den Adjutanten des Kommandanten des Hauptquartiers an, um sich rückzuversichern. Erst als dieser die Passage freigab, ließ ihn der Feldwebel fahren.
Ich bin deshalb über die Vorgänge so genau orientiert, weil ich zwei Monate später vom Führer selbst zum Kampfkommandanten aller sieben Hauptquartiere bestellt wurde und mich mit den Versäumnissen am 20. Juli dienstlich zu beschäftigen hatte. Der Kommandant der Wolfsschanze bei Rastenburg – eines der Hauptquartiere Hitlers –, Oberst Streve, wurde mir unterstellt, ebenso die Sicherheitsgruppe der SS von Rattenhuber. Dem Rittmeister v. Möllendorf und dem Leutnant der Wache des Sperrkreises 1 wurden später schwere Vorwürfe gemacht. Sie retteten ihren Kopf nur, weil verantwortungsbewußte Vorgesetzte für sie eintraten. Der Rittmeister v. Möllendorf ist später als Bataillonskommandeur meiner Führerbegleitbrigade bei Bastogne während der Ardennenoffensive als bewährter und vorbildlich tapferer Offizier gefallen. Ich bewahre ihm ein besonderes Andenken.
Es ist nicht wahr, daß vor dem 20. Juli Besucher des Hauptquartiers bei einem Besuch des Führers die Waffen ablegen mußten. Diese Anordnung kam erst später und galt auch nur für Personen, die man nicht kannte. Ich selbst habe stets meine Pistole auch bei Gesprächen mit dem Führer getragen. Ich war bereit, meinen Kopf zu verlieren, wenn trotz allem etwas passieren sollte.
Jedenfalls war es für Stauffenberg ohne weiteres möglich, Hitler zu erschießen und sich dann selbst zu richten. Es wäre eine mannhafte Tat gewesen, die Eingang in die Geschichte gefunden hätte. Er aber ließ lieber andere sterben und zog bedenkenlos unzählige mitverschworene Kameraden mit in sein Unglück. Wahrlich kein Vorbild für zukünftige Soldatengenerationen. Aus diesem Grund fand ich es auch nicht für ange-

bracht, bei einem Nachkriegsbesuch in Berlin die Gedenktafel im Hof des Bendlerblocks in Augenschein zu nehmen.

Um 15.15 Uhr erreichten Stauffenberg und Haeften den Flugplatz in Rastenburg. Der Start erfolgte wenige Minuten später mit der gleichen Maschine. Der Flug nahm zweieinhalb Stunden in Anspruch. Stauffenberg war in Hochstimmung. Er glaubte an ein geglücktes Attentat und hoffte, daß bereits während seines Fluges alle Walküremaßnahmen angelaufen seien, nachdem Fellgiebel, wie verabredet, das Startzeichen von der vorgesehenen Sprengung des Nachrichtenbunkers durchgeben sollte.

Was aber war in Wirklichkeit geschehen oder unterlassen worden? Welche Fehler waren den Handelnden unterlaufen? Zunächst war die Voraussetzung für das Gelingen des Umsturzes, nämlich der Tod Hitlers als entscheidender Eidträger, dem alle verpflichtet waren, nicht erfüllt. Er stand lebend, wenn auch verletzt, vor der Baracke. Davon hätte sich Stauffenberg, wenn er eine Minute länger gewartet hätte, selbst überzeugen können. Er hätte dann immer noch die Möglichkeit gehabt, den Führer persönlich zu erschießen. Die allgemeine Verwirrung hätte er ausnutzen können. Dem Führer waren die Trommelfelle geplatzt, sein rechter Arm war so geprellt, daß er noch nach Monaten kraftlos herabhing, seine Haare waren versengt und seine Haut hatte kleine Splitter, Verbrennungen und Abschürfungen davongetragen. Doch das Attentat erwies sich für Stauffenberg als Mord an seinen unschuldigen Kameraden. Der Stenograph Dr. Berger wurde von der Bombe zerrissen, Generaloberst Korten, General Schmundt und Oberst Brandt wurden so stark verletzt, daß sie anschließend starben. Weshalb zog Stauffenberg nicht seine Pistole? Nur um sein kostbares Leben zu retten, das er dann Stunden später doch verlor? Das wäre mutig und vorbildlich gewesen. So aber zog er Hunderte von Kameraden mit ins Verderben und wurde mehr oder weniger mitverantwortlich für das, was später in Plötzensee geschah.

General Fellgiebel als Schlüsselfigur des Unternehmens sah Hitler, gestützt auf Keitel und einer Ordonnanz, aus den Trümmern hervorwanken. Entsetzen ließ ihn nicht nur seine Aufgabe vergessen, die Nachrichtenzentrale des Führerhauptquartiers zu sprengen, sondern umgeschnallt mit Pistole vor seinen Führer treten, nicht etwa, um ihn zu erschießen, nein, um ihm als erster zur wunderbaren Errettung durch die Vorsehung

zu gratulieren. Noch jetzt hätte er viele seiner später hingerichteten Kameraden retten können, wenn er entsprechend seiner freiwillig übernommenen Aufgabe gehandelt hätte. Sein Leben war in jedem Falle verwirkt. Aber Schneid und Verantwortungsgefühl war diesen Heimatkriegern fremd. Sie heute der schwerbedrängten Bundeswehr als Vorbilder zu offerieren, muß einem wissenden und denkenden Soldaten als Zumutung erscheinen oder seine Tugenden müßten so kümmerlich sein, daß er als Soldat unbrauchbar und überflüssig ist. Wenn letzteres der Fall sein sollte, bin ich für die Abschaffung der Bundeswehr. Man verteidigt nämlich keine Systeme wie Kaiserreiche, Republiken, autoritäre Regime oder freiheitliche Demokratien, sondern seine Heimat und sein Vaterland, das jedem die Werte verkörpern sollte, für die es sich lohnt, sein Leben hinzugeben. Staatsformen sind nur Hüllen, niemals Inhalt und Wertmesser für eine selbstlose Hingabe. Das gilt auch für den Eid des Soldaten. Ihn je nach Belieben halten oder brechen zu dürfen, führt zur Unmoral. Wer seinen Eid bricht, ist des Todes! Darüber kontrovers zu diskutieren, heißt sein Vaterland in Frage stellen.

Wertvolle Stunden gingen für die Verschwörer nutzlos dahin und waren damit vertan. Der Eidträger war nicht beseitigt, und damit blieb für jeden ehrenhaften Soldaten der geleistete Eid auf das Staatsoberhaupt, den Führer, verbindlich. Schon damit war von Anbeginn die wichtigste Voraussetzung für ein Gelingen des Umsturzes nicht erfüllt.

Stauffenberg nahm sich nach der Explosion nicht die Zeit, den Erfolg des Attentats nachzuprüfen und sich mit Fellgiebel abzustimmen, obwohl er vor seinem Bunker stand. Er verlor die Nerven und wollte sich zunächst einmal selbst in Sicherheit bringen. Er hielt sich für so unentbehrlich und meinte, alles selbst machen zu müssen. Bezeichnend ist seine erste Kontaktaufnahme nach seiner Landung in Rangsdorf, als er mit seiner Dienststelle die erste Verbindung per Telefon herstellte. Nicht nur seine Falschmeldung über den Tod Hitlers ist dokumentarisch belegt, sondern auch seine Meldung am Telefon: „Hier spricht General Stauffenberg, alles ist planmäßig verlaufen. Ich werde unverzüglich nach meinem Eintreffen in einer dreiviertel Stunde Bericht erstatten." Er sprach mit Oberst Mertz v. Quirnheim und vernahm zu seiner größten Überraschung, daß der Putsch wegen Ausbleibens irgendwelcher Nachrichten nicht ausgelöst sei.

Auf den Gedanken, daß er daran nicht ganz unschuldig war, kam er nicht. Zeuge dieses Gesprächs war Oberstleutnant Stepp, der auf dem Flugplatz seinen Dienst tat und nichts von einem beabsichtigten Staatsstreich wußte. Er wunderte sich nur darüber, daß Stauffenberg die Oberst-Achselstükke trug, sich aber als General meldete. „Darf ich zur Beförderung gratulieren", fragte er. „Jawohl, seit heute bin ich General", war Stauffenbergs Antwort! Man muß sich als Frontsoldat wirklich wundern, daß ein Offizier nach einer solchen Tat und bei einer solchen Verantwortung Gedanken und Zeit finden kann, an eine Selbstbeförderung zu denken. Nach ihm aber werden heute Straßen und Kasernen benannt.
Dazu muß man wissen, daß Dr. John zwei Tage zuvor, von Madrid nach Berlin kommend, den Verschwörern im Bendlerblock mitgeteilt hatte, daß die Alliierten auch im Falle der Ausschaltung Hitlers weiter auf einer bedingungslosen Kapitulation, auch den Sowjets gegenüber, bestünden. Stauffenberg war sich also darüber im klaren, daß auch er von unseren Feinden keinerlei Erleichterungen erwarten konnte.
Zu diesem Zeitpunkt wußte man bereits im Hauptquartier, daß Stauffenberg der Bombenleger war. Sein Begleiter v. Haeften hatte dazu den unumstößlichen Beweis geliefert. Denn noch auf der Fahrt vom Hauptquartier zum Flugplatz hatte er den Fehler begangen, die zweite mitgeführte Bombe zu demontieren und unachtsam in den Straßengraben zu werfen, so daß schon wenig später, als Stauffenberg von Hitler selbst in den Verdacht gezogen wurde, durch den aufmerksamen Kraftfahrer, der das Wegwerfen eines Gegenstandes bemerkt hatte, veranlaßt werden konnte, diese entschärfte Bombe zu finden.
Von alledem aber ahnte Stauffenberg nichts, auch nicht, daß auf Grund einer Anordnung Himmlers sich der SS-Obersturmführer Piffrader auf dem Wege zum Flugplatz Rangsdorf befand, um ihn zu verhaften. Stauffenberg mußte mit einem geliehenen Wagen des Flughafens fahren, da man vergessen hatte, sich einen eigenen Wagen kommen zu lassen. Beide Wagen müssen sich in Berlin gekreuzt haben, ohne sich gegenseitig zu entdecken.
Im Hauptquartier selbst hatte man zunächst nach dem ersten Schock an einen Volltreffer einer Fliegerbombe gedacht. Dann wurden Bauarbeiter der Organisation Todt verdächtigt, die dieses nur mit Beton ummantelte,

unbefestigte Kartenhaus erst jüngst aufgestellt hatten. Nur Hitler wies diesen Vorwurf wirsch zurück, indem er sagte: „Ein deutscher Arbeiter wird niemals die Hand gegen mich erheben. Eine solche Freveltat kann nur dem krankhaften Hirn eines dekadenten Adligen entspringen.“

Himmler war etwa eine halbe Stunde nach dem Attentat eingetroffen. Er ließ sofort den Tatort untersuchen. Die Überprüfung der Teilnehmerliste ergab, daß Stauffenberg fehlte. Sodann kam man schnell darauf, daß dieser kurz vor der Explosion ohne Mütze und Aktentasche den Kartenraum verlassen hatte. Eine Überprüfung der Sperren ergab, daß Stauffenberg die Wolfsschanze verlassen und mit dem Flugzeug nach Rangsdorf abgeflogen war. Der Fahrer des PKW gab an, daß während der Fahrt mehrere Gegenstände aus dem Wagen geworfen worden seien. Eine Nachsuche ergab das Auffinden eines neunhundertfünfundsiebzig Gramm schweren Sprengstoffklumpens mit zwei Initialzündern und einem englischen chemisch-mechanischen Zündstift. Nachdem dann auch die Reste von einer Aktentasche im Kartenhaus gefunden wurden, verdichtete sich der Verdacht gegen Stauffenberg. Zunächst vermutete man, daß er zu den Russen geflogen sei, bis dann vom Rastenburger Flugplatz der Abflug der von Stauffenberg benutzten Heinkel-Maschine nach Berlin-Rangsdorf gemeldet wurde.

Während alle diese Untersuchungen liefen und Stauffenberg sich auf dem Wege nach Berlin befand, hatte Hitler sich umgezogen, empfing wie vorgesehen den angekündigten Duce und zeigte ihm persönlich die zertrümmerte Lagebaracke. Intern hatte Hitler angeordnet, daß nichts über die Vorkommnisse nach außen dringen dürfe. Hitler hielt auch dieses Attentat für eines der vielen gegen ihn persönlich gerichteten Geschehen, dachte aber keineswegs an einen wohl vorbereiteten Staatsstreich, der mit diesem Mord eingeleitet werden sollte. Er sprach nur von der göttlichen Vorsehung, die auch dieses Mal wieder die schützende Hand über ihn gehalten habe. Er sah daraus nur einen Fingerzeig, sein begonnenes Werk bis zum Sieg fortzusetzen.

Um 16.05 Uhr verließ Stauffenberg mit einem geliehenen Wagen den Rangsdorfer Flugplatz und traf erst gegen 16.45 Uhr auf seiner Dienststelle im Bendlerblock ein. Das heißt, ganze vier Stunden wurden nutzlos versäumt, womit das Mißlingen dieses Putsches schon vorprogrammiert war.

DER ATTENTÄTER
OBERST CLAUS SCHENK GRAF VON STAUFFENBERG

Stauffenberg war 1926 als Fahnenjunker in Bamberg ins Reiterregiment 17 der Reichswehr eingetreten. Ende 1929 kam er nach dem Besuch der Infanterieschule Dresden und der Kavallerieschule in Hannover als Oberfähnrich zu seinem alten Regiment zurück. Als junger Leutnant nahm er im nächsten Jahr an einem Infanteriegeschützführer-Lehrgang in Döberitz teil und wurde ab März 1931 Zugführer der Minenwerfer-Eskadron seines Regiments in Bamberg. Nach der Machtübernahme wurde er Bereiteroffizier an der Kavallerieschule Hannover. Am 1. 1. 1937 war er zum Rittmeister befördert worden. Im Herbst 1937 wurde er zur Kriegsakademie kommandiert, die er am 24. 6. 1938 mit Erfolg abschloß. Er wurde Ib (Nachschub) bei der 1. Leichten Division in Wuppertal, die der spätere Verschwörer Hoepner führte. In dieser Funktion nahm er vierzehn Tage am friedlichen Einmarsch ins Sudetenland teil. In gleicher Eigenschaft als Nachschuboffizier war er auch am Polenfeldzug beteiligt. Während des Frankreichfeldzuges wurde er in die Organisationsabteilung des Generalstabs berufen.

Seine bisherige vierzehnjährige Dienstlaufbahn wies keine außergewöhnlichen Züge auf. Auffällt, daß er niemals selbständiger Truppenführer, wie Kompaniechef oder später Bataillons- oder Regimentskommandeur, gewesen ist und somit auch den harten und opfervollen Kampf an der Front nicht kannte. Nach seiner Beförderung am 1. 1. 1943 zum Oberstleutnant wurde er im Februar des gleichen Jahres zum Ia einer Division des Afrikakorps ernannt, als dieses sich schon in hoffnungsloser Lage im Raum Tunis befand. Am 7. 4. 1943 wurde er durch feindliche Flieger schwer verwundet und entging somit der drohenden Gefangenschaft. Er

hatte das linke Auge verloren. Das Geschoß steckte nach Aussage von Professor Sauerbruch noch im Hinterkopf und wurde wegen der Weigerung Stauffenbergs nicht herausoperiert. Zudem hatte er seinen rechten Arm verloren, von der linken Hand fehlten der Zeige- und Ringfinger. Nach Ausheilung seiner Verwundung wurde er am 1. 10. 1943 zum AHA (Allgemeines Heeresamt) versetzt. Sein unmittelbarer Vorgesetzter war Generalleutnant Olbricht, einer der aktivsten Widerstandskämpfer. Am 1. 7. 1944 wurde Stauffenberg unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberst zum Chef des Stabes beim BdE (Befehlshaber des Ersatzheeres), Generaloberst Fromm, versetzt.
Es steht außer Frage, daß Stauffenberg, wie viele andere seiner Kameraden, die Machtübernahme Hitlers aus nationalen Gründen und auch als junger Offizier der zukunftslosen Reichswehr bejaht hat. Auch er begrüßte die Wiederherstellung der Souveränitätsrechte in der entmilitarisierten Zone des Rheinlandes, die Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht und begeisterte sich über den historischen Erfolg der Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich. Weder der Anschluß des deutschen Sudetenlandes, die von den Slowaken und Tschechen verursachte spätere Errichtung einer selbständigen Slowakei und die Entstehung des Protektorats Böhmen-Mähren ließen bei Stauffenberg eine ernsthafte Gegnerschaft zum Regime erkennen, noch lösten der Polenfeldzug und der anschließende Westfeldzug irgendwelche kritischen Bemerkungen und Einstellungen aus. Auch ihn hatte der allgemeine Begeisterungstaumel erfaßt. Wenn in diesem Zusammenhang von seinen ihm wohlgesinnten Autoren lediglich berichtet wird, „daß der Aristokrat Stauffenberg sich weniger mit der plebejischen Komponente der nationalsozialistischen Revolution befreunden konnte und diese stets abgelehnt habe“, ist dies natürlich noch kein Hinweis auf irgendeine ernst zu nehmende Gegnerschaft zum Dritten Reich. Wenn, so wie es Christian Müller in seiner Stauffenberg-Biographie tut, im Zusammenhang mit der Röhmrevolte von einem „Aufflackern des Widerstandsgeistes“ und von einer „unheilvollen Entwicklung“ gesprochen wird, so wird bei Stauffenberg wie bei der Mehrheit der damaligen Offiziere wohl mehr die Befürchtung mitgesprochen haben, daß es der SA gelingen könnte, gegenüber der Wehrmacht einen echten Konkurrenzanspruch geltend zu machen.

Eine historische Nachprüfung dieser Vorgänge wird sicherlich feststellen müssen, daß dieser sogenannte Röhmputsch im wesentlichen eine Erfindung des Heeres war, die Hitler zwingen sollte, eine Entscheidung zugunsten des Heeres herbeizuführen. Ich werde, im Gegensatz zur heutigen Darstellung, nie vergessen, welches Frohlocken gerade bei den reaktionären, dem späteren Widerstand zugehörigen Offizieren herrschte, als Hitler sich auf seine Weise im Sinne der Militärs entschied. In derselben Art hatten sich auch die gleichen Kreise eine Ausschaltung der Waffen-SS als Konkurrenzunternehmen gewünscht. Doch bot sich ihnen trotz aller Bemühungen dazu keine Gelegenheit. Durch das von der Wehrmacht erzwungene Eingreifen Hitlers wurde der in der Kampfzeit großgewordenen und sich damals bewährten SA das Rückgrat gebrochen. Wir jüngeren Offiziere haben das sehr bedauert. Uns war klar, daß gerade in der SA ein Großteil des kämpferischen jungen Deutschlands sich gesammelt hatte, ja, daß ohne die Sturmabteilungen eine Machtübernahme durch Hitler gar nicht möglich gewesen wäre. Denn viele dieser jungen Kämpfer, zumeist arbeitslos, hatten sich selbstlos dem herrschenden Terror auf den Straßen und in den Versammlungen entgegengestellt, erhebliche Opfer gebracht und wesentlich zum Gelingen der Revolution beigetragen.
Diese selbstlose SA hatte nun nach der Machtübernahme keine Aufgabe mehr. Wie wir heute wissen, wuchsen diese jungen Kämpfer nicht in die Pfründe des Staates oder der NSDAP hinein. Sie standen trotz ihrer Verdienste außerhalb. Aber eine solche junge, bewährte Kampforganisation durfte man nicht brachliegen lassen. Sie mußte eine ihr angemessene Aufgabe erhalten. Es wäre sicherlich besser gewesen, wenn ein Großteil dieser jungen kämpferischen Männer innerhalb der Wehrmacht ein neues Betätigungsfeld gefunden hätte. Aber gerade das wußte die konservative aristokratische Reichswehrführung zu verhindern. Hitler wurde in dieser Hinsicht ihr Opfer. Zu diesen Leuten gehörte damals sicherlich auch Stauffenberg, nicht, weil er gegen Hitler war, sondern weil er die Unabhängigkeit der Wehrmacht als ein Staat im Staate nicht durch fremde Einflüsse gefährdet sehen wollte.
Diese Kreise haben sich damals nicht daran gestört, daß im Rahmen dieses revolutionären Geschehens einige SA-Führer an die Wand gestellt wurden; schockiert allerdings waren sie, daß auch General v. Schleicher

und der Verfasser der aufsehenerregenden Papenrede, der Rechtsanwalt Edgar J. Jung, Opfer dieses Geschehens wurden; gehörten sie doch zu ihren unantastbaren Kreisen. Daß aber gerade von Jung und seinen Hintermännern auf Grund der bestehenden und geschürten Spannungen zwischen SA und Wehrmacht ein mit Hilfe Hindenburgs geplanter Umsturz von oben vorgesehen war, verschweigt man geflissentlich. Nur durch das energische Zupacken Hitlers wurde schon hier ein möglicher Bürgerkrieg ausgeräumt.

Von einem echten Widerstand gegen Hitler und den Nationalsozialismus ist bis Ende 1942 im Lebenslauf Stauffenbergs nichts Wesentliches nachweisbar. Zweifelsohne hatte er Kontakt zum sogenannten „Kreisauer Kreis". Dort war ein Teil seiner Freunde, wie die nicht ausgelasteten Herren Oberregierungsrat Yorck v. Wartenburg, Helmut Graf v. Moltke, Legationsrat Adam v. Trott zu Solz, Dr. Carlo Mierendorf, Professor Adolf Reichwein, Dr. Julius Leber, Dr. Horst v. Einsiedel, Dr. Dietrich v. Trotha, Jesuitenpater Alfred Delp, Konsistorialrat Eugen Gerstenmaier und andere zu regelmäßigen „Kaffeekränzchen" zusammengekommen. Es wurden dort hauptsächlich innerpolitische Themen diskutiert. Als „Nichtpolitiker" stieß dort Stauffenberg, dem dieser Kreis zu konservativ war, mit seinen unausgegorenen Ideen auf Mißtrauen, zumal er seine wahren politischen Absichten bei diesen Zusammenkünften zu verstecken suchte.

Allgemein wird Stauffenberg ein ausgeprägtes Geltungsbewußtsein nachgesagt. Manche seiner Kameraden berichten von einem übertriebenen Ehrgeiz und vermuten, daß durch seine Gehirnverletzung sich eine krankhafte Bewußtseinsveränderung ergeben haben könnte. Sein „verzehrender Tatendrang" war bislang reichlich zu kurz gekommen. Er hatte niemals die aufregenden Minuten eines Frontkämpfers vor dem Angriff oder den entsagungsvollen Kampf um jeden Meter Boden bei der Verteidigung erlebt. Er mußte am Schreibtisch seine Aufgabe erfüllen und mußte hinnehmen, wie andere im aktiven Einsatz zu Erfolg und Ruhm kamen. Dies wird für ihn um so schwerer zu ertragen gewesen sein, wenn sein Autor Peter Hoffmann recht haben sollte mit seiner Aussage: „Seit frühester Jugend hatte Stauffenberg das Gefühl der Bestimmung zu etwas Außergewöhnlichem." Er fühlte sich als genialer Nachkomme Gneisenaus und spürte in sich das Rüstzeug für eine „Nachfolge eines Moltke

oder Schlieffen". Gerhard Ritter spricht von „einem Stück dämonischen Machtwillens". Doch bei allem Ehrgeiz bot seine bisherige Laufbahn dazu wenig Aussicht. Insbesondere nach seiner schweren Verwundung und damit seiner Körperbehinderung mußte er zur zwangsläufigen Erkenntnis kommen, daß das Schicksal seinen zukunftsträchtigen Träumen nur noch geringe Chancen offen ließ.

Truppenführer war er nicht geworden und konnte es wohl auch nicht mehr werden. Die ihm angebotene Stellung als Chef des AHA und später beim BdE, die ihn zum Bürooffizier machte, wenn auch sicher in einer einflußreichen Stellung, entsprach sicherlich nicht seinen hochgesteckten Wünschen. Auch mußte er sich mit seinen inzwischen fünfunddreißig Jahren ziemlich pessimistische Hoffnungen hinsichtlich seiner Weiterverwendung als Berufsoffizier nach Beendigung des Krieges machen, zumal er in seiner Stellung die militärische Lage Deutschlands als verzweifelt einschätzte. Was sollte aus ihm werden, der weder Gelegenheit gefunden hatte, sich als ranghoher Truppenführer zu bewähren noch über irgendeine hohe Kriegsauszeichnung zu verfügen. Beides wären sicherlich Maßstäbe für eine mögliche Weiterverwendung nach dem Kriege gewesen. Dazu kam seine körperliche Behinderung, die ihm eine vorzeitige Pensionierung wahrscheinlich erscheinen ließ. Alles in allem zeigt diese Bilanz geringe Aussicht auf Erfüllung hochtrabender Träume.

So mußte er die ihm angebotene Stellung als Chef des Allgemeinen Heeresamtes, das der Generalleutnant Olbricht führte, noch dankbar hinnehmen. Er trat diese Stellung Anfang Oktober 1943 als Oberstleutnant i. G. an. Hier wurde er erstmalig mit einem der aktivsten Widerstandskämpfer konfrontiert. Olbricht war es auch, der ihn anwarb und ihn in den direkten Kontakt mit Goerdeler, vor allem aber mit Beck, v. Witzleben und seinem früheren Divisionskommandeur Hoepner brachte.

Hinzu kam noch ein weiterer Umstand, weshalb man Stauffenberg anwarb. Die Stelle des bisherigen „Geschäftsführers" des Widerstands war vakant geworden. Der Generalmajor Oster, Abteilungschef der Organisationsabteilung der Abwehr, war ausgefallen. Er wurde in Pension geschickt, als in seinem Panzerschrank vom Oberkriegsgerichtsrat Roeder belastende Papiere seines Mitarbeiters, des Reichsgerichtsrates Hans v.

Dohnanyi, der ebenfalls Verschwörerdienste leistete, gefunden worden waren, die zu seiner Verhaftung und späteren Erschießung führten. Dieser Fall wurde der Anfang vom Ende der deutschen Abwehr unter Canaris. Dieser war, von seiten der Widerständler gesehen, um so unverantwortlicher, als Dohnanyi neben der für Oster durchgeführten Konspiration Devisen für persönliche Zwecke verschwendete und sich obendrein noch vierzigtausend Reichsmark für den Ankauf einer Villa von der Firma Jauch und Hübner als angebliches Darlehn in der Schweiz auszahlen ließ.

Ich weiß nicht, wie man hier von Vorbildern sprechen kann, wenn Verschworene ihre angeblich so idealistischen Ziele durch kriminelle Delikte ernsthaft in Gefahr bringen. Jedenfalls waren diese wenig ehrenhaften Vorkommnisse der Grund, weshalb sich der beauftragte Olbricht nach einem neuen Geschäftsführer umsehen mußte. Für diese Aufgabe hielt er Stauffenberg für geeignet, der auch zusagte und hier eine Aufgabe erkannte, sich zu profilieren, um somit seinen Namen in das Buch der Geschichte einzutragen.

So erhielt Stauffenberg neben der ihn voll ausfüllenden dienstlichen Tätigkeit als Chef des Stabes bei Olbricht und später ab 1. 7. 1944 als Chef des Stabes beim BdE (Generaloberst Fromm) unter gleichzeitiger Beförderung zum Oberst noch die schwierige, verantwortungsvolle Aufgabe, der Motor eines Staatsstreiches zu werden. Allein diese Doppelfunktion war für einen schwerkriegsbeschädigten und dazu noch hirnverletzten Mann eine fast unlösbare gigantische Aufgabe und nicht zu tragende Verantwortung. Schon hier wurde der Grundsatz jeglicher Generalstabsarbeit verletzt, sich im Interesse eines Erfolges nüchtern und konzentriert auf ein Ziel zu beschränken. Aber nicht genug damit.

Er selbst verletzte seine Generalstabspflichten gröblichst, indem er sich durch seine messianische Berufung und seinen Tatendrang zu einer weiteren Ämterhäufung als Politiker, als Generalmanager des Staatsstreiches und als Attentäter verleiten ließ. Niemand, weder Olbricht noch andere hohe Frondeure fielen ihm dabei in den Arm und zwangen ihn zur erforderlichen Beschränkung seiner Aufgabengebiete. Schon hier, nämlich in der Maßlosigkeit und nicht in der Beschränkung auf das Machbare, lag bereits der Keim des Scheiterns des Staatsstreiches am 20. Juli 1944. Man

kann nicht gleichzeitig Feldherr und Führungsgehilfe sein. Man kann nicht alles selber machen wollen.
Die Kunst der Führung liegt in der Aufgabenverteilung auf verantwortlich handelnde Persönlichkeiten. Denn hier ging es nicht um einen Putsch, wie wir ihn in der südamerikanischen Geschichte kennen, sondern um einen Staatsstreich von wahrlich gigantischen Ausmaßen inmitten eines Krieges, an dem die halbe Welt beteiligt war, um Hitler und das Deutsche Reich in die Kniee zu zwingen. Dieser Staatsstreich sollte durch ein Attentat ausgelöst werden und dem Reich einen Verhandlungsfrieden erbringen, obwohl dazu keinerlei Voraussetzungen gegeben waren. Ein einmaliger Vorgang in der deutschen Geschichte. Generaloberst Guderian urteilt darüber: „Noch niemals hat man sich im preußisch-deutschen Reich eines Staatsoberhauptes durch Mord entledigt. Deshalb und weil es nicht glückte, wird der 20. Juli ein ewiger Schandfleck in unserer Geschichte sein."
Alle, auch Stauffenberg, waren sich darüber klar, daß ein Gelingen des Putsches nur möglich war, wenn man Hitler als Staatsoberhaupt und Oberbefehlshaber der Wehrmacht beseitigte. Nachdem es Stauffenberg nicht gelungen war, einen geeigneten Attentäter zu finden, entschloß er sich selber zu dieser Tat. Dies war um so erstaunlicher, als Stauffenberg nicht nur zu den gläubigen Katholiken gehörte, wenn er auch nicht zu den regelmäßigen Kirchgängern gerechnet werden konnte, sondern weil er damit auch gegen die Auffassung vieler führender Frondeure verstieß, daß diese schmutzige Arbeit keinem hohen Funktionär eines Staates zuzumuten sei. Solche Argumente hatten auch zur Ablehnung der Anwerbung des Oberst Meichssner von seiten Stauffenbergs geführt. Auf Meichssners Gegenattacke, warum er es nicht selber mache, soll Stauffenberg geantwortet haben: „Ich bin nicht der Mann, der andere zu Attentätern machen will, ohne grundsätzlich auch selbst dazu bereit zu sein. Doch leider komme ich nicht an den Kerl heran."
Hiermit hatte sich Stauffenberg festgelegt. Als er dann am 1. 7. 1944 Chef des Stabes beim BdE wurde, hatte er Zugang zum Führer. Von diesem Augenblick an war für ihn eine neue Situation gegeben. Als nüchtern rechnender Generalstäbler mußte er sich die Frage vorlegen, ob seine Aufgabe als Geschäftsführer des Widerstands mit der Rolle eines Attentäters zu

vereinbaren sei. Allein das Attentat erforderte den ganzen Mann. Nur sorgfältigste Vorbereitung, ein Durchdenken und eine Planung bis in alle Einzelheiten einschließlich der möglichen Pannen und ihre Bewältigung waren die Voraussetzungen für ein Gelingen. Rechnet man dann noch die seelische und physische Belastung und auch die Verantwortung für sich und das Leben der anderen dazu, so erscheint es mir völlig unverständlich, daß hier keine klare notwendige Aufgabentrennung erfolgt ist. Dies aber ist, wie der Ablauf der Geschehnisse gezeigt hat, nicht nur leichtsinnig, sondern sträflich und spricht nicht für die Qualifikation eines Generalstabsoffiziers. Stauffenberg muß das auch gespürt haben. Denn anders sind sein Zaudern und seine Verunsicherung nicht erklärbar.
Am 6. Juli, auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden, versäumt er gleich zweimal bei Besprechungen mit Hitler, seinen Entschluß in die Tat umzusetzen. Dasselbe geschieht wiederum am 11. Juli und dann noch einmal am 15. des gleichen Monats, als auf Grund des Versprechens Stauffenbergs, diesmal Hitler zu töten, bereits die Walküremaßnahmen in Berlin ausgelöst wurden, ohne daß das in Rechnung gestellte Attentat ausgeführt wurde. Bei allen diesen Terminen hatte Stauffenberg stets die Bombe bei sich. Allein schon diese Tatsache widerlegt die später konstruierte These von der scharfen Überwachung der Besucher des Hauptquartiers. Wie schon ausgeführt, gehörte zur Durchführung eines Attentats gegen das deutsche Staatsoberhaupt nicht nur ein zu allem entschlossener, zur Selbstopferung fähiger und bereiter Mann, sondern eine sorgfältige, bis in Details gehende generalstabsmäßige Planung und Vorbereitung. Auch hier hat es an Fachwissen, am nötigen Studium der sich anbietenden Möglichkeiten und an intensiven Trainingsvorbereitungen eines Amateurs gefehlt. Die Folgen waren grauenhaft und führten zu leichtfertigen Opfern beteiligter und nicht beteiligter Kameraden und Familienangehöriger. Über diese wird heute geklagt, nicht aber über den Urheber solchen Leids.
Warum übernahm Stauffenberg ungeprüft den gleichen englischen Sprengstoff mit dem Säurezeitzünder, der sich schon zuvor in den Händen von Schlabrendorff und von Gersdorff als unwirksam erwiesen hatte. Schon dieser Hinweis bezeugt eindeutig, daß es sich bei den Planern nicht um Fachleute, sondern um Dilettanten gehandelt hat, die es nicht

einmal für notwendig erachteten, sich einschlägig beraten und ausbilden zu lassen. Schon aus diesem Grunde muß man Stauffenberg die Fähigkeit eines Attentäters absprechen.
Man kann sich als Fachmann nur darüber wundern, daß Stauffenberg die Explosion mit der Detonation einer Fünfzehn-Zentimeter-Granate vergleicht. Bekanntlich ist ein Sprengstoff nicht ummantelt und wirkt somit nur durch den Luftdruck innerhalb eines sehr begrenzten Wirkungsradius. Bei der Explosion einer Fünfzehn-Zentimeter-Granate aber werden Hunderte von Granatsplittern aus fünfzig Kilogramm Eisen im Umkreis von fünfzehn Metern tödlich wirksam. Nicht verdämmter Sprengstoff verliert schon nach einem Meter seine tödliche Wirkung. Schon aus diesem Grunde ist es unverständlich und leichtfertig, daß Stauffenberg statt der mitgeführten und ihm auch angeratenen zwei Kilogramm Sprengstoff nur ein Kilogramm benutzte. Auch hier verlor Stauffenberg die Nerven und war kein nüchtern rechnender Generalstäbler. Die oft angeführte Ausrede, daß für diese Menge kein Platz in seiner Aktentasche vorhanden war, ist unrichtig. Er hätte bequem vier Kilogramm Sprengstoff unterbringen können; denn die Abmessungen für ein Kilogramm betrugen lediglich neun/acht/zweiunddreißig Zentimeter, nach anderen Berichten fünf/vierzehn/zwanzig Zentimeter. Das ganze hätte man gut in einem Leitzordner unterbringen und geschickt tarnen können.
In jedem Fall war es sträflicher Leichtsinn, daß sowohl Stauffenberg als auch seine Vorgesetzten bei dieser oberflächlichen Vorbereitung dieses Attentats nicht die Möglichkeit einkalkuliert hatten, daß er entdeckt werden und nicht nach Berlin zurückkommen könnte. Bei Abwägung aller dieser Fehldispositionen fällt es schwer, von einem kühlen und ausgeglichenen Handeln und Abwägen eines Generalstäblers zu sprechen. Hier offenbart sich vielmehr ein Bild größter Nervosität, Zerfahrenheit und Unkonzentriertheit oder gar auf Grund seiner Hirnverletzung von geistiger Einengung, die in keinem Verhältnis zur Verantwortung und zum Pflichtgefühl einer Schlüsselfigur eines Umsturzes von wahrlich weltgeschichtlicher Bedeutung steht. Diese Unsicherheit und Unentschlossenheit zeigte sich schon am 15. Juli, als Stauffenberg nicht zu seinem Wort stand, obwohl er wußte, daß die Walküremaßnahmen bereits ausgelöst waren, und statt zu handeln telefonierte. Schon hier hätte man Stauffen-

berg wegen leichtfertiger Gefährdung seiner Kameraden und des ganzen Unternehmens ablösen müssen. Denn sein Verhalten war nicht entschuldbar, sondern strafwürdig.
Schon die Wahl der Mittel war fragwürdig und unehrenhaft. Ein Mann, der nach einem solchen Attentat eine wichtige politische und militärische Rolle zu spielen sich vorgenommen hat, kann nicht anonym eine Bombe zünden und sich dann heimlich davonschleichen. Dies widerspricht jeder Ehrauffassung eines Offiziers. Die Frage stellt sich schlicht, warum bediente sich Stauffenberg nicht einer Pistole, um den Eidträger aus der Welt zu schaffen, wenn nötig unter Aufopferung seines eigenen Lebens? Viele Autoren haben sich bemüht nachzuweisen, daß Stauffenberg wegen seiner Behinderung dazu nicht in der Lage gewesen sei. Ich halte das für einen konstruierten wohlwollenden Entschuldigungsgrund. Wie Versuche beweisen, ist es durchaus möglich, auch beim Fehlen von zwei Fingern bei entsprechendem Training eine entsicherte Pistole zielsicher zu bedienen. Seine verletzte Hand konnte er in einer Armschlinge tragen, in der unauffällig eine versteckte und entsicherte Pistole griffbereit zur Verfügung stand. Auf diese Weise wäre er nicht zum Mörder unschuldiger Kameraden geworden und hätte auch nicht das Leben seiner Mitverschwörer leichtfertig aufs Spiel gesetzt. Denn eine Auslösung des Putsches wäre erst dann erfolgt, wenn das Attentat den gewünschten Erfolg gezeigt hätte. Aber solche Überlegungen wären vorher notwendig gewesen. Das aber hätte einen Mann erfordert, der schon mal „Pulver gerochen“ hat und sich ausschließlich auf die Planung und Durchführung des Attentats beschränken mußte. Stauffenberg aber wollte alles allein machen und erreichte deshalb nichts.
Geplant war, nach einem erfolgreichen Attentat die Nachrichtenzentrale des Hauptquartiers zu sprengen. Was geschah? Stauffenberg verließ im Glauben, Hitler getötet zu haben, die Wolfsschanze. Fellgiebel aber sprengte nicht, wie verabredet, den Nachrichtenbunker, da Hitler überlebt hatte, und versäumte es, seinen Mitverschworenen in Berlin klaren Wein einzuschenken. Auch diese Panne war eine Folge mangelhafter Vorausplanung Stauffenbergs. Warum hatte er nicht mit Hilfe der mitverschworenen Nachrichtenoffiziere eine eigene unabhängige Telefon-, Funk- und Fernschreiberverbindung zwischen Berlin und dem Haupt-

quartier vorbereiten lassen? In unmittelbarer Umgebung des Hauptquartiers lag das Gut Steindorf, ein Besitz des Grafen Heinrich v. Lehndorf. Er gehörte zum Widerstand und wurde im Zusammenhang mit den Geschehnissen des 20. Juli hingerichtet. Dieses Gut bot sich geradezu an, unauffällig eine unabhängige Nachrichtenverbindung zu schaffen. Von hier aus hätten Stauffenberg oder von ihm beauftragte Mitverschwörer den Bendlerblock informieren können, ohne den Zeitverlust durch Stauffenbergs Flug nach Berlin in Kauf nehmen zu müssen. Dies war zweifellos ein verhängnisvolles Versäumnis einer generalstabsmäßigen Planung.
Das gleiche gilt auch für die Planung in Berlin. Der Umsturz konnte doch nur gelingen, wenn dieser schlagartig und konzentriert ausgelöst, zur Durchführung gekommen wäre. Dazu bedurfte es eines vorbereiteten Versammlungsraumes für die maßgeblichen Führungskräfte. Dieser mußte in der Nähe des Bendlerblocks liegen. Erst nach Versammlung aller maßgeblichen Führungsorgane war ein energisches einheitliches Handeln möglich, zumal es hier um eine Revolte von oben ging. Goerdeler war nicht erreichbar. v. Witzleben war versehentlich nach Zossen gefahren und erschien erst sieben Stunden nach dem Attentat. Lindemann, der den Aufruf Becks im Rundfunk verlesen sollte, war nicht da, so daß Gisevius erst beauftragt werden mußte, einen neuen Entwurf zu verfassen, der dann nicht mehr zur Verlesung kam. Der Rundfunksender war zwar von der Truppe, das heißt von Nichtfachleuten, besetzt, die dafür vorgesehenen Fachleute aber saßen untätig in der Kommandantur herum, bis sie verhaftet wurden, weil die Telefonverbindungen nicht klappten und keine Kradfahrer zur Verfügung standen. Sogar der Reichsverweser Beck erscheint erst eine halbe Stunde nach Auslösung der Walküremaßnahmen.
Wenn man in der Widerstandsliteratur davon spricht, daß die Vorbereitungen des Umsturzes erst durch Stauffenberg „Farbe und Gesicht" bekommen haben, ja, daß Graf v. d. Schulenburg sie geradezu „klassisch" genannt hat, so bezeugen alle diese Pannen genau das Gegenteil. Am 15. Juli waren die Walküremaßnahmen bereits vor dem geplanten Attentat angelaufen. Das heißt, man hatte schon zum Zeitpunkt der Ausschaltung Hitlers eine Bereitstellung genügend starker Truppenverbände vorgenommen. Am 20. Juli aber war nichts dergleichen geschehen, man war also

nicht im entscheidenden Augenblick handlungsfähig. Man erkennt dies auch daran, daß die nach und nach eintreffenden Führungskräfte im Bendlerblock untätig herumstanden. Sie warteten ab. Sie hatten keine vorher festgelegten Aufgaben und Verantwortungsbereiche erhalten. Es gab keine Terminkalender und vorbereitete Telefonverzeichnisse für sofort zu veranlassende Maßnahmen. Die Adressen der benötigten Mitverschworenen, aber auch der zu Verhaftenden, waren zum Teil überholt. General Hoepner wollte ohne Ernennungsurkunde seine Dienstgeschäfte nicht aufnehmen. Merkwürdige Rebellen! Kannte Stauffenberg die Mentalität seiner mitverschworenen Vorgesetzten nicht oder traute er ihnen die Durchführung eines Staatsstreiches nicht zu? War das der Grund dafür, daß er sich als unersetzbar fühlte? Oder hatte er das Gefühl, den Putsch als Generalstäbler nicht sorgfältig genug vorbereitet zu haben, so daß er glaubte, nur mit seiner persönlichen Mitwirkung diese Schwäche ausgleichen zu können? Die Tatsache, daß er sich für unentbehrlich hielt, widerspricht der Erziehung eines Generalstabsoffiziers und ist Ausdruck seines krankhaften Geltungsbedürfnisses.

Es wird bezeugt, daß Stauffenberg ohne Mütze und Koppel den Lagebunker verließ und die Detonation abwartete. Beides war in der Aufregung in der Lagebaracke verblieben. In dieser Aufmachung verließ er auch das Hauptquartier, also „halb nackt“, wie man damals zu sagen pflegte. Dies mag für Außenstehende nur eine lächerliche Kleinigkeit bedeuten. In Wahrheit aber mußte dieses ungewöhnliche Bild jedem Kontrolleur der Wache auffallen und ihn verdächtigen. Auch dem Fahrer mußte es auffallen. Ebenso sträflich leichtsinnig war das Wegwerfen des zweiten nicht benutzten Sprengstoffes aus dem zum Flugplatz fahrenden Wagen, was der Aufmerksamkeit des Fahrers nicht entging. Er meldete diesen Vorfall, so daß bei einer angeordneten Nachsuche der Sprengsatz gefunden wurde. Dieser verhängnisvolle Fehler hatte Stauffenberg sehr schnell überführt. Beide Vorkommnisse lassen die mangelnde Vorausplanung erkennen. Haeften hätte sich um Stauffenbergs Koppel und Mütze kümmern und beides mitnehmen müssen. Also auch hier Planungsfehler und damit fahrlässige Gefährdung eines so wichtigen Unternehmens.

Ebenfalls ist nicht einzusehen, weshalb Stauffenberg innerhalb des inneren Sperrkreises die Detonation abgewartet hat. Das wäre doch nur dann

sinnvoll gewesen, wenn er einen zweiten Anschlag hätte versuchen können. In diesem Zusammenhang muß ernsthaft die Frage aufgeworfen werden, warum kein Elektrozünder Verwendung fand, der zudem den Vorteil hatte, den Zeitpunkt der Explosion selbst zu bestimmen. Es scheint so, daß man auch darüber wenig nachgedacht und keine praktischen Übungsversuche unternommen hat. Wenn aber Stauffenberg sich als „Geschäftsführer" des Widerstands für unabkömmlich hielt, ist es nicht zu verstehen, daß er nicht sofort das Hauptquartier verlassen hat, um der Gefahr einer möglichen Verhaftung zu entgehen. Die Detonation konnte er auch außerhalb der Absperrung abwarten und hören. Auch hier ist Konfusion und nicht nüchternes überlegtes Handeln erkennbar.

Ich kann ein solches Verhalten nicht als tollkühne Leistung anerkennen. Hier kam es für einen Generalstäbler im Interesse eines Erfolges darauf an, durch kühles Abwägen und Vermeidung aller nur denkbaren Pannen jedes Risiko auszuschalten. Weiter bleibt unverständlich, daß Stauffenberg nach seiner Ankunft auf dem Flugplatz in Rastenburg sich nicht sofort mit General Olbricht im Bendlerblock telefonisch in Verbindung gesetzt und das vollzogene Attentat gemeldet hat. Verließ er sich ausschließlich auf Fellgiebel oder lag ihm daran, die Herren hinzuhalten, um nach seiner Rückkehr alles selbst in die Hand zu nehmen? In jedem Fall erkennt man hier die Nachteile einer Ämterhäufung und seine Absicht, anderen nichts, sich selber aber alles zutrauen zu müssen.

Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß Generäle wie Beck, v. Witzleben oder Hoepner die Auslösung und Durchführung des Staatsstreiches von der Rückkehr Stauffenbergs abhängig gemacht haben. Das wäre eine Fehleinschätzung der Intelligenz dieser Männer. Sie mußten doch bei der Oberflächlichkeit der Vorbereitung dieses Unternehmens damit rechnen, daß Stauffenberg auch nach einem gelungenen Attentat verhaftet werden und deshalb nicht nach Berlin zurückkehren konnte. Schon aus diesem Grunde war es Pflicht des Generalmanagers des Widerstands, alle Pläne detailliert so vorzubereiten und festzulegen, daß auch ohne ihn alles funktionieren konnte. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß in Berlin Olbricht alle Fäden in der Hand hielt. Hatte er doch schon vor der Rückkehr Stauffenbergs die Walküremaßnahmen anlaufen lassen. Er war der Auftraggeber der von Stauffenberg durchgeführten Planungen

und hatte diese sicherlich überprüft und für gut befunden, so daß der Ablauf der Pläne auch ohne Stauffenberg möglich sein mußte.
Stauffenberg mußte sich nach Eintreffen im Bendlerblock darüber im klaren sein, daß er durch seine eigenen Fehldispositionen mehr als vier wertvolle Stunden verloren hatte, die nicht mehr aufzuholen waren. Bereits durch die Nichtausschaltung des Hauptquartiers waren seine Pläne gescheitert. Dies mußte ihm spätestens bewußt werden, als er mit Fromm zusammentraf. Er begriff nicht oder wollte nicht begreifen, daß Fromms Aufforderung, sich in Anbetracht der Lage eine Kugel durch den Kopf zu schießen, eine ehrenvolle Lösung bedeutet haben würde, die manchen Mitverschworenen das Leben gerettet hätte. Diese hätten sich in jedem Falle darauf berufen können, daß sie im Rahmen der Walküremaßnahmen im guten Glauben gehandelt hätten. Hier hatte ihm das Schicksal die Möglichkeit geboten, den tragischen Helden zu spielen. Ich halte es für ausgeschlossen, daß Stauffenberg sich in diesem Augenblick die später von wohlwollenden Historikern konstruierte Auffassung zu eigen gemacht hatte: „Es kommt nicht mehr auf den praktischen Zweck, sondern darauf an, daß die deutsche Widerstandsbewegung vor der Welt und vor der Geschichte den entscheidenden Wurf gewagt hat." Mit diesen Worten hat bekanntlich General v. Tresckow, einer der aktivsten Verschwörer, nach dem Scheitern des Umsturzes und im sicheren Wissen um seine bevorstehende Verhaftung zwischen den russischen und deutschen Linien seinem Leben ein Ende gesetzt. Dieses sollte man respektieren. Doch Stauffenberg dachte nicht an Selbstrichtung, er wollte leben, sich mit seinem Erfolg in das Buch der Geschichte eintragen und es nicht bei einem unheroischen Putsch belassen. Hier aber gilt es historisch sachlich zu überprüfen, ob er in dieser von ihm selber verursachten ausweglosen Situation nicht denselben Fehler beging, den er Hitler gegenüber anzuwenden sich anmaßte, ohne Rücksicht darauf, daß er seine mitverschworenen Kameraden damit mit ins Verderben riß.
Wenn er aber schon diesen Weg wider jegliche Vernunft, fast ohne jede Aussicht auf Erfolg zu gehen bereit war, muß deutlich gefragt werden, ob er dazu sachlich und hinsichtlich seiner Führungsqualitäten der geeignete Mann war. In dieser verzweifelten Situation konnte es für ihn doch nur darum gehen, unter Zusammenfassung aller verfügbaren Kräfte, konzen-

triert mit einer übermenschlichen Energie und unter Vermeidung aller Fehler zu handeln. In dieser Lage ging es für ihn, ähnlich wie in einer Kesselschlacht, darum, ein Höchstmaß an Einfallsreichtum und unerschütterlicher souveräner Führungskunst unter Beweis zu stellen. Tat er das? Sein überliefertes aufgeregtes Hin- und Herlaufen von einem Telefonapparat zum anderen, die sprunghaft und hektisch erteilten Anweisungen und „Sattelbefehle“ lassen noch keine Führungsqualitäten erkennen. Zunächst kam es doch nach allen Versäumnissen darauf an, die vorbereiteten Befehle so schnell wie möglich herausgehen zu lassen. Wenn dies richtig durchdacht worden wäre, hätte man sie innerhalb einer halben Stunde mit einer sogenannten „Konferenzschaltung“ absetzen können. Voraussetzung dazu aber war, vorsorglich genügend geschultes Nachrichtenpersonal zeitgerecht zu beordern, was nicht der Fall war. Die Befehle aber wurden unzweckmäßigerweise als FFR und gKdos, der höchsten Geheimhaltungsstufe, herausgegeben, was praktisch bedeutete, daß, statt neunzehn Dienststellen gleichzeitig zu erreichen, diese Anweisungen neunzehnmal abgeschrieben und nacheinander abgesetzt werden mußten. So kam es, daß die letzten Fernschreiben erst um 20.00 Uhr an die Empfänger gelangten. Die Folge war Unsicherheit und Nervosität, was dazu führte, daß die verschiedenen Wehrkreise sich untereinander anriefen und sich informierten, ganz abgesehen davon, daß auch beim Hauptquartier eine Klärung der Lage erfragt wurde, was damit automatisch zum Abfall von den Frondeuren führte.
Wie nachlässig von Stauffenberg die Putschpläne vorbereitet waren, erkennt man auch daran, daß nicht einmal ein zuverlässiger und verantwortungsbewußter Nachrichtenoffizier aus den Reihen der Mitverschworenen bestellt war. Wohl hatte Stauffenberg in einer Reihe von Wehrkreisen Mitwisser und Mittäter sitzen, darunter einige Kommandierende Generäle, die für ihn durchaus ansprechbar waren. Aber auch da versagte er, indem er präzis gestellte Fragen nur oberflächlich beantwortete und sich mit Zeitdruck herausredete und auf die noch zu erwartenden schriftlichen Befehle hinwies. In einigen Fällen war er für zurückrufende Kommandierende Generäle nicht erreichbar, da er angeblich wichtige Besprechungen führte. Allein ein solch unglaubliches Verhalten gegenüber führenden Repräsentanten ist unfaßlich und war dazu angetan, jegliches Ver-

trauen zu zerstören. So konnte es nicht verwundern, daß selbst seine eingeweihten Kameraden nur noch auf Befehle aus der Wolfsschanze reagierten. Was nützten schon Stauffenbergs wiederholt geäußerten Beschwörungen „Der Führer ist tot, ich bin selbst dabei gewesen", wenn zuvor schon die gegenteilige Auskunft von Keitel erfolgt war. Auch Stauffenbergs Worte, „Ihr werdet doch nicht abspringen wollen" oder „Ihr werdet doch nicht auch noch schlappmachen wollen", sind wenig geeignet anzuspornen. Sie halten keinen Schwankenden bei der Stange und sind nicht Ausdruck besonderer Überzeugungskraft.

Hier erkennt man die falschen und unzulänglichen Vorbereitungen für den Staatsstreich, aber auch die Unfähigkeit und den Größenwahn Stauffenbergs. Seit wann waren in einer Armee kleine Obersten i. G. in einer nicht unterstellten Funktion je in der Lage, Kommandierenden Generälen oder Armeeführern völlig aus dem Rahmen fallende grundsätzliche operative Weisungen zu erteilen? Dafür war der Generaloberst Fromm zuständig. Dieser aber hatte sich verweigert. Selbst Beck, v. Witzleben und Hoepner, von denen jeder wußte, daß sie aus dem Heere ausgeschieden waren, waren dazu nicht geeignet. Sie haben es im wesentlichen auch gar nicht versucht. Bezeichnend ist die laue Haltung Hoepners, als er anstatt Fromm selbst am Telefon war und von General Schaal, dem Oberbefehlshaber des Wehrkreises Böhmen-Mähren, um 20.24 Uhr angerufen wurde. Dieser hatte sich nämlich entgegen den klaren Anweisungen mit dem stellvertretenden Reichsprotektor Frank in Verbindung gesetzt, ihn nicht verhaftet und mit ihm ein Ehrenabkommen geschlossen. Er wollte sich diese seine Eigenmächtigkeit bestätigen lassen. Hoepner stellte ihm dazu eine Zusammenarbeit mit Frank frei. Peter Hoffmann schreibt in seiner Schrift „Widerstand, Staatsstreich, Attentat" dazu: „Nun hatte Hoepner über die doch nicht alltägliche Lage so wenig zu sagen – es gäbe nichts Neues –, daß Schaal sich zur eigenen Initiative entschloß." Das heißt, er schied aus. v. Witzleben hatte v. Stauffenberg wegen seiner Falschmeldung wie einen Schulbuben abgekanzelt und fuhr nach Hause. Damit war der militärische Führer ausgefallen. Kompetenzschwierigkeiten blockierten jede sinnvolle Arbeit. Stauffenberg, allein gelassen, glaubte durch sinnlose Telefongespräche verzweifelt retten zu können, was noch zu retten war. In einem seiner letzten Gespräche mit seinem Vetter v. Hofacker

in Paris mußte er seine Kapitulation eingestehen: „Die Schergen lärmen schon draußen auf dem Flur. Es ist aus."

Stauffenberg aber hatte auch als Politiker va banque gespielt. Er gab vor, Deutschland in seiner höchsten Not retten zu wollen. Vielseitige konspirative Kontaktaufnahmen mit unseren Gegnern hatten aber eindeutig ergeben, daß man auf der bedingungslosen Kapitulation sowohl gegenüber den Sowjets als auch den Westalliierten bestand. Von einer erhofften Feuereinstellung gegenüber dem Westen, um eine stabile Ostfront aufbauen zu können, konnte keine Rede sein. Stauffenberg wie seine Mitverschwörer wollten nicht begreifen, daß es unseren Kriegsgegnern gar nicht so sehr um die Vernichtung des Nationalsozialismus ging, den man als reine innenpolitische Angelegenheit Deutschlands betrachtete. Auch die Hoffnung, mit einer Kapitulation erträglichere Bedingungen zu erreichen, waren unrealistisch und durch nichts gerechtfertigt.

Damals wie heute ging es den späteren Siegern um reine Machtpolitik. Der Unterschied liegt nur darin, daß damals die Westalliierten wie die Sowjets das Kernstück des europäischen Machtzentrums, Preußen-Deutschland, mit seinem angeblichen Militarismus und dessen führender Adelsschicht ein für allemal zerschlagen wollten. Das war mehr oder weniger die politische Führungskraft, die sich, um ihren Kopf zu retten, im Widerstand zusammengefunden hatte. Nach der Kapitulation war weniger die Rede von der Vernichtung des Nationalsozialismus als des preußischen Junkertums, des Militarismus, ja Preußens überhaupt. Der einmalige geschichtliche Vorgang, die völkerrechtswidrige Auflösung Preußens durch den alliierten Kontrollrat 1947, stellt eindeutig das Hauptziel der Sieger unter Beweis. Heute wären die Amerikaner und Engländer in Anbetracht der veränderten Weltlage sicherlich froh, wenn ihnen dieser historische Fehler nicht unterlaufen wäre. Stauffenberg aber wollte nicht begreifen, daß die preußisch-deutsche Adelsschicht, die führend an der Militärrevolte des 20. Juli 1944 beteiligt war, sich schon damals ihr Grab selber geschaufelt hat, das ihnen die Sieger nach der Niederlage sowieso zugedacht hatten.

WEITERE GEPLANTE ATTENTATE

Es verwundert, daß in der Literatur des Widerstands niemals der erfolgreiche Attentatsversuch am 9. November 1939 im Münchner Hofbräuhaussaal, durchgeführt von dem Einzelgänger Johann Georg Elsner, Erwähnung findet. Bekanntlich versammelte Hitler alljährlich dort seine alten Kampfgefährten zur Erinnerung an den Putsch von 1923 in München. Alles war sorgfältig, ja geradezu von einem nicht Prädestinierten generalstabsmäßig vorbereitet. Die Explosion erfolgte pünktlich, wie geplant und vorgesehen. Nur Hitler hatte unvorhersehbar überraschend Minuten vor der Explosion die Veranstaltung verlassen. Findet man diese Tat im Gegensatz zum Attentat eines Grafen v. Stauffenberg nur deshalb so wenig erwähnenswert, weil dieser nicht zu ihren Kreisen gehörte und nur ein kleiner unbedeutender Handwerker war, der sich wegen Alimentenzahlungen aus dem Staube machen mußte? Will man hier mit zweierlei Moral messen? Widerspricht dieser von einem schlichten Mann wie Elsner durchgeführte Attentatsversuch der nach dem Kriege künstlich aufgebauten These, daß es sich im politischen und moralischen Sinne um eine ausgesprochene Elite gehandelt habe, die sich gegen Hitler erhoben hat? Elsner hatte keinerlei politische Ambitionen. Er wollte nur den verhaßten Hitler beseitigen.

Nach neuesten Erkenntnissen hat er allerdings englische Hintermänner gehabt, die seine Tat finanziert haben. Zur Beihilfe hat sich nach dem Kriege der jüdische Abgeordnete Strauß im englischen Unterhaus bekannt. Nur scheint mir ein Attentat wenig mit Moral zu tun zu haben, ganz gleich, wer ein solches plant und durchführt. Zweifellos hat ein Attentat auf ein Staatsoberhaupt politische Hintergründe. In der Politik aber gilt von jeher das Ethos der Macht, das zwar mit moraltriefenden Worten

ummäntelt wird, aber mit Moral wenig zu tun hat. Davor ist auch eine Demokratie nicht gefeit. Attentat bleibt Attentat, genauso wie Mord immer noch Mord ist. Attentäter aber unter verschiedenen Gesichtspunkten beurteilen und werten zu wollen, je nachdem aus welchen Kreisen und Gesellschaftsschichten sie kommen oder ob es sich um einen amoralischen kleinen Mann wie Elsner und um einen höchst moralischen Militär oder Politiker handelt, ist nicht stichhaltig. Attentäter werden nach den vollbrachten Leistungen gemessen. Wenn diese aber zur Grundlage der Bewertung von Attentaten genommen wird, so steht der unbekannte Elsner an einsamer Spitze.

Er sondierte allein Ort und Zeitpunkt der Tat. Er fand allein Mittel und Wege, sich das benötigte Sprengmaterial zu besorgen. Er durchdachte alle Möglichkeiten und Hindernisse. Methodisch, ja geradezu klassisch generalstabsmäßig traf er alle Vorbereitungen selbst. Die doppelten Zeitzünder konstruierte und baute er selbst ein, damit auf keinen Fall eine Panne möglich war. Der Einbau des Sprengpakets mit dem mechanischen Zeitzünder nahm fast vier Wochen in Anspruch. Die Arbeit verrichtete er nachts, stets in Gefahr entdeckt zu werden. Planung und Durchführung des Attentats waren fehlerlos. Von ihm hätten alle Attentäter lernen können, von denen man erst nach dem Kriege etwas hörte und die sich großtaten, ohne auch nur einen Erfolg aufweisen zu können.

Da will sich nach eigenen Angaben nach dem Polenfeldzug der Legationsrat Erich Kordt angeboten haben, durch ein Bombenattentat Hitler zu beseitigen, um im Interesse des Friedens den Westfeldzug zu verhindern. Er wandte sich zu diesem Zweck an den ersten „Geschäftsführer" des Widerstands, an den damaligen Abwehroberst Oster, mit der Bitte, ihm den benötigten Sprengstoff zu besorgen. Als Legationsrat hatte er Zutritt zum Vorzimmer Hitlers in der Reichskanzlei. Oster hatte zugesagt, ihm die Bombe zu beschaffen.

Was auch hier auffällt und das Vorhaben wenig glaubwürdig erscheinen läßt, ist lediglich die nachträgliche Ankündigung des Vorsatzes zu einer solchen Tat, ohne dem gespannten Leser irgendwelche konkreten Angaben über die Art und Weise und die praktische Durchführung zu machen. Denn auch hier mußte der Täter mit einem Selbstopfer rechnen, was er anscheinend auch getan haben will. Nur erhebt sich dann auch hier wie-

der die berechtigte Frage, warum er nicht den sicheren und risikolosen Pistolenschuß vorgezogen hat.
Wenn Kordt wirklich die Möglichkeit, an Hitler heranzukommen, und den Willen zur Tat gehabt hätte, wäre das Pistolenattentat zwangsläufig die Lösung gewesen, nachdem Oster sich außerstande erklärt hatte, ohne Unterschrift mit seinem Namen Sprengstoff zu besorgen. Genauso wie diese Ausrede Oster als Widerstandskämpfer disqualifiziert, genauso verächtlich benimmt sich Kordt nach seinem Versagen, wenn er seinen Widerstandskameraden Oster abtut, „indem er mir mit den Worten die Hand gab, blieb dieser Händedruck, wie sich schließlich herausstellte, das einzige, was er effektiv geliefert hat". Kordt hätte nach dem Krieg lieber schweigen sollen, als sich wichtig zu machen. Er hätte sicherlich dem Widerstand einen besseren Dienst erwiesen. Dies gilt auch für den toten Oster, der als leitender Abwehroffizier nicht in der Lage war, Sprengstoff zu besorgen, der doch sicherlich zur Ausrüstung seiner Sabotageunternehmungen gehört hat, ganz abgesehen davon, daß er diesen von jedem befreundeten Truppenführer hätte unauffällig bekommen können.
Ebenfalls nach dem Kriege machten noch zwei Offiziere, die sich aus der Tätigkeit innerhalb eines Heeresgruppenstabes gut kannten, von sich reden, indem sie sich als Attentäter gegen Hitler fast sensationell in das Buch der Attentätergeschichten selbst einzutragen versuchten. Das waren der damalige Oberst i. G. und spätere Generalmajor Freiherr v. Gersdorff und der Oberleutnant d. R. v. Schlabrendorff, die beide bei der Heeresgruppe Mitte an der Ostfront unter Feldmarschall v. Kluge ihren Dienst versahen. Beide standen unter dem Einfluß des Hauptverschwörers Generalleutnant v. Tresckow, der Chef des Stabes war. In ihrem Bemühen um Glaubwürdigkeit gaben sich beide Herren gegenseitige Hilfestellung. Leider gab es nach dem Zweiten Weltkrieg keinen Offiziersehrenhof, vor dem sich alle Offiziere hätten verantworten müssen, wie es nach der Niederlage Preußens durch Napoleon geschah. Dies war in der Besatzungszeit unmöglich, und später unter beiden Teilregierungen in Ost und West unerwünscht, da die Vertretung deutscher Interessen nicht gefordert wurde und von den Siegern nicht akzeptiert worden wäre.
Schlabrendorff machte sich schon sehr frühzeitig nach dem Zusammenbruch mit seiner Broschüre „Offiziere gegen Hitler" bekannt, als es für ei-

nen Normalverbraucher noch unmöglich war, etwas zu veröffentlichen. Offensichtlich fehlte ihm bei der Veröffentlichung der ersten Ausgabe das Augenmaß hinsichtlich der sich anbahnenden politischen Entwicklung. Angebrachte Zurückhaltung und vorsichtige Bescheidenheit waren nicht seine Stärke. Seine Voreiligkeit erkennt man allein daran, daß in seiner zweiten Ausgabe alle Namen der Kommunisten und Angehörigen der Roten Kapelle auf seiner Ehrentafel fehlen, die er zuvor noch ebenbürtig mit den Opfern des 20. Juli aufgeführt hatte. Aber das war inzwischen auf Grund der politischen Entwicklung in Westdeutschland nicht mehr opportun.

Um keinen Zweifel an der Glaubwürdigkeit Schlabrendorffs aufkommen zu lassen, schreibt sein Herausgeber v. Gaevernitz, habe er schon im Sommer 1945 die Aussagen seines Mandanten protokolliert, um „seine Erinnerungen ungetrübt festzuhalten, bevor sie durch neue Eindrücke verwischt würden". Ich meine, die Vorgänge eines versuchten Attentats auf das Reichsoberhaupt sollten sich in Anbetracht eines solchen außergewöhnlichen Geschehens so fest in der Erinnerung einbrennen, daß es keiner protokollarischen Festschreibung bedarf. Am 15. März 1943 hatte bekanntlich Hitler der Heeresgruppe Mitte einen Frontbesuch abgestattet, um noch am selben Tag wieder in sein Hauptquartier bei Rastenburg zurückzukehren. Der General v. Tresckow will schon zuvor auf eine solche Gelegenheit gewartet haben, um Hitler mit einer angeblich zuverlässigen Truppe zu verhaften. Ich halte auch dies für ein Ammenmärchen. Was die für einen solchen Einsatz angenommene Zuverlässigkeit anbetrifft, so mag das wohl für einige Verschwöreroffiziere zugetroffen haben, aber niemals für eine Truppe. Hier hat sicherlich leichtfertige Gläubigkeit Pate gestanden. Jedenfalls stand zu diesem Zeitpunkt diese Truppe nicht zur Verfügung, so daß Schlabrendorff sich entschloß, selbst Attentäter zu werden. Er war auf dem Gebiet der Sprengmittel kein Fachmann, behauptete aber, sich mit den reichlich vorhandenen Mitteln und Möglichkeiten hinreichend vertraut gemacht zu haben. Wohlgemerkt, er war Ordonnanzoffizier und kein ausgebildeter Pionier.

Somit wird auch verständlich, daß er und seine Freunde sich zu dem völlig unrichtigen Urteil verstiegen, daß englischer Sprengstoff besser als deutscher sei, da dieser nur mittels Zündschnur zur Explosion gebracht

werden könne. Anscheinend hatten diese Experten noch nichts von einem mechanischen oder Elektro-Zeitzünder gehört. Schlabrendorff entschied sich wie Stauffenberg später für den mechanisch-chemischen Zeitzünder, der je nach Wahl innerhalb zehn Minuten oder nach Stunden einen dünnen Draht zerfrißt und den mit einer Stahlfeder gespannten Schlagbolzen auf ein Zündhütchen schnellen läßt, das wiederum mit einer Stichflamme die Sprengkapsel und damit den Sprengstoff explodieren läßt. Um diesen Mechanismus in Gang zu bringen, muß zuvor die Säurekapsel zerdrückt werden, die wie eine Art Flaschenhals aus der sogenannten Haftmine (Clam genannt) hervorragt. Eine Clam hat etwa das Gewicht von fünfhundert Gramm. Schlabrendorff spricht von zwei verwendeten Sprengkörpern, v. Gersdorff von vier Haftminen, die zu zwei Flaschen geformt waren. Eine Clam hat etwa die Ausmaße von fünfzehn/sieben/vier Zentimentern, zwei demnach fünfzehn/sieben/acht Zentimeter. Zuerst hieß es, daß es als ein Kognak- später als ein Cointreauflaschenpaket ausgewiesen worden sei. Nach v. Gersdorff (vier Haftminen) müssen es also räumlich zwei Flaschen gewesen sein in fünfzehn Zentimeter Höhe, vierzehn Zentimeter Breite und acht Zentimeter Tiefe, also Maße, die annähernd als zwei Cointreauflaschen zu tarnen waren.
Diese Abmessungen spielen nämlich hinsichtlich der Glaubwürdigkeit der Attentäter ohne Zeugen eine Rolle. Angeblich soll General v. Tresckow während des Essens den Oberstleutnant i. G. Brandt als einen der Begleiter Hitlers gebeten haben, für Generalmajor Helmuth Stieff, Chef der Organisationsabteilung im OKH, ein Päckchen mit zwei Kognakflaschen als Geschenk mitzunehmen. Brandt versprach das auch, ohne zu ahnen, daß damit auch sein Leben von sogenannten Kameraden aufs Spiel gesetzt wurde. Als man dann zum Flugplatz aufbrach, will Schlabrendorff in aller Eile das oben beschriebene Päckchen vorbereitet haben, wobei er einen Zünder in die oben dafür vorgesehene Öffnung schob, allerdings ohne durch Zerdrücken der Säurekapsel die zwei beziehungsweise vier Haftminen damit scharf zu machen. Er hatte einen Zünder mit einer Laufzeit von einer halben Stunde gewählt. Erst kurz vor dem Abflug auf dem Flugplatz will er die Säurekapsel mit einem Schlüssel zerdrückt haben. In keiner Aussage erwähnt er den Sicherungsstift, der nämlich ebenfalls herauszuziehen war, wenn die Haftminen funktionieren sollten.

Auf Grund dieses menschlichen Versagens geschah natürlich nichts, und die Führermaschine landete planmäßig zwei Stunden später in Rastenburg. Doch, o Schreck, was geschieht nun mit dem Kognak, sprich Sprengpaket? So muß Schlabrendorff Brandt anrufen und ihn bitten, es nicht auszuhändigen, da er selbst kommen und es persönlich erledigen will. Für mich erhebt sich die Frage, hatte man im Hauptquartier keinen zuverlässigen Freund, der das zu tun bereit war? Wie ist es möglich, daß ein kleiner Ordonnanzoffizier so einfach ins Hauptquartier fahren kann und dort auch zugelassen wird? Genauso mysteriös ist dann die Schilderung Schlabrendorffs über die Entschärfung des Sprengstoffs in einem Schlafwagenabteil, natürlich ohne Zeugen! Mir war es während des Krieges als wesentlich höherer Dienstgrad nicht möglich, ein Schlafwagenabteil zu erhalten. Wieso hat er den Zünder nicht sofort nach Erhalt des Paketes herausgenommen? War er so todesmutig, damit noch bis zum Bahnhof zu laufen, und war er so leichtfertig, damit im Zuge noch andere zu gefährden? Alle diese nicht beweisbaren Schilderungen lassen in mir größte Zweifel aufkommen, die noch verstärkt werden, wenn man die widersprüchlichen technischen Details unter die Lupe nimmt.
Einmal spricht Schlabrendorff davon, daß er bei der Überprüfung des Zündmechanismus festgestellt habe, daß der Schlagbolzen nach vorn geschnellt war, aber das Zündhütchen nicht gezündet hätte. Dies allerdings wäre ein wirklich einmaliger Fall. Demnach müßte er auch den Sicherungsstift herausgezogen haben, worüber sich der Experte Schlabrendorff bis heute ausgeschwiegen hat. Nach meiner Auffassung mußte Schlabrendorff daran interessiert sein, bei seinen Mitverschworenen nachzuweisen, daß von seiner Seite aus kein menschliches Versagen vorgelegen hat. Er mußte also das Beweisstück vorlegen. Hat er das getan und wem? Kann er auch beweisen, wenn tatsächlich der Schlagbolzen vorgeschnellt war, ob er das nicht später selbst veranlaßt hat, um sich nicht zu blamieren? In Nürnberg hat Schlabrendorff am 30. Juni 1948 im Prozeß gegen das Auswärtige Amt und das Oberkommando der Wehrmacht ausgesagt: „Ich habe das Sprengstoffpaket geöffnet und festgestellt, daß der Zünder zunächst funktioniert hatte, daß aber am Rande des Zünders die Sprengkapsel nicht explodiert war.“ Hier also war es nicht das Zündhütchen, sondern die Sprengkapsel, die nicht funktioniert hat. Jahre später wurde es durch

seinen Autor Hoffmann so dargestellt: „Das Zündhütchen war verbrannt, der Zünder davon außen geschwärzt!" In der Fernsehdiskussion am 21. April 1975 hieß es dann wieder, der Zünder habe versagt. Was ist nun richtig? Es wäre gut, wenn sich Herr v. Schlabrendorff im Interesse der Glaubwürdigkeit einmal überzeugend äußern würde.

Im Gegensatz zur sorgfältigen Vorbereitung des Attentäters Elsner, der alles doppelt absicherte, kann man Schlabrendorff den Vorwurf nicht ersparen, daß er leichtfertig handelte und damit schon sein menschliches Versagen unter Beweis stellte. In seinem Bericht spricht er von dem Zünder, dem Schlagbolzen und dem Zündhütchen. Das heißt doch, daß er die vier verwendeten Haftminen statt mit vier nur mit einem Zünder versehen hat. War das nur leichtfertig oder verstand er sein Geschäft nicht? Solange alle diese Fragen nicht geklärt sind, kann ich an diesen Attentatsversuch nicht glauben und muß annehmen, daß er nach dem Kriege etwas konstruiert hat, um auf sich aufmerksam zu machen.

Nicht viel anders beurteile ich das Gersdorffsche Unternehmen. Ich hörte erstmalig in der Gefangenschaft von dieser von ihm selbst erzählten Story, die auch von einer Reihe anderer Kameraden als solche aufgenommen wurde. Auch er war nach Nürnberg geladen. Dort sagte er als Zeuge im OKW-Prozeß am 14. April 1948 aus: „Da die Zünddauer des chemischen Zeitzünders etwa fünfzehn Minuten betrug, war die Durchführung des Attentats nicht möglich." Mit keinem Wort spricht er von einer ausgelösten Zündung der Haftminen, die er in seiner rechten und linken Manteltasche bei sich getragen haben will. Die gleiche Version vertrat er auch in seinem Bericht vom 1. Januar 1946 und auch noch später. Gersdorff war nämlich dazu ausersehen, nach der Heldengedenkfeier 1943 in Berlin, an der Hitler teilnahm, die ausgestellten erbeuteten sowjetischen Waffen innerhalb des Zeughauses zu erläutern. Diese günstige Gelegenheit wollte Gersdorff benutzen, um sich gemeinsam mit Hitler in die Luft zu sprengen. Nach seinen eigenen Angaben wollte er also ein heroisches Selbstopfer bringen. Schon hier müssen bei jedem nüchtern urteilenden Fachmann ernsthafte Zweifel hinsichtlich der Wahl der Mittel auffallen.

Wenn v. Gersdorff sich schon zu einem Selbstopfer durchgerungen hatte und nicht das „Nachher" erleben wollte, war doch der einfachste und sicherste Weg zum Erfolg der Griff zur Pistole. Nach dem negativen Verlauf

des Attentatsversuches im Flugzeug acht Tage zuvor, hätte doch die Unzuverlässigkeit der Clam-Haftmine mit dem Säurezünder für Gersdorff ein Warnzeichen bedeuten müssen. Zudem konnte er den genauen Zeitpunkt der Detonation weder bestimmen noch erkennen. Angeblich trug er in jeder Manteltasche eine Clam mit nur je fünfhundert Gramm. Mit diesen geringen Mengen hätte er nur Erfolg gehabt, wenn er Hitler im Augenblick der Explosion umarmt hätte. Aber wie wollte er diesen genauen Zeitpunkt bestimmen? Wenn er unmittelbar links neben Hitler gelaufen wäre und die in seiner linken Tasche befindliche Clam wäre explodiert, so wäre damit nicht das Gleiche wie mit der in seiner rechten Tasche stekkenden Clam, die also Hitler hätte töten können, geschehen. Vermutlich wäre v. Gersdorff zerfetzt worden, aber nicht Hitler. Schon bei einem Abstand von unter einem Meter wäre die Druckwelle wirkungslos gewesen. Diese Methode kann man nur als groben Unfug abqualifizieren. Beide Clams hätten nur gleichzeitig explodieren können, wenn sie mit einer Zündschnur verbunden gewesen wären. Aber darüber schweigt sich der Nichtfachmann Gersdorff geflissentlich aus.

Bekanntlich hatte Hitler es eilig und brach schon nach kurzer Zeit die Besichtigung ab. Freiherr v. Gersdorff war in seiner Eigenschaft als Abwehroffizier der Heeresgruppe Mitte von seinem Chef des Stabes v. Tresckow für die Besichtigung und Erläuterung der erbeuteten russischen Waffen hinbeordert worden. Es fällt auf, daß der Beinah-Attentäter v. Schlabrendorff ihm am frühen Morgen in seinem Hotel die beiden Haftminen von derselben Art, die zuvor versagt hatten, übergeben haben will. Im Gegensatz zu seinen früheren Darstellungen berichtet v. Gersdorff in seinem Buch „Soldat im Untergang“ auf Seite 131 wie folgt: „... Da ich nicht ahnen konnte, wie lange er (Hitler, d. Verf.) sprechen und wie lange danach das Orchester spielen würde, war es ausgeschlossen, daß ich die Zünder (also beide in der rechten und linken Manteltasche untergebrachten Zünder der Clams, d. Verf.) schon während der Feier betätigen konnte. Ich nahm ein Pervitin, das mir Tresckow sicherheitshalber mitgegeben hatte, und ging während des abschließenden Musikvortrages zum Eingang der Ausstellungsräume. Dort traf ich den Generaloberst Model und den Museumsdirektor. Wir drei stellten uns am Eingang auf ... Es dauerte jedoch noch eine ganze Weile, bis Hitler erschien ... Hitler wurde von Himmler,

Keitel, Dönitz, Schmundt sowie zwei oder drei Ordonnanzoffizieren begleitet. In der Tür wandte sich Hitler plötzlich um und sagte: ‚Herr Feldmarschall v. Bock, ich bitte Sie, als ehemaliger Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, sich mir anzuschließen.‘ Bock quittierte mit einer etwas übertriebenen Verbeugung und betrat zusammen mit seinem Begleitoffizier, Major der Reserve Hans Carl Graf v. Hardenberg-Neuhardenberg, den Raum. Diesen Augenblick, als die Aufmerksamkeit aller auf Hitler, Bock, Hardenberg gerichtet war, benutzte ich, um den Zünder der in meiner linken Manteltasche steckenden ‚Clam‘-Haftmine zu betätigen. Die andere ‚Clam‘ hatte ich in meiner rechten Manteltasche. Den rechten Arm hatte ich aber bereits wie meine beiden Nachbarn zum ‚deutschen Gruß‘ erhoben. Hitler begrüßte nur Model mit Handschlag. Dann begann der Rundgang, wobei ich mich dicht an Hitlers linke Seite drängte. Als ich Erklärungen zu verschiedenen Ausstellungsstücken abgeben wollte, hörte Hitler offensichtlich gar nicht zu. Auch als ich ihn auf einen napoleonischen Adler aufmerksam machte, den deutsche Pioniere beim Brückenbau über die Beresina im Flußbett gefunden hatten, erhielt ich keine Antwort. Statt dessen ging – oder besser gesagt, lief – Hitler auf kürzestem Weg in die Richtung des seitlichen Ausgangs . . . Am Ausgang an der Zeughausseite, in deren Nachbarschaft das Ehrenmal steht, verabschiedete sich Hitler von Model und mir mit dem üblichen rechtwinkligen Erheben des rechten Unterarms. Hitler hatte während des kurzen Ganges durch die Ausstellung kein Wort gesprochen und sich kaum etwas angesehen.“

Ich nehme nicht an, daß Hitler sich diesmal instinktiv durch ein Attentat bedroht fühlte und deshalb die Besichtigung abbrach. Aber Gersdorff hätte doch in seinem maßgeschneiderten Militärmantel auffallen müssen, wenn er in den Seitentaschen desselben vier Zentimeter dicke Clams mit sich geführt haben würde. Ich kann mich auch nicht daran erinnern, daß schon 1943 von der deutschen Wehrmacht mit dem deutschen Gruß gegrüßt wurde. Dies wurde erst nach dem 20. Juli 1944 angeordnet. Aber es könnte ja sein, daß innerhalb des Gebäudes die Mütze abgenommen war und deshalb mit dem deutschen Gruß gegrüßt werden mußte. Auf jeden Fall aber wurde dann die Mütze in der linken Hand getragen und war nicht frei zum Zerdrücken der Säurekapsel. Ich halte deshalb Gersdorffs

Darstellung für unrealistisch und für eine frei erfundene Erzählung. Ich hätte an seiner Stelle lieber geschwiegen. Auch spricht die Wahl eines Zeitzünders nicht für ein besonderes Maß an Intelligenz eines Generalstabsoffiziers. Auf jeden Fall wäre die Verwendung eines Druck- oder Zugzünders, vielleicht auch eines Elektrozünders mit einer Taschenbatterie angebrachter gewesen, ganz abgesehen vom Gebrauch der Pistole. Nur mit solchen Zündern hätte er den Zeitpunkt der Explosionen bestimmen und mit einem bescheidenen Erfolg rechnen können.

Aber warum ist Gersdorff von seiner ersten Version, nämlich von der angeblichen Mitteilung Schmundts, daß Hitler zur Besichtigung der Ausstellung nur wenig Zeit zur Verfügung stünde, abgewichen, die dahin ging, aus diesem Grunde die Zündung unterlassen zu haben? Hat man ihm Wichtigtuerei vorgeworfen? Er hat auch dafür eine wenig überzeugende Begründung. ‚Er habe nur deshalb wahrheitswidrig die Auslösung des Zünders bestritten, da er nicht damit belastet werden wollte, seine Hitler begleitenden Freunde wie Szymonsky und Hardenberg zu töten, um den Verderber zu beseitigen.' Es wäre hinsichtlich der Klärung eines historisch so bedeutsamen Tatbestandes außerordentlich wichtig, wenn Gersdorff sich einmal zu allen diesem angemeldeten und angebrachten Zweifeln detailliert äußern würde. Dies wäre hinsichtlich seiner Glaubwürdigkeit unumgänglich.

Dazu gehört auch eine glaubhafte Erklärung über den Abschluß des wiederum mißlungenen Attentatsversuches. Hitler hatte sich verabschiedet, Gersdorff aber stand alleingelassen mit seiner scharfgemachten Haftmine da, in Gefahr, jeden Augenblick zerrissen zu werden. Auch dafür hält er eine einfache Ausrede bereit. Er raste zum erstbesten WC, warf dort alles hinein und zog einfach ab, ohne zu wissen, was dann passiert ist. Was hat er dort hineingeworfen? Die gezündete Clam oder beide oder nur den ausgelösten Zünder? Nicht einmal der Zünder ließe sich herunterspülen. Niemand hat einen Knall gehört oder eine Beschädigung der Toiletten festgestellt. Wenn Herr v. Gersdorff alle diese Geheimnisse nicht ungeklärt mit ins Grab nehmen und sich nicht der Gefahr der Angeberei verdächtigen lassen will, wird es höchste Zeit, alle diese Ungeklärtheiten aus dem Wege zu räumen. Sein Zeuge Schlabrendorff ist dazu nicht der geeignete Mann, kameradschaftliche Hilfestellung zu leisten.

Noch ein anderer Attentatsversuch gegen Hitler bedarf der Erwähnung, weil er besonders scheußlich und verabscheuungswürdig geplant wurde. Urheber war der Generalmajor Stieff, der auch durch die Oberleutnante Bernhard v. Klammroth und Albrecht v. Hagen den englischen Sprengstoff an Stauffenberg aushändigen ließ, beide Namen bei seiner Vernehmung preisgab und sie dadurch dem Henker auslieferte. Hitler plante, sich die für den Rußlandfeldzug gedachten neuen Uniformen und Ausrüstungen vorführen zu lassen. Sofort erkannte Stieff hier eine sich anbietende Möglichkeit eines Sprengstoffattentats. Zunächst hatte sich der junge Hauptmann Axel von dem Busche bereit erklärt, während der Besichtigung durch Hitler, Göring und Himmler mit einer Bombe in der Manteltasche sich und alle Teilnehmer einschließlich der vorführenden ahnungslosen Soldaten in die Luft zu sprengen. Doch daraus wurde nichts, da sich das Eintreffen der Vorführungsgegenstände verzögerte. Dann fiel von dem Busche aus, da er wieder an die Front zurückgerufen und wenige Tage später schwer verwundet wurde.
Sodann sollte am 11. Februar 1944 diese Verschwörung nachgeholt werden. Statt von dem Busche hatte nunmehr Stauffenberg den Oberleutnant Ewald Heinrich v. Kleist-Schmenzin angeworben. Auch diese Veranstaltung mußte abgeblasen werden, da Himmler dienstlich verhindert war.
Schließlich war für den 7. Juli 1944 in der Nähe des Schlosses Kleßheim die Vorführung der neuen Kampfuniform der Sturmeinheiten mit Rükkengepäck, Sturmgewehr und Handgranaten vorbereitet worden. Schon vier Tage zuvor hatten sich die Generäle Stieff, Wagner, Fellgiebel und Lindemann im „Berchtesgadener Hof“ mit Stauffenberg getroffen, um alle Einzelheiten des Attentats durchzusprechen. Es waren ausdrücklich drei frontbewährte Unteroffiziersdienstgrade mit hohen Auszeichnungen und goldener Nahkampfspange ausgewählt worden, um ihnen als Anerkennung für ihre unter Beweis gestellte Tapferkeit die Auszeichnung zuteil werden zu lassen, einmal ihrem Führer selbst begegnen zu dürfen. Da v. Kleist-Schmenzin nicht zur Verfügung stand, sollte nunmehr der Sprengstoff im Sturmgepäck der ahnungslosen Unteroffiziere untergebracht werden. Eine größere Niedertracht und Brutalität ist kaum vorstellbar, ausgedacht von Etappen- und Bürooffizieren, die nie Pulver gerochen

hatten. Daß diese Herrn später hingerichtet wurden, kann ich auch heute nur noch als ausgleichende Gerechtigkeit betrachten.
Hermann Giesler als einer der hervorragenden Architekten Hitlers schreibt in „Ein anderer Hitler“ auf Seite 445: „Nach der eigentlichen Waffenvorführung sagte Adolf Hitler wegen Zeitüberschreitung und eines angesetzten Lagetermins die Vorführung der neuen Kampfausrüstung ab. Wir fuhren zum Berghof zurück. Mir war bei der Vorführung allerdings ein kleiner General aufgefallen, der sich wichtig und aufgeregt vom übrigen militärischen Stab abhob. ‚Wer ist denn der Kleine da?‘ hatte ich den SS-Adjutanten gefragt. ‚Das ist Generalmajor Stieff‘; war die Antwort.
Wahres Entsetzen hat in der ganzen Bevölkerung ebenso wie in Kreisen der Wehrmacht, vor allem bei den Mannschaften und Unteroffizieren, die Tatsache ausgelöst, daß Verräter planten, die Bombe drei frontbewährten Soldaten in den Tornister zu legen, die zur Besichtigung einer neuen Uniform dem Führer vorgestellt werden sollten.“
Planern solcher Scheußlichkeiten kann man keine Träne nachweinen.

DER 20. JULI IN PARIS

Bei den nun folgenden Darstellungen der vielfältigen ungeheuerlichen Verrats- und Sabotageverbrechen des Widerstandes habe ich mich vorwiegend auf die beim Verlag K. W. Schütz KG in den Jahren 1967, 1974 und 1978 erschienen Dokumentarwerke „Der 20. Juli und der Landesverrat", „Sabotage gegen Deutschland" und „Verschwörung gegen Deutschland" des Autors Karl Balzer gestützt, die so profund dokumentiert sind, daß sie von keiner Seite angefochten werden konnten.

In keinem der Wehrkreise im Reichsgebiet hatte sich die Verschwörung durchsetzen können. Auch in Prag und Wien nicht. In Wien waren die höheren SS- und Parteiführer wohl ins Generalkommando bestellt. Es kam aber nur zu einer teilweisen Verhaftung, die durch ein Telefongespräch mit Keitel wieder rückgängig gemacht wurde.

Anders dagegen war es in Paris. Am 6. Juli 1944 hatte die Invasion begonnen. Am 17. Juli war Feldmarschall Rommel schwer verwundet worden. Am gleichen Tag starteten die Sowjets ihre Offensive an der Südfront. Am 18. Juli waren Caen und St. Lô gefallen. Die Entscheidung über Sieg und Niederlage mußte in Frankreich fallen. Jedem Einsichtigen war klar, daß spätestens im Laufe des Jahres über die Invasionsschlacht entschieden würde. Nur ein klarer deutscher Abwehrerfolg und damit ein Sieg der deutschen Waffen im Westen konnte genügend Kräfte für die Entscheidungsschlacht im Osten freisetzen. Es kam also für uns Deutsche darauf an, zur rechten Zeit mit konzentrierten überlegenen Kräften und mit dem unabdingbaren Willen zum Sieg an dem vom Feind bestimmten Landungsplatz diese Schlacht zu entscheiden.

Nicht umsonst hatte Hitler den erfahrenen und listenreichen „Wüstenfuchs", Generalfeldmarschall Rommel, als Oberbefehlshaber der Heeres-





Links oben: Generaloberst Ludwig Beck, das Haupt der Offiziersverschwörung, im Gespräch mit dem französischen Militärattaché.

Rechts oben: Admiral Wilhelm Canaris, Chef der Abwehr, der vom ersten Tage an die deutschen Kriegsanstrengungen sabotierte und dessen Amt ein Zentrum des Widerstandes und der Verschwörung wurde.

Links unten: Generalmajor Hans Oster, Leiter der Abteilung Z in der Deutschen Abwehr, schreckte nicht davor zurück, Angriffstermine der Deutschen Wehrmacht an die Landesfeinde zu verraten.

Rechts unten: Carl Goerdeler, der geistige Führer des Widerstandes, der vor Landesverrat und Sabotage nicht zurückschreckte.













Der schweizerische Abwehrmajor Dr. Max Waibel (links oben) und der frühere schweizerische Abwehrmajor Hans Hausamann, durch deren Abdeckung die Sowjets auch die schweizerischen Informationen aus Deutschland erhielten (links unten). Der Schweizer Oberbefehlshaber im Kriege, General Henri Guisan (in Uniform), links von ihm Bundesrat Minger, die beide die Neutralität der Schweiz brachen (rechts oben). Otto Pünter, der die Nachrichtengruppe Pakko führte, die ebenfalls für die Sowjets Nachrichten aus Deutschland lieferte (rechts unten).

Dietrich Bonhoeffer, Mitarbeiter von Canaris, ein Motor der Verschwörung. (rechts)



Hermann Kaiser, einer der wenigen Theoretiker des Widerstandes, der die Verbindung zwischen Goerdeler und der Militärverschwörung hergestellt hatte (unten links).

Hans von Dohnanyi, Bonhoeffers Schwager, geriet sehr früh in die Verschwörung, deren aktiver Mitarbeiter er war (unten rechts).









Generaloberst Erich Hoepner, hier an der Ostfront, der mit zu den Verschwörern gehörte.



SA-Obergruppenführer und Berliner Polizeipräsident Wolf Heinrich Graf von Helldorf, der es übernahm, den Putsch polizeilich abzuschirmen.

gruppe B nach Frankreich geschickt und ihn mit der Vorbereitung der Abwehr eines solchen alliierten Landeunternehmens beauftragt. Rommel war es, der den Begriff der starren Vorwärtsverteidigung geprägt hat. Der Feind sollte also schon bei seiner Landung so entscheidend geschlagen werden, daß ihm zur Bildung größerer Brückenköpfe keine Möglichkeit blieb, während der Oberbefehlshaber West, Feldmarschall v. Rundstedt, glaubte, den gelandeten Gegner operativ in der Tiefe des Raumes vernichten zu können.

Wie aber stand es um die Jahreswende mit der Vorbereitung eines solchen Entscheidungskampfes und der Siegeszuversicht eines entscheidenden Teils der für diesen Kampf beauftragten Heerführer? Man kann über ihre Haltung nur erschauern angesichts des erklärten Willens unserer Gegner, die bedingungslose Kapitulation und die Zerschlagung des Reichs und des abendländischen Europas zu fordern, wie es der Ausgang des Krieges vor der Geschichte bewiesen hat. Hier in Frankreich waren defätistische Illusionisten am Werk, die den Krieg schon vor der Invasion für verloren hielten und Waffenstillstandsverhandlungen anstrebten. Ihre Unlogik lag darin, daß sie auf der einen Seite zwar die Notwendigkeit einer festgefügten Front als Voraussetzung für erfolgreiche Verhandlungen als unabdingbar erkannten, daß sie aber auf der anderen Seite nur mit halbem Herzen die dazu erforderliche Abwehrbereitschaft betrieben, indem durch das Vorantreiben von Umsturzplänen ein Großteil ihrer Willenskräfte in Anspruch genommen wurde. Auch Rommels Illusion bestand schließlich darin, die bedingungslose Kapitulation dem Westen wie den Sowjets gegenüber aufspalten zu können. Das Umsturz- und Waffenstillstandsfieber der Verschwörer mußte naturgemäß den Geist der kämpfenden Truppe erheblich schwächen. Hier begingen die sich sonst der Präzision so rühmenden Generalstäbler des Widerstands einen zeitlichen Fehler. 1944 war nicht 1947, als der kalte Krieg begann und aus Freunden Feinde wurden.

In Paris saß als Militärbefehlshaber der Verschwörergeneral v. Stülpnagel, der politisch von jeher ein Fremdkörper innerhalb des Dritten Reiches geblieben war. Paris lag weit ab vom Schuß und bot zudem zusätzliche Annehmlichkeiten gegenüber der schwerringenden Ostfront. Auch fühlte man sich dort fernab vom Hauptquartier und von Berlin erheblich ungestörter und unbeobachteter. Es war hier deshalb weit weniger schwer, mit

Hilfe einer in Schlüsselstellungen sitzenden intrigierenden „Mafia" verhältnismäßig unbeobachtet einen weitverzweigten Verschwörerkreis aufzubauen. Gute verwandtschaftliche Beziehungen taten das ihrige.

So wurde in die Kommission des tüchtigen Generals Unruh – damals „Heldenklau" genannt –, der Heimat und Etappe nach frontverwendungsfähigen Soldaten durchkämmen sollte, unauffällig der Widerständler Oberleutnant d. R. Graf Fritz v. der Schulenburg eingeschleust. Dies fiel um so weniger auf, da dieser als ehemaliger Vizepolizeipräsident von Niederschlesien noch der liebe Parteigenosse der NSDAP war. Mit einer solch blütenweißen Weste ausgestattet, konnte es nicht schwerfallen, im Auftrage Becks, Goerdelers und Stauffenbergs schon 1943 bei den Besuchen höchster militärischer Kommandostellen sich nach politisch nahestehenden Freunden umzusehen und unter Gesinnungsfreunden eine für den Widerstand geeignete Personalpolitik zu arrangieren.

Stülpnagel selbst fühlte sich seinem alten Vorgesetzten Beck gegenüber verpflichtet und war mit ihm befreundet. Zu seinem Stab gehörte einer der aktivsten Verschwörer, der Oberstleutnant d. R. Dr. Caesar v. Hofakker, der engste Kontakte mit der Berliner Verschwörergruppe hatte und obendrein ein Vetter v. Stauffenbergs war. Außerdem kannte er gut den General der Infanterie v. Falkenhausen, Wehrmachtsbefehlshaber in Belgien, der wiederum mit Stülpnagel zum langjährigen Widerstandskreis gehörte.

Aber v. Stülpnagel war kein Frontkommandeur und hatte keine Kampfverbände. Der Oberbefehlshaber v. Rundstedt war ein alter erfahrener preußischer Feldmarschall, der sich verpflichtet fühlte, seinen schwierigen militärischen Führungsaufgaben gerecht zu werden. Er war nicht der Typ, sich konspirativ einspannen zu lassen. Er nahm wohl manches, aus seiner Umgebung kommende, negative Gespräch zur Kenntnis, ohne sich aber jemals festzulegen oder gar aktiv politisch regsam zu werden. Beteiligung an Staatsstreichplänen oder gar Anzettelung eines Attentats auf den Führer des Reiches, dem er Treue geschworen hatte, waren zweifellos nicht sein Metier.

Wer aber konnte aus der Sicht des Widerstands der Mann sein, der auf Grund seines bewährten Namens und seiner mitreißenden Persönlichkeit als Blickfang für einen der Truppe unverständlichen Staatsstreich gewon-

nen werden mußte? Dafür geeignet erschien doch nur – auch nach Meinung der Verschwörer – ein Mann wie Rommel, der durch die Massenmedien des Dritten Reiches so hervorgehoben war. Nur betrachteten ihn seine Feldmarschallkollegen als Emporkömmling und hatten nicht vergessen, daß seine Karriere bei Kriegsbeginn als Führer des Begleitkommandos Hitlers begonnen hatte. Zudem hatten sich seine Kameraden auf höchster Ebene daran gewöhnt, ihm die Fähigkeit als Feldherrn abzusprechen. Vielleicht sprach dabei auch ein gewisser Neid mit. Grundsätzlich hielt man ihn für einen äußerst tapferen und einfallsreichen Divisionskommandeur und vielleicht noch Kommandierenden General eines Korps, aber niemals für einen prädestinierten Feldherrn auf höchster Ebene. Sein Pessimismus in schwierigen Lagen war auch Hitler nicht entgangen. Trotzdem brauchte der Widerstand gerade ihn als Symbolfigur für die Truppe und die Heimat.

In der Beziehung zu seinem vormals so geliebten Führer war dadurch eine gewisse Entfremdung eingetreten, daß Rommel nach Aufgabe des nordafrikanischen Kriegsschauplatzes der Meinung war, man müsse aus Kräfteersparnisgründen mehr oder weniger in einem Zuge Italien räumen. Hitler stand im Gegensatz zu dieser Auffassung auf dem Standpunkt, daß man damit den Alliierten Italien als Flugzeugmutterschiff überlasse mit nur kurzen Anflugstrecken in Richtung auf das Reich und auf die dringend benötigten Ölfelder Rumäniens.

Zweifellos war für Hitler wie auch für die Verschwörer Rommel von eminenter Bedeutung. Da man aber annahm, daß Rommel im Sinne der Verschwörer nicht ihresgleichen war und als unzuverlässig galt, verstand man es geschickt, ihm als aktiven Mitverschwörer den Generalleutnant Dr. Hans Speidel als Generalstabschef der von ihm geführten Heeresgruppe zuzuordnen.

Für Speidel galt es, seinen Oberfehlshaber für den Widerstand zu gewinnen. Er berichtet in seinem Buch „Invasion 1944“ (Seite 81) eingehend folgendermaßen über seine Bemühungen: „Gegenstand der ersten Besprechungen beim Oberbefehlshaber waren unter anderem auch Gedanken des früheren Leipziger Oberbürgermeisters Dr. Goerdeler, die dem Chef des Generalstabs – nämlich Speidel – durch Oberbürgermeister Dr. Strölin am 14. April in Freudenstadt für Rommel übermittelt wor-

den waren. Goerdeler hatte Ende 1943 Strölin gebeten, Verbindung mit Feldmarschall Rommel aufzunehmen. Dieser sollte überzeugt werden, daß Hitler und sein Regime zur Rettung Deutschlands und Europas beseitigt werden müßten. Der Stuttgarter Oberbürgermeister, den Rommel als tatkräftigen und einsichtigen Mann seit langem schätzte, hatte dabei auf seine erste Besprechung mit Rommel im Februar 1944 Bezug genommen. In ihr waren die Möglichkeiten für eine Änderung des Regimes und eine Beendigung des Krieges erörtert worden.
Unterrichtungen von militärischer Seite, unter anderem von Generaloberst a. D. Beck und dem Generalquartiermeister, General der Artillerie Wagner, ergänzten das Bild. Die Urteile stimmten darin überein, daß unverzüglich Mittel und Wege zur Beendigung des Krieges gefunden werden sollten, ehe die unausbleibliche Katastrophe jede Verhandlungsmöglichkeit abschnitte."
Das klingt alles sehr schön, aber zu dieser Zeit gab es keine Verhandlungsmöglichkeiten, sondern nur bedingungslose Kapitulation! Für den 15. Mai 1944 vereinbarte Speidel mit Oberst i. G. Kossmann, dem Stabschef v. Stülpnagels, in einem Landhaus bei Mareil-Marly eine Aussprache zwischen Rommel und v. Stülpnagel über die Beendigung des Krieges im Westen und den Sturz des nationalsozialistischen Regimes, worüber man sich angeblich einig wurde.
Zwischen den Verschwörern des Bendlerblocks in Berlin sowie ihren Hilfsorganen in Zossen, dem Sitz des OKH, und der Zentrale in Paris mit den Männern um Stülpnagel bestanden ständige und besondere Kontakte. So war zum Beispiel wie in Berlin schon am 15. Juli Paris alarmiert worden, als Fromm und Stauffenberg gemeinsam nach Rastenburg geflogen waren. Schon hier hatte Stauffenberg ohne Wissen Fromms die Bombe bei sich. Das Attentat unterblieb lediglich deshalb, weil Himmler nicht erschienen war und Hitler die Besprechung vorzeitig abgebrochen hatte. Schon damals hatte Olbricht die „Walküre"-Maßnahmen in Berlin eingeleitet, die aber dann später als Probealarm ausgegeben und somit getarnt werden konnten. Schon hier hätte Fromm nach seiner Rückkehr Zweifel und Verdacht aufkommen müssen; denn auch dieser Alarm wurde ohne sein Wissen ausgelöst.
v. Stülpnagel war bereits nach dem Fall von Stalingrad soweit gegangen,

daß er durch seinen Vertrauten Dr. Hans Buwert, der durch das Auswärtige Amt mit der Führung des französischen Verlagshauses des Hachette-Konzerns beauftragt war, Verbindungen über Madrid und Lissabon anknüpfen ließ, um mit dem Feind Verhandlungsmöglichkeiten zu ventilieren. Diese Eigenmächtigkeit, die überhaupt nichts mit seinen Dienstobliegenheiten zu tun hatte, war unzweifelhaft Landesverrat. Schon dieser Fall ließ die These, daß die 20. Juli-Leute durchweg keine Landesverräter waren, nicht aufrechterhalten. Auch hier hatte v. Hofacker seine Hände im Spiel. Er wurde mit Buwert durch den Grafen Helldorf und den Grafen Dohna bekannt gemacht.
Durch spätere russische Enthüllungen sind diese Kontakte erst bekannt geworden. Danach soll Churchill zwar das Angebot einer Räumung Frankreichs und einer Weiterführung des Kampfes gegen die Sowjetunion wohlwollend zur Kenntnis genommen, Roosevelt dagegen solche Hirngespinste schärfstens abgelehnt haben.
Es muß geradezu schockieren, daß man noch einen Schritt weitergegangen war und mit der französischen „Resistance", in einem Fall sogar unter Hinzuziehung eines französischen Obersten von de Gaulle, verhandelte, um mit dieser nach gelungenem Staatsstreich zu einer gewissen Zusammenarbeit zu gelangen.
Während der deutsche Soldat täglich Opfer im Kampf mit dem französischen Widerstand zu bringen hatte, unterhielten sich seine Führer konspirativ mit ihren Mördern. Ein solches Verhalten im Kriege kann man nur mit verwerflichster Wehrkraftzersetzung bezeichnen.
Schon hier erkennt man die destruktive Haltung dieser Verschwörer, die nur zu erklären ist, wenn man den Verlust des Krieges von vornherein in Kauf zu nehmen bereit ist. Wenn man aber ernsthafte Waffenstillstandsverhandlungen, die zu einem tragbaren Frieden führen sollten, betreiben will, setzt das doch eine starke Position, ein Halten der Front, also einen klaren Abwehrerfolg voraus, niemals aber eine freiwillige Räumung oder eine Öffnung des Tores zum Reich. Wer aber mit solchen Gedanken gespielt hat, ist in meinen Augen nichts anderes als ein Verräter und damit ein Verbrecher.
Was geschah nun im einzelnen am 20. Juli 1944 in Paris und in Frankreich? Schon weit früher als in Berlin und anderswo erhielt General

Blumentritt als verantwortlicher Generalstabschef des Oberbefehlshabers West (damals Feldmarschall v. Kluge, Rundstedt war bereits abgelöst) gegen 15.00 Uhr die schwerwiegende Meldung, daß Hitler tot sei. Der Überbringer dieser Meldung war bezeichnenderweise der Oberquartiermeister beim Oberbefehlshaber West, Oberst Eberhard Ludwig Finckh, also ein Untergebener Blumentritts. Auf die Frage, woher diese Meldung stamme, gab Finckh den Generalleutnant v. Stülpnagel an. Schon dieser Dienstweg mußte merkwürdig erscheinen und auffallen. Dazu muß man wissen, daß Finckh ein Vertrauter Stauffenbergs war und noch sechs Wochen vor Antritt seiner neuen Dienststelle in Frankreich diesen besucht hatte. Er war also genauestens in alle Planungen eingeweiht. In Wahrheit hatte Finckh bereits am Vormittag vom Oberquartiermeister Wagner aus Zossen einen Anruf erhalten, daß „die Übung angelaufen" sei. Dieses Stichwort war zwischen Beck, Stauffenberg und Finckh verabredet worden, wenn das geplante Attentat in die Tat umgesetzt würde. Hofacker hatte die gleiche Information aus Berlin erhalten. So geschah es, daß Finckh verabredungsgemäß nach Erhalt dieser Meldung v. Hofacker anrief und von diesem die Bestätigung erhielt.
Genau wie im Reichsgebiet das Stichwort „Walküre" exakt festgelegte Maßnahmen auslöste, so kamen auch in Frankreich mit dem Wort „Übung" Befehle zur Durchführung, die den Staatsstreich zum Ziel hatten. Finckh hatte befehlsgemäß seine den Umsturz auslösende Meldung nach St. Germain zur Befehlszentrale des Feldmarschalls v. Kluge gebracht. Dieses Hauptquartier war aber nur von Blumentritt besetzt, da der Oberbefehlshaber selbst den Gefechtsstand Rommels, nach dessen Ausfall infolge seiner schweren Verwundung, in La Roche-Guyon benutzte. Blumentritt als Mitwisser, aber unbeteiligt an der Verschwörung, rief sofort v. Kluge an, mußte aber feststellen, daß er nicht da war und sich auf einer Frontfahrt befand. Mit dem anwesenden Speidel verabredete er, ohne von seiner Information etwas preiszugeben, ein Treffen mit seinem Oberbefehlshaber. Die Fahrt dauerte etwa anderthalb Stunden. Er traf zur selben Zeit in La Roche-Guyon ein wie der von seiner Frontfahrt zurückgekehrte Feldmarschall. Es war etwa 17.30 Uhr.
Zunächst fand v. Kluge eine Nachricht vor, die besagte, daß ein Attentat auf den Führer fehlgeschlagen sei. Gleichzeitig aber erhielt er aus dem

Reich zwei Anrufe, ohne daß der Sprecher seinen Namen nannte: Der Führer sei tot, nun müsse er sich entscheiden. Noch während Kluge telefonierte, wurde ihm von seinem Gefechtsstand in St. Germain ein anonymes Fernschreiben verlesen, wonach Hitler nicht tot sei. Nach dem später verfaßten Bericht von Blumentritt zerbrachen sich beide Herren den Kopf über die widersprüchlichen Meldungen. Genau wie Fromm in Berlin ließ sich v. Kluge mit dem Führerhauptquartier in Ostpreußen verbinden. Er verlangte General Warlimont, den Vertreter des Generalobersten Jodl, konnte ihn aber nicht erreichen, da dieser eine Besprechung mit Keitel hatte. Schließlich erreichte er den Chef der Organisationsabteilung, den Generalmajor Stieff. Er ahnte dabei nicht, daß er mit einem der Hauptverschwörer sprach und wunderte sich nur über die Beantwortung der Frage, ob Hitler tot sei, mit der merkwürdigen Gegenfrage: „Woher haben Sie die Nachricht, daß der Führer tot ist? Der Führer ist völlig wohlauf und in guter Stimmung." Wie sich Blumentritt dann weiter erinnert, soll v. Kluge ihm gegenüber geäußert haben: „Wenn es Erfolg gehabt hätte, wäre die erste Maßnahme gewesen, das V-1-Feuer auf England einzustellen, und der zweite Schritt, mit den alliierten Oberbefehlshabern Verbindung aufzunehmen." Wenn diese Äußerung Kluges von Blumentritt wahrheitsgemäß wiedergegeben worden ist, heißt das nichts anderes, als daß Kluge vom geplanten Staatsstreich gewußt haben muß.
Nach diesen Informationsgesprächen wurde Blumentritt beauftragt, Stülpnagel und den Befehlshaber der Luftwaffe im Westen, den Feldmarschall Sperrle, zu einer Besprechung zu bitten. Festzustellen bleibt nur noch, daß seitens der höchsten Kommandostellen in Frankreich nichts veranlaßt wurde, was im Sinne des Staatsstreichs gelegen hätte.
In Paris dagegen war es anders. Dort wurde über den Kopf v. Kluges hinweg selbständig und ohne Abstimmung mit ihm gehandelt. General v. Stülpnagel ließ, wie im Plan vorgesehen, durch seinen Ordonnanzoffizier, Oberleutnant Baumgart, alle für die Aktion benötigten Herren telefonisch heranrufen. So wie sie erschienen, erhielten sie sofort abgefertigt ihre Befehle und traten in Aktion. Wichtig waren hier der Kommandant von Paris, Generalleutnant v. Boineburg-Lengsfeld, und sein Stellvertreter Generalmajor Brehme, der pikanterweise noch den Blutorden von 1923 trug. Sie alarmierten sofort das Sicherungsregiment Nummer eins unter

Führung von Oberstleutnant v. Kraewel, der den Auftrag hatte, die Pariser SD- und obersten SS-Führer mit allen Angehörigen des deutschen Sicherheitsdienstes zu verhaften. Stülpnagel begründete diese Maßnahme damit, daß ein Attentat auf den Führer geschehen sei und in Berlin ein Gestapo-Putsch stattgefunden habe. Dieses Vorgehen war wohl vorbereitet. Eine genaue Planskizze aller SS- und SD-Unterkünfte nach dem neuesten Stand waren vorhanden. Genau wie in Berlin ahnte niemand etwas von den Hintergründen.

Die Aktion wurde reibungslos durchgeführt, und gegen Mitternacht saßen eintausendzweihundert SS-Männer in Haft. Sie wurden widerstandslos überwältigt und in das Wehrmachtsgefängnis in Fresne und in die Kasematten des alten Forts de l'Est eingesperrt. Das alles konnte nur deshalb so reibungslos ablaufen, weil die Offiziere wie die Truppe dem angeblichen Putschversuch der Gestapo gegen Hitler Glauben schenkten. Unter den Verhafteten befanden sich der höhere SS- und Polizeiführer Frankreichs, SS-Gruppenführer Oberg, und der Oberste SD-Führer von Paris, SS-Standartenführer Dr. Knochen, mit ihren Stäben. In der Unterkunft des Sicherungsregiments wurden bereits die Exekutionsplätze mit Sandsäcken hergerichtet, wo die zum Tode Verurteilten hingerichtet werden sollten. Offiziere wie Truppe handelten im guten Glauben. Niemand wurde später zur Rechenschaft gezogen. Ebenso klar aber ist damit auch, daß niemand diese Aktion durchgeführt hätte, wenn er durch die Falschmeldung aus der Dienststelle Stülpnagel nicht getäuscht und belogen worden wäre.

Dagegen wurden wenig später die Mitverschworenen der Dienststelle Stülpnagels, der Generalstabschef Oberst von Linstow, der Chef der Militärverwaltung, Ministerialdirektor Dr. Michel, und Hofacker hingerichtet. Die Verhaftung der SS-Führer war im übrigen bedeutungslos, da ein Teil der jüngeren Offiziere entkommen konnte. Sie benachrichtigen sofort den im Fronteinsatz befindlichen Oberführer Kurt Meyer von der Waffen-SS-Division „Hitlerjugend", der seinerseits dann Sepp Dietrich über das eigenartige Geschehen in Paris umgehend informierte. Somit wäre auch ein geglückter Putsch in Paris nur von kurzer Dauer gewesen.

General von Stülpnagel war die treibende Kraft. Er war einer der wenigen Hauptverschworenen, die ihren übernommenen Aufgaben voll gerecht

wurden. Das geht auch aus dem überlieferten Gespräch hervor, das er gegen 18.00 Uhr mit Generaloberst Beck in Berlin geführt hat. „Stülpnagel", sagte Beck, „Sie wissen ja nun um die jüngsten Ereignisse." „Ja, gewiß", so Stülpnagel. „Dann habe ich zu fragen", so Beck, „ob Sie sich mir anschließen?" Stülpnagel: „Auf alle Fälle. Ich habe bereits befohlen, den gesamten SD zu verhaften. Es wird nicht lange dauern, bis die verantwortlichen SS-Führer sitzen. Die Truppe hier, wie ihre Führer, sind zuverlässig." Beck: „Was auch kommen mag, die Würfel sind gefallen; es gibt nur noch ein Vorwärts." Stülpnagel: „Dafür stehe ich ein." Dann kam die entscheidende Frage von Beck: „Was wird Kluge machen?" Stülpnagel: „Diese Frage kann ich nicht mit Sicherheit beantworten. Es wird das beste sein, wenn Sie selbst mit ihm sprechen."

Wenig später erhielt Stülpnagel den telefonischen Befehl, sich um 20.00 Uhr zusammen mit seinem Stabschef zu einer Besprechung auf dem Gefechtsstand Kluges einzufinden.

Auch Kluge wurde von Beck angerufen. Nachdem Beck kurz die Lage in Berlin und im Reichsgebiet auf Grund der getroffenen Maßnahmen geschildert hatte, forderte er Kluge auf: „Geben Sie das Signal zum allgemeinen Abfall, indem Sie sich offen der Berliner Aktion anschließen." Da aber die inzwischen verbreitete Rundfunkmeldung über das Mißlingen des Attentats vorlag, fragte Kluge: „Wie ist im Hauptquartier wirklich die Lage?" Beck erwiderte darauf: „Ist das letzten Endes nicht gleichgültig, wenn wir entschlossen sind zu handeln. Kluge, ich frage Sie hiermit ganz klar: Billigen Sie die hiesige Aktion und unterstellen Sie sich mir?" Dramatischer konnte das Gespräch nicht verlaufen. Kluge wich aus und verwies noch einmal auf die Rundfunkmeldung. Für ihn als Soldat und Oberbefehlshaber West sei eine Klärung der Situation unerläßlich. Beck wurde dann in seiner Verzweiflung noch eindringlicher: „Kluge, damit kein Zweifel aufkommt, ich erinnere Sie an unsere letzten Gespräche und Abmachungen und frage: Unterstellen Sie sich mir eindeutig?" Kluge, der sich sehr wohl erinnerte und schon infolge des Kontaktes mit seinem früheren Chef des Stabes im Mittelabschnitt der Ostfront genügend Erfahrung mit Verschwörern hatte, antwortete: „Ich muß mich erst mit meinen hiesigen Herren beraten, so wie die Lage ist. In einer halben Stunde rufe ich Sie wieder an."

Da für ihn klar war, daß Hitler lebte, sah er keinen Grund, noch einmal zurückzurufen. Stülpnagel aber war bei der um 20.00 Uhr beginnenden Besprechung der Meinung, daß der Mitwisser v. Kluge nach dem vorgesehenen Gespräch mit Berlin nun auch zum Handeln entschlossen wäre. Doch er wurde sehr bald eines anderen belehrt. Nachdem v. Hofacker das Gespräch mit der Schilderung aller Einzelheiten der bestehenden Verbindungen zwischen Beck, Stauffenberg und Stülpnagel eingeleitet hatte, brach Kluge sichtlich enttäuscht, dieses Gespräch ab: „Gut, meine Herren, das Attentat ist mißglückt. Alles ist zu Ende." Erregt erwiderte Stülpnagel: „Herr Feldmarschall, ich dachte, Sie seien in den Plan eingeweiht. Irgend etwas muß getan werden." Kluge: „Nichts kann mehr geschehen. Der Führer ist noch am Leben."
Für Stülpnagel brach eine Welt zusammen. Er erhob sich, um auf dem Balkon frische Luft zu atmen, und war nach seiner Rückkehr völlig apathisch. In diese Atmosphäre kam der Feldmarschall Sperrle, der nur kurz blieb und auch eine Einladung zum Abendessen ablehnte. Er hatte wohl das Gefühl, daß dazu die Situation keinen Anlaß gab. Auch wollte er wahrscheinlich in keine Erörterung, womöglich als Zeuge, hineingezogen werden. Er fuhr wieder ab.
Das anschließende Abendessen verlief schweigsam, ja gespenstisch. In dem Dokumentarfilm „Walküre" von Dr. Prigge kommt dies besonders zum Ausdruck. Noch während des Essens bat Stülpnagel Feldmarschall Kluge um ein Gespräch unter vier Augen. Die beiden Herren verließen das Zimmer mit Blumentritt als Zeugen, ausdrücklich von Kluge dazu aufgefordert. Erst jetzt meldete Stülpnagel die von ihm in Paris eingeleiteten Sicherungsmaßnahmen.
Kluge erschrak sichtlich: „Herrgott, was haben Sie gemacht?" Stülpnagel: „Ich gab Befehl, die ganze SS in Paris festzunehmen." Kluge: „Aber das konnten Sie doch nicht ohne meinen Befehl tun." Stülpnagel: „Ich versuchte Sie nachmittags telefonisch zu erreichen, aber Sie waren nicht in Ihrem Hauptquartier, so daß ich nach eigenem Ermessen vorging." Kluge: „Gut, aber auf Ihre Verantwortung." Kluge veranlaßte dann Blumentritt, bei Stülpnagels Stabschef nachzufragen, ob tatsächlich Maßnahmen zur Verhaftung der SS getroffen seien. Als dann von Oberst von Linstow die Bestätigung kam und „daß nichts sie mehr aufhalten könne", wandte sich

Kluge an Stülpnagel: „Hören Sie mal, das Beste, was Sie tun können, ist, daß sie sich Zivil anziehen und untertauchen.“ Sodann wies er Stülpnagel an, alle verhafteten SS-Leute sofort freizulassen. Dies war eine ungewöhnliche Reaktion und konnte nur aus dem schlechten Gewissen Kluges heraus entstanden sein. Nach den Kriegsgesetzen hätte er Stülpnagel festsetzen müssen.

Stülpnagel aber tauchte nicht unter. Blumentritt, der nach seiner Rückkehr in St. Germain unter den eingegangenen Fernschreiben eines von Keitel vorfand, in welchem alle von Berlin eingegangenen Befehle widerrufen wurden, fuhr gleich nach Paris weiter. Sein erster Besuch galt dem Marinestab. Dort fand er alle Verantwortlichen vor, nahm Kenntnis von dem von Witzleben eingegangenen Fernschreiben und hörte, daß der Admiral Krancke im OKW zufällig mit Großadmiral Dönitz telefonisch gesprochen habe, der alle Befehle aus Berlin für ungültig erklärte. Sein nächster Besuch lange nach Mitternacht führte ihn zum Stabsquartier der Sicherheitspolizei. Er stellte fest, daß bereits alle Verhafteten wieder frei gelassen waren. Auf seine Frage nach dem Gruppenführer Oberg bedeutete man ihm, daß dieser sich mit Stülpnagel im freundschaftlichen Einvernehmen bei fortgeschrittener Stimmung befände. Er fuhr sofort dorthin und stellte zu seinem Erstaunen fest, daß Stülpnagel und seine ehemaligen Häftlinge tatsächlich fröhlich beieinander saßen. Ein unglaublicher Vorgang, wenn man bedenkt, daß v. Stülpnagel seine mit ihm zechenden Partypartner als erste für eine Exekution vorgesehen hatte.

Der Historiker Wilhelm von Schramm schreibt hierüber: „Eines haben allerdings diese SS-Führer wohl ebensowenig gewußt wie General Blumentritt oder der anwesende Abetz (Botschafter in Paris), als sie die Sprachregelung trafen, daß einige Belastete wahrscheinlich nach gelungenem Aufstand hingerichtet worden wären. Auch das muß hier um der Wahrheit und der Vollständigkeit unseres Berichtes willen gesagt werden: Im Hofe der École Militaire, der Unterkunft des Wachregiments Nr. 1, wurden ebenfalls schon um Mitternacht die Sandsäcke aufgebaut, vor denen diejenigen SS-Führer erschossen werden sollten, über die das beabsichtigte Standgericht vielleicht noch im Morgengrauen das Todesurteil gesprochen hätte. Dieser vorbereitete Kugelfang wurde in der Frühe des 21. Juli noch vor Antreten der Truppe in aller Eile beseitigt.“

Wie es um die Geisteshaltung der Dienststelle Stülpnagel in Wahrheit bestellt war, erfahren wir aus dem Bericht des Juristen Bargatzky, der zum Stabe von Stülpnagel gehörte: „Während über alle Sender Hitlers bluttriefende Stimme ertönte und fürchterliche Rache verhieß, schlossen sich hinter Hunderten von SD-Leuten die Pariser Gefängnistore. Stülpnagel, zwei Autostunden entfernt, rang mit Kluge um die Exekution (den Mut hatte Stülpnagel bei der Unterredung mit Kluge nicht mehr; der Verf.). Freiherr v. Teuchert beschwor Linstow, die Verhaftung so lange aufrechtzuerhalten, bis Stülpnagel zurückkehre. Nur wir drei waren uns nach kurzer Beratung einig: Paris müsse das Erbe Berlins antreten. Vom Westen her, wo der Aufstand wie ein Uhrwerk abgelaufen war, mußten die Braunen im Reich den letzten tödlichen Stoß erhalten (also doch Dolchstoß; der Verf.). Stülpnagel müßte den Befehl geben, die vier obersten SS-Leute, notfalls ohne Prozeß, zu erschießen (also Mord; der Verf.), und den Invasionstruppen Eisenhowers und Montgomerys die Schleusen öffnen (also Meuterei, Sabotage und Landesverrat; der Verf.), damit sie samt den deutschen Verbänden zum Rhein strömten. Schon früher, als wir verzweifeln wollten, weil das Attentat nie zum Klappen kam, hatten wir darüber gesprochen. General Speidel war gewonnen. Unauffällig hatte er die SS-Divisionen an den entferntesten Flügeln der Invasionsfront eingesetzt."
Auf die verhängnisvolle Rolle Speidels werde ich im nächsten Kapitel noch eingehen. Nur so viel mag vorweg gesagt werden, nicht der Wille zum Sieg, sondern Kapitulation und Waffenstillstandsverhandlungen waren seine Vorstellungen und leider zuletzt auch die von Rommel. Diese aber waren ohne einen Bruch mit Hitler nicht zu erreichen. Speidel gehörte sicherlich nicht zu denen, für die General Blumentritt, namens aller Generalstabsoffiziere, ein Ergebensheitstelegramm an den Führer absandte: „Aus Anlaß des mißlungenen Anschlags auf Ihr Leben, mein Führer, übermittle ich Ihnen die Glückwünsche und die ehrerbietigsten Treuegrüße der Gesamtheit der Generalstabsoffiziere des Westheeres."
Zum Thema Generalstabsoffiziere möchte ich folgendes bemerken: Generalstabsoffiziere sind notwendig, und der Generalstab ist ein hilfreiches Organ der Truppenführung. Die Generalstäbler sollen den Truppen und Heerführern die handwerkliche Arbeit abnehmen, sie sollen den allein verantwortlichen Truppenvorgesetzten taktisch und strategisch beraten

und ihn von den Verwaltungs- und Versorgungsaufgaben, also auch von diesen täglichen Notwendigkeiten, entlasten.

Der Feldherr und die Truppenführer an der Front brauchen diese Entlastung, um sich unter Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit im ständigen Kontakt mit der kämpfenden Truppe die notwendige Entscheidungsfreiheit zu erhalten, die sich aus der ständig veränderten Frontlage und aus dem Willen zum Sieg ergibt. Es ist schlimm, wenn Heer- und Truppenführer mit Generalstabsoffizieren belastet sind, die sich nicht in den Dienst ihrer ureigensten Aufgabe stellen, die selbst führen oder verführen wollen und die mit ihrem Defätismus den Willen und den Elan der Truppenführer nur hemmen statt ihn zu unterstützen. Die Verantwortung für Erfolg und Mißerfolg trägt in jedem Fall der Truppenführer, niemals der Generalstabsoffizier. Er ist Führungsgehilfe. Deshalb war nach dem ersten Weltkrieg auch die Diskussion müßig, darüber zu streiten, ob der etwas schwerfällige Hindenburg oder der geistig beweglichere Ludendorff der Sieger von Tannenberg war. Es war Hindenburg, der die Entscheidung für alle vorgelegten Schlachtenpläne zu treffen, aber auch zu verantworten hatte. Sieg und Niederlage liegen oft dicht beieinander.

In beiden Fällen zeichnet ausschließlich der Truppenführer verantwortlich und muß bei einer Katastrophe seinen Kopf dafür hinhalten, wie ihm auch die Siegeslorbeeren zustehen. Generalstäbler aber, die nicht den Willen zum Sieg haben, sondern Defätismus, politischen und militärischen Widerstand oder noch schlimmer den Willen zur Niederlage zum Maßstab ihres Handelns machen, sind und bleiben für alle Zukunft Saboteure und Verbrecher für eine Truppe, die sich im Kampf um den Sieg einsetzt. Ich jedenfalls hätte es mir schwer verbeten, wenn der erste Generalstabsoffizier meiner Division im negativen Sinne Einfluß auf Erziehung, Geist und Gesinnung meiner Truppe genommen hätte. Ich hätte ihn davongejagt oder in kritischen Situationen vor ein Kriegsgericht gestellt. Generalstabsoffiziere sind ausgebildete Hilfsorgane einer willensstarken Truppenführung. Wer hier seine Kompetenzen überschreitet, ist für seine Stellung untauglich und sollte abgelöst werden. Der Fehler lag darin, daß Hilfsorgane sich Führungsaufgaben anmaßen durften, die ihnen nicht zustanden. Das ist im Grunde die Tragik und das Versagen von Männern wie Kluge und Rommel, daß sie aus falsch verstandener Kameradschaft und

als sogenannte Kavaliere es zu Kavaliersdelikten kommen ließen, die in Wahrheit Verbrechen waren. Hier liegt in Wirklichkeit ihre Schuld. Einer meuternden Truppe galt von jeher unsere Abscheu. Sie wird als wertlos betrachtet. Führungsorgane, die solches tun oder konspirativ planen, sind ebenso wertlos und verachtenswert. Der Soldat ist im Kriege eben kein normaler Bürger. Er hat seine ihm von der politischen Führung gestellte Aufgabe verantwortungsbewußt zu erfüllen. Wird er anders erzogen, so ist von vornherein seine Aufgabe in Frage gestellt. Man sollte dann auch den Mut aufbringen, ihn abzuschaffen. In jeder Armee stehen Begriffe wie Anstand, Treue, Ehre, Verläßlichkeit und Kameradschaft als ethische Werte obenan. Wer solche bewußt oder unbewußt verletzt, versündigt sich und stellt den Wert jeder Armee in Frage.

Sicherlich wären nach den Ereignissen des 20. Juli 1944 in Paris und Frankreich eine Vielzahl von Männern mehr „über die Klinge gesprungen", wenn nicht gerade in den Reihen der verhafteten SS andere Moralgrundsätze bestanden hätten, als die Widerstandskräfte sie vertreten haben. Über die Haltung der aus der Haft entlassenen SS-Führer schreibt v. Schramm: „Da war dieser merkwürdige Höhere SS- und Polizeiführer Frankreichs, Obergruppenführer Oberg. Er war nicht eben beliebt im Kommandostab, wie teilweise auch nicht im Kommandostab des Militärbefehlshabers. Aber in dieser Zeit beschämte er manchen seiner Gegenspieler. Es mag sein, daß er in anderen Dingen stur war, aber in diesem Falle hielt er sich an die ungeschriebenen Gesetze des kameradschaftlichen Anstandes. Es war ihm sicherlich nicht angenehm, daß der SD in der Nacht des 20. Juli keine sehr heroische Rolle gespielt hatte, aber es spricht für ihn, daß er auf jede Art von Rache verzichtete.

Sicherlich wußte Oberg von dieser Nacht mehr, als er sagte. Sicherlich hätte er sein Mütchen kühlen und manchen verderben können, nachdem er alle Zusammenhänge durchschaute. Doch offensichtlich entsprach das nicht seinem Charakter.

Oberg hatte von Anfang an einen Mann wie Blumentritt eingeschaltet und gab – ob halb oder ganz im Bilde, ist schwer zu sagen – einem Mitwisser die Chance, die Untersuchungen so abzustecken, wie dieser es brauchte."

Generalfeldmarschall Kluge sandte noch in der Nacht folgendes Fernschreiben an Adolf Hitler: „Der von ruchloser Mörderhand unternom-

mene Anschlag auf Ihr Leben, mein Führer, ist dank einer gütigen Fügung der Vorsehung mißlungen. Gleichzeitig im Namen der mir als Oberbefehlshaber West unterstellten drei Wehrmachtsteile beglückwünsche ich Sie und versichere ich Sie, mein Führer, unserer unwandelbaren Treue, was auch kommen mag."

Stülpnagel wurde fernmündlich zur Berichterstattung nach Berlin befohlen. Er ahnte sein Schicksal. Während seiner Fahrt ließ er auf den alten Schlachtfeldern bei Verdun halten, um sich selbst zu richten. Das mißlang. Er schoß sich ins Auge und mußte schwer verletzt ins Krankenhaus. Auch sein zweites Auge mußte herausoperiert werden Nach vierzehntägigem Lazarettaufenthalt wurde er nach Berlin überführt, aus der Armee ausgestoßen, vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt und hingerichtet. In jeder Armee der Welt wäre das gleiche Strafmaß die Folge seines Verhaltens gewesen.

DIE INVASIONSSCHLACHT IN FRANKREICH

Sabotage an der Invasionsfront durch die Abteilung „Fremde Heere West" des Oberkommandos des Heeres.

Der 20. Juli in Paris war, wie überall im Reich, ohne Blutvergießen und Bürgerkrieg vorübergegangen. Der mißlungene Staatsstreich aber ließ die Spitze eines Eisberges erkennen, der nicht nur die Merkmale des inneren Widerstandes gegen ein verhaßtes Regime, also Hochverrat, erkennen ließ, sondern auch den Landesverrat mit Hilfe des Feindes. In Frankreich ging die Invasionsschlacht mit unverminderter Härte weiter. Ich hatte am Anfang des vorstehenden Kapitels gesagt, daß Erfolg oder Mißerfolg der Invasion für Deutschland kriegsentscheidend war. Zur Untersuchung muß zunächst folgende Frage geklärt werden: War eine erfolgreiche Abwehr einer mit überlegener Streitmacht angelegten Invasion unter Berücksichtigung der Abnutzung unserer Kräfte an allen Fronten überhaupt noch möglich oder war das nur eine Illusion? Dazu möchte ich den Großadmiral Karl Dönitz aus seinem Buch „10 Jahre und 20 Tage", München 1958, auf Seite 344 eigenwörlich wiedergeben:

„Daß die Invasion trotz der feindlichen Luft- und Seeherrschaft nicht unbedingt hätte glücken müssen,

wenn die Ansicht Rommels und der Marine, daß der Gegner bereits an der Küste beim Landen geschlagen werden mußte, als einheitliche Auffassung durchgedrungen und der Ausbau der Verteidigung, der Dislozierung der Heeresverbände sowie ein Plan für den Verlauf der Operationen nach der Landung entsprechend vorbereitet worden wären,

wenn das Heer sich nicht auf die Annahme festgelegt hätte, daß der Gegner im Somme-Gebiet landen würde,

wenn Luftwaffe und Marine am Tage vor der Invasion und in der Nacht ihres Beginns mehr für die Aufklärung getan hätten, da doch in diesen Tagen wegen der Gezeiten eine feindliche Landung mit erhöhter Wahrscheinlichkeit erwartet werden mußte; und schließlich,
wenn sowohl das Oberkommando West als auch Hitler die erfolgte Landung in der Seine-Bucht sofort als die Hauptinvasion angesehen hätten."
Demnach steht also fest, daß eine erfolgreiche Abwehr möglich war. Wenn dem aber so ist, gilt es die Gründe zu untersuchen, warum die Schlacht verlorenging und wer dafür die Verantwortung trägt. Es wäre besser gewesen, sich nach dem Kriege nicht mit dem Widerstand zu brüsten und diesen mit einem Glorienschein zu bemänteln. Für die deutsche und europäische Zukunft wäre es nützlicher, wenn man sich um eine objektive Aufklärung des Mißlingens vieler Operationen bemühen würde, die letztlich zur verhängnisvollen Zerschlagung Europas geführt und die derzeitige Unsicherheit für unsere Zukunft geschaffen haben.
Es wäre sinnvoller, die Geschichte nicht immer unter dem Blickwinkel Hitler und „Nazi"-Deutschland zu sehen und uns Europäern dauernd Sand in die Augen zu streuen, um uns so blind für die auf uns zukommenden Gefahren zu machen. Unbestreitbar ist, daß die gelungene Invasion der Beginn der Zerschlagung Europas und damit die Geburt der sowjetischen Weltmacht gewesen ist; denn ohne die Bindung starker deutscher Kräfte im Westen stünden die Sowjets heute nicht inmitten Europas.
In den beiden letzten Absätzen seiner Lagebeurteilung schneidet Dönitz das Hauptproblem bereits an. „Wo blieb unsere Aufklärung gegenüber dem Feind?" So wie anderthalb Jahre zuvor der Verlust der Schlacht um Stalingrad auf mangelnde Aufklärung durch „Fremde Heere Ost" unter dem sagenumwobenen General Gehlen eingeleitet wurde, so war es hier „Fremde Heere West" unter Führung von Oberst i. G. Alexis Freiherr v. Roenne und seinem Mitarbeiter Oberstleutnant Roger Michel, die wesentlichen Anteil an dem Verlust der Invasionsschlacht hatten. Hier muß man weiter ausholen, um die verhängnisvolle Rolle beider Verräter um die Fehlbeurteilung der Lage durch Hitler und Jodl begreifen zu können. Es geht hier um die Frage, weshalb nach den ersten alliierten Anfangserfolgen bei der Landung nicht alle verfügbaren Kräfte eingesetzt wurden, um die Alliierten wieder ins Meer zu treiben?

Oberst Roenne stand zunächst bei Hitler in hohem Ansehen, da er mehrfach sehr scharfsinnige und zutreffende Lagebeurteilungen abgegeben hatte. So auch vor dem Polenfeldzug, als Hitler sich wegen der Übergriffe und Morde an Deutschen zum militärischen Eingreifen entscheiden mußte. In dieser Studie hieß es zutreffend, daß die Westmächte England und Frankreich „zwar mobilmachen, aber Deutschland während des Vorstoßes nach Polen nicht angreifen" würden. Dies war für Hitler der Grund, das Problem Polen blitzartig zu lösen, um dann zu Friedensverhandlungen mit einem langjährigen Ergebnis zu kommen. Auch die zweite von Roenne erstellte Feindbeurteilung vor dem Westfeldzug war richtig. Sie besagte, „daß, wenn die deutschen Panzerdivisionen die Maas zwischen Givet und Sedan überschreiten und den Gegner angreifen würden, die französische Armee zusammenbrechen werde". Diese Umstände wurden ausdrücklich von Oberstleutnant Liß, dem damaligen Sachbearbeiter, dem amerikanischen Schriftsteller Anthony Cave Brown in einer Befragung nach dem Kriege bestätigt.
Für seine hervorragenden Lagebeurteilungen wurde Roenne, der Baltendeutscher war, vom Führer mit dem Deutschen Kreuz ausgezeichnet. Er meldete sich vor dem Rußlandfeldzug freiwillig an die Front, wurde im Nordabschnitt eingesetzt und hoffte, für seine Familie seine Güter in Lettland wiederzuerhalten. Er wurde verwundet, kam nach einem langen Lazarettaufenthalt wieder zur Heeresabteilung „Fremde Heere West" zurück und wurde nunmehr ihr Chef. Das war eine wichtige und einflußreiche Stellung. Alle Aufklärungsergebnisse über die Westmächte landeten auf seinem Schreibtisch. Es nimmt daher nicht Wunder, daß die Widerstandskämpfer und Saboteure alles versuchten, auf diese Schlüsselpositionen Einfluß zu gewinnen. Dazu kam noch, daß er Canaris hoch schätzte und mit General Oster befreundet war. Auch kannte er Stauffenberg von der Kriegsakademie her. So ist es erklärlich, daß er automatisch in eine Atmosphäre geriet, die sich für ihn sehr unheilvoll auswirken sollte. Auch bewies sich wieder einmal, wie gefährlich und unheilvoll eine solch defätistische Umgebung mit Verschwörergedanken von einer unbestechlichen und dem Sieg gewidmeten Arbeit abzulenken vermögen.
Ende 1943 wurde ihm als Chef der Gruppe England der Oberstleutnant Roger Michel untergeschoben, von dem man befürchten mußte, daß er in

englischen Diensten stand, weil seine Mutter Engländerin war. Bezeichnend ist, daß man ihn nach vorzeitiger Entlassung aus der Gefangenschaft in amerikanischer Uniform sah. Oder sollte ihn Gehlen angeworben haben? Jedenfalls erklärte Michel, daß er zum amerikanischen Nachrichtendienst C.I.C. gehöre. Auch Gehlen rechnete sich nach eigenen Angaben zum Widerstand. Hat er als solcher auch zum Verlust des Krieges beigetragen? War dies der Lohn und die Anerkennung seiner Verdienste durch die Alliierten? Alles Fragen, die bei unseren Verschwörern durchaus berechtigt sind.

Hier geht es um die Beurteilung der Feindkräfte und die Anzahl der für die Invasion zu erwartenden Großverbände. Natürlich war es nicht leicht, durch in England eingesetzte Agenten verläßliche Informationen zu erhalten, zumal eine starke Abwehrorganisation und entsprechende Stör- und Tarnmaßnahmen englischerseits getroffen waren. Trotzdem war Roennes Beurteilung der Feindlage Anfang 1944 richtig, wonach er schlüssige Beweise dafür habe, daß die Alliierten noch in diesem Jahr den entscheidenden Schlag auf keinen Fall auf dem Balkan, sondern in Frankreich führen würden. Am 2. Februar entstand ein zweiter Bericht, der lautete: „Für 1944 ist seitens der Alliierten auf jeden Fall außerhalb des Mittelmeerraums eine Operation geplant, die die Entscheidung bringen soll. Diese Operation soll mit allen verfügbaren Kräften von England aus erfolgen und wird unter dem Tarnnamen ‚Overlock' vorbereitet. Truppenbewegungen und Verteilung der feindlichen Streitkräfte zeigen klar an, daß England der Ausgangspunkt der Operation sein wird."

Diese wichtige Information war nur deshalb möglich, weil die allgegenwärtige deutsche Funkaufklärung mit modernsten Abwehrtechniken dies feststellte. Dabei wurde, trotz Tarnung, deutlich eine Abnahme des Funkverkehrs aus dem Mittelmeerraum zugunsten der britischen Insel ausgemacht. Anfang 1944 wurde ebenfalls eine Verschiebung der Offensivstreitkräfte gemeldet, und zwar insbesondere die Verlegung des amerikanischen Eliteverbandes, der 82. Luftlandedivision, von Italien nach England sowie Anlandungen neuer Verbände aus Amerika. Roenne als Fachmann wußte sehr genau, daß man einen Funkverkehr auch vortäuschen und damit für den Gegner ein gewolltes Feindbild erzielen kann. Er kannte sogar das alliierte Unternehmen „Quecksilber", das ausschließlich von

Südostengland als Täuschungsmanöver aufgezogen war. Soweit alles schön und gut.

Die deutsche Führung war seit Beendigung des Frankreichfeldzuges Canaris und seiner Abwehr gegenüber mißtrauisch geworden und ließ deshalb alle Meldungen vom SD überprüfen, bevor sie Hitler vorgelegt wurden. Oft war es so, daß der Sicherheitsdienst derartige Meldungen um die Hälfte der angegebenen Verbände reduzierte und dabei sachlich das richtige traf. Diesen Umstand nutzte nun der zwielichtige Oberstleutnant Michel aus, um das offensichtliche englische Verwirrspiel mitzumachen, nämlich die englischen Streitkräfte stärker zu machen als sie waren. Er nutzte die zweifellos bestehenden Differenzen der beiden Nachrichtendienste dazu aus, seinen Vorgesetzten Roenne von der Richtigkeit seiner Idee zu überzeugen, die gemeldeten Feindverbände einfach zu verdoppeln, da ja stets diese Zahl um fünfzig Prozent vom SD verkleinert würde. Er machte Roenne dieses gefährliche Spiel damit schmackhaft, daß angeblich „Fremde Heere West" immer unglaubwürdiger werde, wenn die vom SD reduzierten Angaben tatsächlich akzeptiert und damit der Nachweis erbracht würde, daß die Nachrichtenquellen des SD zuverlässiger seien. Es erscheint fast unverständlich, daß ein so intelligenter Mann wie Roenne sich auf diesen, vielleicht im Augenblick faszinierenden Vorschlag einließ. Er verletzte damit alle Grundsätze, die einer so wichtigen Behörde angemessen waren. Die verhängnisvollen Folgen traten dann auch sofort ein. Sei es aus welchen Gründen auch immer, die nächste erhöhte Meldung ging ungekürzt an Hitler weiter.

So ging man im Hauptquartier davon aus, daß sich in England fünfundachtzig bis neunzig alliierte Divisionen versammelt hatten, darunter sieben Luftlandedivisionen. Der Wirklichkeit entsprachen fünfunddreißig Divisionen, drei Luftlandedivisionen eingeschlossen. Der ersten Sünde mußte die zweite folgen. Als man nämlich Beweise für diese übertriebene Meldung verlangte, wurden einfach Angaben aus Pressemeldungen, sonstigen Berichten und aus dem Spielmaterial des englischen Funkspiels „Quecksilber" als reale Meldungen weitergeleitet.

Durch die unglaubliche Manipulation, die praktisch Hand in Hand mit den Alliierten zustande gekommen war, wurde das OKW getäuscht. Statt der ausgemachten fünfunddreißig Divisionen wurden fünfundachtzig

Divisionen auf der Lagekarte des OKW eingezeichnet. Das aber war die tiefere Ursache, daß Hitler und Jodl nach der Invasion in der Normandie zu Recht mit einer noch größeren und entscheidenderen Invasion rechnen mußten und sich lange sträubten, eine Entblößung der Kanalküste an anderer Stelle vorzunehmen. Damit wurde verhindert, daß der gelandete Feind in der Normandie mit schnell zusammengefaßten Kräften, die genügend vorhanden waren, wieder ins Meer zurückgetrieben oder vernichtet werden konnte. Eisenhower hat dies immer wieder befürchtet und im Bereich des Möglichen gehalten.
Paul Carell schreibt auf Seite 223 in „Sie kommen“: „Selbst Eisenhower war von der Sorge beherrscht, wenn die Deutschen ihre Infanterie aus Südfrankreich heranschaffen – und die Zeit dazu hatten sie –, dann ist nicht abzusehen, was geschieht. Dann sind vielleicht die Alliierten noch bei Anbruch des Winters in ihren Brückenköpfen festgenagelt, ohne Möglichkeit zu großräumigen operativen Bewegungen. Dann wird das Wetter schlecht und schaltet die Bomber, vor allem die Jabos, aus. Damit aber wäre die entscheidende Waffe auf alliierter Seite aus dem Spiel. Ausmanövriert vom General Winter! Das waren die trüben Gedanken der alliierten Stäbe. Das böse Wort von der ‚Erstarrung der Front‘ ging um.“
Anthony Cave Brown berichtet in „Die unsichtbare Front“ auf Seite 467 hinsichtlich der Tätigkeit Roennes: „Damit hatten die Alliierten einen unfreiwilligen Verbündeten gefunden. Seine Übersicht über die alliierten Truppenstärken in England vor dem Tag der Landung stimmte in jeder Hinsicht mit dem Aufmarschplan von ‚Quecksilber‘ überein. Im Mai wurde die fiktive ‚FUSAG‘, die sogenannte Geisterarmee, in Südostengland für den Führer und das OKW zur Realität, und Roenne konnte nichts mehr unternehmen, um diesen Eindruck aus der Welt zu schaffen.
Roenne mußte diese Intrige (schändlicher Landesverrat wäre der richtige Ausdruck, d. Verf.) mit dem Leben bezahlen. Der Mann aber, der die Idee ausgebrütet hatte, Oberstleutnant Roger Michel, kam davon . . . Roenne und Michel haben gemeinsam dazu beigetragen, das feingesponnene Netz zu vollenden, mit dem die Alliierten das Unternehmen ‚Neptun‘ zu verschleiern suchten, ein Netz, in das auch Hitler geriet und das alle seine Anstrengungen zur Abwehr der Invasion zunichte machte.“

Paul Carell bestätigt in „Sie kommen“ auf Seite 205 dieses verräterische Zahlenspiel. Er zitiert den australischen Kriegsberichterstatter Chester Wilmot: „Beim Fall von Cherbourg befanden sich 25 britische und amerikanische Divisionen im Landekopf. Im Vereinigten Königreich warteten 15 Divisionen auf die Einschiffung nach der Normandie und 6 in der Ausbildung begriffene als Verstärkungsdepots für die britische Armee an allen Fronten. Der deutsche Nachrichtendienst berichtete seiner Führung jedoch: Der Feind hat im Landekopf 27 bis 31 Divisionen und eine große Zahl von Heerestruppen aller Art eingesetzt. In England stehen noch 67 große Verbände bereit, von denen mindestens 57 bei einem Großunternehmen eingesetzt werden können.

Die 42 nicht vorhandenen Divisionen, die der deutsche Geheimdienst in Eisenhowers Reserven einreihte, waren das Ergebnis britischer Kriegslist und deutscher Begriffsstutzigkeit. (Hier irrt Carell. Es war der Verrat Roennes und Michels, d. Verf.) Es war den Agenten der Alliierten ein leichtes, bei den deutschen Agenten eine bis zur Lächerlichkeit übertriebene Aufmarschstärke an den Mann zu bringen, fanden sich doch in der Nachrichtenabteilung des OKH bereitwillige Abnehmer. Diese untergeschobenen Divisionen umnebelten das Urteilsvermögen des deutschen Oberkommandos und trugen dazu bei, seine Strategie zu verzerren. Cherbourg war die erste Frucht dieser ‚verzerrten Strategie‘. Sie sollte nicht die einzige bleiben.“

Dieser schändliche Verrat hatte zur Folge, daß die reichlich vorhandenen Reserven nicht oder nicht zeitgerecht eingesetzt wurden, weil man gegen den Pas de Calais die entscheidende Hauptinvasion erwartete. Wenn trotz örtlicher deutscher Unterlegenheit der Durchbruch der Alliierten nicht leicht wurde und mit größten Blutopfern erkämpft werden mußte, ist das ausschließlich das Verdienst der tapfer kämpfenden Fronttruppen, die um einen möglichen Sieg von deutschen Verrätern betrogen wurden. Das ist auch der Grund, weshalb der 20. Juli nie Eingang in die Herzen des deutschen Volkes gefunden hat und noch weniger in der Zukunft finden wird. Denn dieser Verrat hat Hunderttausenden deutscher Söhne umsonst das Leben gekostet. Er war ein Dolchstoß in den Rücken der deutschen Truppe. Dies wird die Geschichte von Tag zu Tag mehr erhärten.

Die manipulierte Fehlbeurteilung der vorhandenen Streitkräfte der

Alliierten war ein entscheidender Grund für unsere Niederlage bei der Invasion und für den späteren Verlust Frankreichs, Belgiens und Hollands.

Keine rechtzeitige Alarmierung der Truppe

Seit Monaten wartete die deutsche Westfront auf die Invasion. Als diese dann endlich kam, war man überrascht und nur bedingt abwehrbereit. War das nur Leichtfertigkeit oder Sorglosigkeit oder spielten auch hier die Sabotage und der Verrat eine wichtige Rolle? Es steht heute einwandfrei fest, daß das Oberkommando West mit dem bei Invasionsbeginn noch zuständigen Generalfeldmarschall von Rundstedt den Angriffstermin auf den Tag genau kannte.
Bekanntlich hat das Oberkommando der Alliierten seit geraumer Zeit die SOE, eine Geheimorganisation für Sabotage und Nachrichtenbeschaffung in Frankreich, ins Leben gerufen. Diese Sabotagetruppen waren für den Fall einer Invasion aktiv für den Kampf im Rücken der deutschen Front eingeplant. Sie sollten deutsche Kommandostellen überfallen, Brücken, Straßen und Kreuzungen sprengen oder verminen. Insbesondere galt es, durch Hunderte von Sprengungen das Bahnnetz lahmzulegen, um somit deutsche Truppenverschiebungen zu erschweren. Dies war ein Partisanenkampf, der naturgemäß auch entsprechende Gegenmaßnahmen herausforderte, über die man sich heute nicht mehr aufregen sollte, da sie gerechtfertigt waren. Vor allem galt es,Sabotage an den Fernsprechleitungen zu verüben, um damit die Führungsmöglichkeiten lahmzulegen. Diese Sabotagetrupps waren gut ausgerüstet und mit genügend Waffen und Sprengstoff versehen, die nachts über den Kanal kamen und in Fallschirmbehältern abgeworfen wurden. Bei aller nachträglichen Heroisierung waren diese Partisanenverbände kaum eine ernst zu nehmende Gefahr für die deutsche Truppe. Die Leidtragende war, wie üblich, die friedliche Bevölkerung, die sich durchweg von diesem Kampf distanziert hat. Deshalb sind auch größere Gegenaktionen der deutschen Truppe verhältnismäßig selten gewesen.

Schwierig für diese Partisanenverbände war die einheitlich gezielte Führung. Für die Invasion aber war die zeitliche Aktivierung dieser Geheimorganisation von Wichtigkeit. Aus diesem Grunde hatte die Führung in London mit den Chefs dieser Einheiten vereinbart, an jedem 1., 2., 15. und 16. des Monats die französischen Sendungen des BBC abzuhören und auf ein bestimmtes Codewort zu achten. Vereinbart war ein Vers des Gedichtes von Paul Verlaine, das wie folgt lautet:

„Les sanglots longs des violons de l'automne
blessent mon coeur d'une langueur monotone."

Wenn zwischen anderen Meldungen die erste Zeile obigen Gedichts verlesen wurde, hieß das, daß die Invasion bevorstehe. Beim Verlesen der zweiten Zeile stand fest, daß die Invasion in den nächsten 48 Stunden kommt. Naturgemäß setzte nach Bekanntgabe dieser Information ein gespanntes Abhören der Radiomeldungen des BBC seitens der französischen Sabotageeinheiten ein. Aber nicht sie allein warteten gespannt auf die Verlautbarung der genannten Zeilen, sondern auch der Deutsche Nachrichtendienst. Einer der Mitwisser dieser französischen Organisation arbeitete in deutschen Diensten und hatte sein Geheimnis preisgegeben. Neben anderen hatten Spezialisten der 15. deutschen Armee unter Führung des Generalobersten Salmuth im Hauptquartier Toutcoing – die Armee war zwischen Seine und Maas eingesetzt – die Zeilen des für den Beginn der Invasion vereinbarten Gedichtes abgehört und weitergemeldet. Der Historiker Paul Carell hat das Kriegstagebuch der 15. Armee später nachgeprüft und dort die exakten Eintragungen nachgelesen. Er schreibt in „Sie kommen" auf Seite 17:

„Das Kriegstagebuch der 15. Armee enthält am 5. Juni 1944 fünf Eintragungen. Die erste sagt, daß die Nachrichtenstelle den ersten Teil des Verlaine-Verses ‚Les sanglots longs des violons de l'automne' am 1., 2. und 3. Juni abgehört hat. Die zweite Eintragung berichtet unter der Uhrzeit 21.15 Uhr: ‚Zweite Hälfte des Spruches blessent mon coeur d'une langueur monotone abgehört'.

Die dritte, vierte und fünfte Eintragung um 21.30 Uhr, 22.00 und 22.15 Uhr lassen geradezu die dramatische Erregung des Schreibers erkennen. Sie besagen, daß die sensationelle Nachricht, das große Geheimnis, an den Chef der 15. Armee, den Oberbefehlshaber West, an die General-

kommandos, die Flakdivision, die Befehlshaber in Belgien und Frankreich sowie an die Heeresgruppe B (also Rommel-Speidel) und an das OKW in Rastenburg weitergegeben wurde. Spätestens um 22.15 Uhr am 5. Juni wußte das OKW, wußten Feldmarschall Rundstedt, der Marinegruppenstab in Paris und die Heeresgruppe Rommel, daß die Invasion bevorstehe.

Noch war kein Schuß gefallen. Von den englischen Flugplätzen starteten gerade die Bomber, und die Transporter mit den Landetruppen rollten zu den Startbahnen. Piloten und Fallschirmjäger glaubten alle an ihr Geheimnis. Doch ihr Geheimnis war schon enthüllt.

Aber keine Sorge – es schadete nichts. Ein großer Aufwand war vertan, der erste Sieg vom deutschen Oberkommando verschenkt. Generaloberst Salmuth versetzte zwar seine 15. Armee, die nicht im Bereich der kommenden Geschehnisse lag, sofort in höchste Alarmbereitschaft. Aber sonst geschah nichts – gar nichts. Die Heeresgruppe B (Rommel war zum Geburtstag seiner Frau nach Hause gefahren, Speidel feierte auf seinem Gefechtsstand mit geladenen Gästen) alarmierte ihre 7. Armee (sie traf die ganze Invasion in voller Schwere) *nicht* und ließ sie Stunden später ahnungslos das Opfer des mächtigsten Angriffs der Kriegsgeschichte werden. Das 84. Korps, gegen dessen Küstendivisionen sich die ersten Luft- und Seelandungen richteten, wurde der Überraschung preisgegeben. Weder der Seekommandant Normandie, Admiral Hennecke, noch seine wichtigsten Küstenbatterien und Radarstationen wurden alarmiert. Rommel wurde nicht sofort aus Herrlingen zurückgerufen. Seine Heeresgruppe blieb vierzehn entscheidende Stunden ohne ihren Kopf, ohne die treibende, alles beherrschende Kraft. Der Chef des Stabes, Speidel, war auf sich selbst gestellt.

General Jodl im Führerhauptquartier kann man zubilligen, daß er der Meinung war, Feldmarschall von Rundstedt werde den Alarm auslösen. Aber er tat es nicht, weil er nicht an die Invasion glaubte. Das amerikanische Standardwerk über die Geschichte der Invasion zitiert ein Wort aus seinem Stabe: ‚General Eisenhower kündigt doch nicht die Invasion über die Sendungen des BBC an.' Man glaubte die Information einfach nicht. Eine Gedichtzeile von Verlaine – lachhaft! Warum sich allerdings auch der Generalstab der Heeresgruppe B (verantwortlich allein Speidel, d.

Verf.) von dieser souveränen Verachtung psychologischer Kriegführung leiten ließ und nicht von sich aus seine Korps und Divisionen alarmierte, bleibt ungeklärt! So blieb der Sieg der deutschen Abwehr ohne Frucht. Die Nacht vom 5. zum 6. Juni verlief in Routinearbeit, Sorglosigkeit und nicht selten im gemütlichen Frohsinn."

Bekanntlich wurde Speidel später degradiert. Das hinderte Bonn nicht, ihn wieder in der Bundeswehr aktiv werden zu lassen. Er brachte es immerhin zum Oberbefehlshaber der NATO-Landstreitkräfte Europa-Mitte. Inzwischen ist er dort aber ausgeschieden.

Aber die nicht zu entschuldigenden Versäumnisse gingen weiter. Rommel wurde von Speidel nicht etwa in der Nacht noch angerufen, sondern erst am nächsten Morgen, als die Landung der Truppen in vollem Gange war. Bezeichnend für die ganze Situation ist ein Bericht der „Deutschen Wochenzeitung" von 11. 1. 1974 vom Oberst a. D. Hans Oelze des Sicherungsregiments auf der Kanalinsel Guernsey:

„Am Abend des 5. Juni liegt auf der von der deutschen Wehrmacht eroberten englischen Kanalinsel Guernsey eine Luftnachrichtenkompanie, ausgestattet mit den besten damals verfügbaren Ortungsgeräten der Typen ‚Freya' und ‚Würzburg'. Gegen 22.40 Uhr tauchen auf ihren Bildschirmen in regelmäßigen Formationen und in gleichen Abständen viermotorige Lancasterbomber auf; hinter jedem Flugzeug ist im gleichen Abstand ein anderer Flugkörper zu beobachten, der bald als Lastensegler ausgemacht werden kann.

Insgesamt werden hiervon 180 Gespanne von dieser einen Luftnachrichten-Kompanie geortet . . . Der Kompaniechef will – verantwortungsbewußt – seiner Sache ganz sicher sein, ehe er Alarm schlägt. Deshalb bittet er den Kommandanten eines benachbarten Sicherungsregiments des Heeres in seinen Beobachtungsstand, der sogleich bestätigt, daß es sich nicht um ein Hirngespinst überreizter Nerven handelt.

Kurz entschlossen überspringt der Oberst alle zuständigen Stellen seines langen Dienstweges und läßt sich sofort mit dem vorgesetzten Generalkommando seines Korps in St. Lô (normannische Küste) verbinden. Er verlangt den Chef des Stabes. Dieser ist unerreichbar. Er will nun den ersten Generalstabsoffizier (Ia) sprechen. Abwesend. Von Not geplagt, verlangt der Oberst den Kommandierenden General persönlich . . .

Dann platzt ihm der Kragen: Einer der Herren sei in Paris zu einer Besprechung bei der Heeresgruppe, der andere zu einer Geburtstagsfeier und einer überhaupt in Urlaub, bedeutet ihm der Offizier vom Dienst, ein Ordonnanzoffizier.

Der Oberst befiehlt, ja beschwört ihn, unverzüglich Luftalarm auszulösen; denn nach seinem sicheren Eindruck vollziehe sich in den nächsten Minuten eine große Landeoperation auf dem Festland. Der Offizier vom Dienst verspricht sein Möglichstes zu tun . . .

Etwa zwanzig Minuten danach meldet sich das Generalkommando zurück. Die Herren des Stabes wünschten dem Kameraden auf der Insel eine gute Nacht und rieten ihm, nur keine Gespenster zu sehen und die Pferde nicht wild zu machen . . .

Weitere zwanzig Minuten später meldet sich das Generalkommando, und zwar der Ia, ganz aufgeregt, nun selbst an der Strippe: ‚Sie haben recht gehabt. Große Luftlandungen hinter der ganzen Front. Alarm!' So wurde die Abwehr der anglo-amerikanischen Invasion um mindestens dreißig entscheidende Minuten – und auf diese kam es an – verzögert. Die Lancester konnten ohne Gegenwehr ihre Fallschirmjäger zur Sicherung der Landestellen absetzen und die Lastensegler danach völlig ungestört hinter der Frontlinie landen."

Festzuhalten bleibt, daß die zwischen Seine und Maas stehende, also von der Invasion nicht betroffene 15. Armee alarmiert und voll abwehrbereit war, während da, wo es darauf ankam, also im Abschnitt der 7. Armee mit dem hauptbetroffenen 84. Korps, der Alarm ausblieb. Rommel war nicht da, obwohl die Verlaine-Verse auch ihm bekannt waren. Mit seiner leichtfertigen Reise sabotierte er selbst seine Vorwärtsverteidigung. Er verließ sich auf einen Mann, dem Friedensverhandlungen wichtiger erschienen als ein Abwehrerfolg, der wertvolle Zeit vordringlich mit Umsturzplänen verbrachte und nicht mehr an den Sieg glaubte. Es ergibt sich hier die historisch wichtige Frage, ob er etwa deshalb Oberbefehlshaber der NATO-Landstreitkräfte Europa-Mitte wurde, weil er damals seinen Freunden, den Alliierten, entscheidend geholfen hatte.

Es ist an der Zeit, daß das Geheimnis Speidels, weshalb von ihm die 7. Armee nicht rechtzeitig alarmiert worden ist, vorrangig geklärt wird. Dies kann nie ein Gericht tun, sondern dafür wäre ein Ehrenhof ehemaliger

Offiziere zuständig, wie es einmal Brauch nach den Befreiungskriegen war. Die Klärung müßte deshalb ernsthaft geschehen, da Speidel nach dem 20. Juli verhaftet wurde. Der Grund war die Beschuldigung, die 7. Armee mit Absicht nicht alarmiert zu haben, um die Landung der Alliierten und ihren unverzüglichen Durchmarsch durch Frankreich ins Reichsgebiet nicht unnötig zu erschweren. So nachzulesen bei Anthony Cave Brown auf Seite 600 in „Die unsichtbare Front". Er fügte hinzu: „Später liefen Gerüchte um, die Alliierten, hauptsächlich die Amerikaner, hätten ihn nach dem Krieg mit einem NATO-Oberkommando dafür belohnt."
Bislang wurden immer geschichtliche Vorgänge aus Gründen der Vergangenheitsbewältigung im zersetzenden Sinne von Linksintellektuellen, wie Hochhut, in wenig schöner Form in die Öffentlichkeit gebracht. Der Fall Filbinger war eines dieser Beispiele, bei denen sogar absolute Unrichtigkeiten nachgewiesen werden konnten. Ich meine, auch rechtschaffene Deutsche, die ihre Liebe zum Vaterland unter Beweis gestellt haben, sollten das gleiche Recht haben, geschichtliche Versäumnisse und Verratsdelikte der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Wir werden daran ermessen können, ob es in dieser angeblich so freiheitlichen Demokratie noch gleiches Recht und gleiche Pflichten gibt.
Erst unlängst bekam ich von meinem Buchhändler nach großen Schwierigkeiten ein schon längst bestelltes Buch eines Ausländers, eines amerikanischen Professors. Dabei liegt ein gelber Zettel: „Kurzfristig wurden jetzt langjährig auf dem Markt befindliche wissenschaftliche Standardwerke auf den ‚Index für jugendgefährdende Schriften' gesetzt. Die ‚Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften' in Bad Godesberg verfügte damit, daß diese Bücher ‚der Wissenschaft nicht dienen'." Also gibt es heute keine freie Meinungsbildung, schon gar nicht freie Meinungsäußerung mehr, ohne daß deutsche Gerichte „genötigt" werden. Es fragt sich daher, ob die heute so verfemten „Bücherverbrennungen im Dritten Reich" von Goebbels nicht ehrlicher waren als die hinter- und untergründigen Verbote heute. Ich werde jedenfalls nicht mehr schweigen. Das habe ich früher nicht getan und gedenke es auch heute nicht zu tun. Es ist an der Zeit, daß gegen die Geschichtsverfälschungen und die perversen Umerziehungsmethoden endlich Front gemacht wird, um der Erziehung der deutschen Jugend in der Verneinung Einhalt zu gebieten. Oder ist das

heute nicht mehr möglich? Dann lohnt es sich auch nicht mehr, in Deutschland zu leben.
Nach Feststellungen des Historikers David Irving geht aus dem Tagebuch des Vizeadmirals Ruge hervor, daß Speidel an der Abendveranstaltung am 5. Juni in Rommels Hauptquartier teilgenommen hat, um 01.00 Uhr „in die Koje" gegangen ist, um drei Stunden zu schlafen. Es ist schon merkwürdig, daß ausgerechnet am Vorabend eines so schicksalhaften Tages Speidel zu einer Abendgesellschaft geladen hatte, an der sein Schwager Dr. Horst und Rommels Freund Ernst Jünger teilnahmen. Praktisch war dies eine geheime Verschwörerzusammenkunft, in der nach Speidels Aussage der Entwurf Jüngers für eine Waffenstillstandsverhandlung mit den Alliierten besprochen werden sollte. Angeblich hatte Rommel Jünger mit dieser Arbeit beauftragt. Hier erkennt man die Tragödie. An der Küste und im Hinterland war den nichtsahnenden Soldaten eine Galgenfrist von nur wenigen Stunden zum Sterben gesetzt, im Stabe Speidel trieb man zu dieser Zeit lähmende Hasardpolitik, die jeglichen Willen zur Annahme der Herausforderung dieses Entscheidungskampfes vermissen ließ.
Wie schon ausgeführt, war Speidel vom Alarmzustand der 15. Armee unterrichtet worden. Er aber ließ keinen Alarm auslösen. Der Speidel unterstellte Nachrichtenchef Oberst Staubwasser bezeugt, daß ihm um 22.00 Uhr vom Nachrichtengeneralstabsoffizier der 15. Armee die Abhörung des Verlaine-Stichwortes und die darauf erfolgte Alarmierung der Armee telefonisch gemeldet wurde. Staubwasser hat dies sofort Speidel mitgeteilt. Angeblich will Speidel die Bedeutung des Stichwortes nicht gekannt haben. Entweder ist dies eine glatte Lüge oder ein Versäumnis einer leichtfertig unterlassenen Orientierung. Er ließ durch Staubwasser bei Rundstedt im Hauptquartier nachfragen. Später machte Staubwasser bei einem Verhör folgende Aussage: „Bei diesem Telefongespräch, das ich persönlich führte, übermittelte ein Stabsoffizier im besonderen Auftrag den Befehl des OB West, von einer Alarmierung der Gesamttruppen abzusehen."
Die Frage erhebt sich, wer war hier der Stabsoffizier im besonderen Auftrag? Wer sich mit den Gepflogenheiten hoher Stäbe auskennt, weiß, daß ein solcher Vorgang unmöglich ist. Denn es handelt sich nicht um irgendeine belanglose Meldung und Auskunft, sondern um einen höchst wichtigen Vorgang. Ich halte es für völlig ausgeschlossen, daß ein ausgewachse-

ner Oberst und dazu noch Generalstabsoffizier von einem Unbekannten eine solche Weisung entgegennimmt und sich damit abspeisen läßt. Im übrigen war für diesen Anruf allein der Nachrichtenchef des Oberbefehlshabers zuständig, den Staubwasser kennen mußte.

Völlig im Gegensatz zu dieser Schilderung des Sachverhalts stehen die Forschungen des Amerikaners Brown in „Die unsichtbare Front" auf Seite 598: „Warum sah der Oberbefehlshaber West von einer Alarmierung der Gesamttruppe ab, obwohl er die Bedeutung der Verlaine-Zeilen kannte? Dies blieb eines der undurchdringlichsten Geheimnisse des Krieges.

Oberst Bodo von Zimmermann aus Rundstedts Stab behauptete später, alle Truppen im Westen seien in Alarmbereitschaft versetzt worden. Den Amerikanern, die ihn nach dem Krieg verhörten, erklärte er: ‚Am 5. Juni, um 21.15 Uhr, brachte der Nachrichtenoffizier Meyer-Detring die alarmierende Meldung, daß der feindliche Rundfunk mehrere Male ein Stichwort gesendet hatte, das die Widerstandsbewegung in ganz Frankreich zum sofortigen Aufstand aufrief. Die Meldung wurde deshalb sehr ernst genommen. Rundstedt ordnete an, daß diese Meldung mit einer allgemeinen Warnung an alle Einheiten und Dienststellen in seinem Befehlsbereich weitergegeben wurde.' Und dann fügte er in bezug auf Zimmermann an, und da seine vorzeitige Entlassung aus alliierter Kriegsgefangenschaft in gewisser Beziehung vom Wahrheitsgehalt seiner Aussage abhing, darf man sie als eine Art Zeugenaussage betrachten: ‚Die Heeresgruppe B, der diese Meldung bekannt war, erhielt von Rundstedt den Befehl, Alarmstufe II, die höchste Alarmstufe, für ihren ganzen Befehlsbereich anzuordnen . . .' Kurz nach Mitternacht war dieser Prozeß laut Zimmermann abgeschlossen – also noch ehe irgendwelche Berichte über eine Landung in Frankreich eingegangen waren. Demnach hätten sich alle deutschen Streitkräfte im Westen, einschließlich Marine und Luftwaffe, im Zustand höchster Alarmbereitschaft befinden müssen, als die ersten alliierten Fallschirmjäger absprangen, was aber nicht der Fall war."

Wenn Zimmermann mit seinen Aussagen die Wahrheit gesagt hat, heißt das ohne Zweifel, daß die Aussagen Speidels und Staubwassers unrichtig sind. Das aber würde bedeuten, daß man im Stabe Speidels ein sehr

schlechtes Gewissen gehabt haben muß. Hat dieses schlechte Gewissen vielleicht etwas damit zu tun, daß es ihm gar nicht mehr um einen ernsten Widerstand gegen eine Landung ging, als vielmehr um Beendigung der Kampfhandlungen, praktisch um eine Kapitulation?

Die unterschiedliche Beurteilung der Wetterlage

Die Landung an der Kanalküste hing von zwei Hauptfaktoren ab, nachdem die Vorbereitung und Bereitstellung der dafür vorgesehenen Kräfte beendet worden war: Von den Gezeiten und dem Wetter. Daß die Vorbereitung der Alliierten für eine Landung abgeschlossen worden war und die Gezeiten in den Tagen um den 6. Juni herum für eine Landung in den frühen Morgenstunden als günstig angesehen werden mußten, konnte auch dem Oberbefehlshaber West und der betroffenen Heeresgruppe B nicht entgangen sein. Schon dieser Umstand hätte eine erhöhte Wachsamkeit und Abwehrbereitschaft erzwingen müssen. Auch lassen es diese Tatsachen einem Kritiker unverständlich, ja unverantwortlich erscheinen, daß der Feldmarschall Rommel es für richtig hielt, gerade zu diesem Termin dem Führer einen kritischen Vortrag halten zu müssen, wobei er das Angenehme, nämlich den Geburtstagsbesuch bei seiner Frau, mit dem Nützlichen verbinden wollte. Wie aber sah es bei der Vorhersage und Beurteilung der Wetterlage aus? Hier ergaben sich vor allem hinsichtlich der Beurteilung der Wetterlage unfaßbare Unterschiede.
Eisenhower hatte am Vortage der Invasion um 04.15 Uhr eine Konferenz der Oberkommandos im Southwick House angesetzt. Dort ließ er sich in Gegenwart aller Mitglieder dieses Oberkommandos vom Chefmeteorologen Group Captain John Stagg über die Wetterlage berichten, die im wesentlichen lautete: „Wesentliche Änderungen sind nicht eingetreten, und die Unwesentlichen glaube ich optimistisch auslegen zu dürfen." Nach seiner Meinung war Dienstag, der 6. Juni, für eine Landung an der Normandieküste geeignet. Dann prognostizierte er „gemischtes Wetter", aber wahrscheinlich nicht so schlecht, daß es „die wichtigen Aufbauphasen der Operation ernsthaft gefährden könnte". Man sah – nach

Brown – dem Oberkommandierenden Eisenhower förmlich an, wie eine große Last von ihm wich und er mit breitem Lächeln sagte: „Na Stagg, wenn Ihre Vorhersage stimmt, feiern wir, wenn es soweit ist, das verspreche ich Ihnen."

Damit war die Entscheidung gefallen, und wenig später waren Washington und die für die Invasion vorgesehenen Truppen alarmiert. Der Krieg fand eben nicht, wie es so schön im deutschen Sprachgebrauch heißt, „wegen schlechten Wetters im Saale" statt. Eisenhower genügte ein von den Meteorologen vorausgesagtes kurzes Zwischenhoch, um das Wagnis einer Landung auf sich zu nehmen.

Wie aber wurde die Wetterlage auf deutscher Seite beurteilt und welche Konsequenzen wurden gezogen? In jedem Fall war klar, daß hinsichtlich Ebbe und Flut, Mondphase und Großwetterlage eine Landung möglich war. Kein Zweifel besteht, daß der Seekommandant Normandie, Konteradmiral Hennecke, am Tage vor der Landung sichtlich besorgt war. Die Befragung der „Wetterfrösche" am 5. Juni ergab rauhe See, schlechte Sicht und Windstärke zwischen fünf und sechs, mit Änderung der Wetterlage sei kurzfristig kaum zu rechnen. Diese Lage schloß zwar eine Invasion nicht aus, ließ sie aber unwahrscheinlich erscheinen. Doch wußte der Admiral von den neuerlichen Ortungsmeldungen von starken Bewegungen auf den Radarschirmen, die auf größere Schiffsansammlungen an der Südküste Englands schließen ließen.

Höchst aufschlußreich ist nun die Wettervorhersage des Regierungsrates Müller, des Chefmeteorologen im Stabe des OB West, vom Tage vor Invasionsbeginn, die der polnische Historiker Janusz Piekalkiewicz beim Recherchieren in Beuteakten der US-Armee für seine Veröffentlichung „Invasion Frankreich 1944" fand. Aus ihr ergibt sich nämlich einwandfrei, daß Müller ebenso wie der Chefmeteorologe Stagg im Stabe Eisenhowers nach der ersten Prognose vom 4. Juni, wonach das schlechte Wetter mehrere Tage anhalten würde, am Nachmittag des 5. Juni ebenfalls voraussagte, daß in der Nacht zum 6. Juni und an diesem Tage mit Wetterbesserung zu rechnen sei.

Um 17.30 Uhr beschrieb Müller nach seinem ersten Bericht um 05.00 Uhr früh des gleichen Tages, in welchem er schon besseres Wetter für den 6. Juni vorausgesehen hatte, in seiner zweiten Prognose detailliert die Wet-

teraussichten für ein Unternehmen des Feindes in der Nacht vom 5. Juni zum 6. Juni 1944 wie folgt:
1. Luftwaffe: Ausflug aus dem englischen Absprungraum im allgemeinen ohne wesentliche Schwierigkeiten möglich, nur örtlich durch stärkere Bewölkung etwas beeinträchtigt. Lufttätigkeit im Bereich OB West bei stark auflockernder Bewölkung, gebietsweise auch aufklarend, größtenteils ohne Behinderung durchführbar.
2. Marine: In den Hoofden und im Kanal frische Winde aus Südwest bis West um Stärke 3–5, stellenweise geringer Seegang um 3–4, vereinzelt bis 5, ebenfalls gegen Morgen etwas abnehmend. Meist gute Sicht.
Angesichts dieser Wetterprognose mußte mit der Invasion ernsthaft gerechnet werden. Spätestens am Abend des 5. Juni ist sie den Stäben der Abwehrfront – selbstverständlich auch dem Stab Rommel unter der Verantwortung des Verschwörers Speidel – zugegangen und hätte zumindest die Vorwarnung aller Streitkräfte zur Folge haben müssen. Aber es geschah nichts dergleichen, weil die Befehlshaber und Kommandeure der Heeresgruppe Rommel ihre Kommandostellen längst verlassen hatten, wie bereits berichtet wurde. Rommel selbst drängte es, sich auf die überholte Prognose schlechten Wetters verlassend, am Morgen des 4. Juni, sein Stabsquartier in Richtung Herrlingen zu verlassen, um zu Hause den Geburtstag seiner Frau am 6. Juni zu feiern.
Auch in Le Mans, im Hauptquartier der später angegriffenen 7. Armee, die Rommel unterstellt war, wurde am 5. Juni die Wetterlage besprochen. Diese Frage spielte schon deshalb eine nicht unbedeutende Rolle, weil vom Generaloberst Dollmann für den 6. Juni ein Planspiel in Rennes in der Bretagne angesetzt war, zu dem alle Kommandeure der Armee bis hinunter zu den Divisionen mit jeweils zwei Regimentskommandeuren befohlen waren. Im Gespräch zwischen Dollmann und seinem Stabschef Generalmajor Pemsel spielte deshalb auch die Wettervoraussage eine Rolle. Sie ergab, laut Pemsel, in etwa die gleiche oben geschilderte Voraussage, wurde aber von ihm eingeschränkt mit der Bemerkung „Soweit man sich auf unsere Wetterfrösche verlassen kann!“ Die Anmarschwege für diese Kommandeurbesprechung aber waren für viele der Kommandeure bis zu nahezu 200 Kilometer weit. Um die Abwesenheit der Kommandeure von der Truppe möglichst kurz zu halten, verschickte Pemsel Fern-

schreiben an seine unterstellten Einheiten, daß die beteiligten Kommandeure erst bei Tagesanbruch für die um 10.00 Uhr angesetzte Besprechung abfahren sollten, da bis dahin sicherlich Klarheit über eine erfolgte Landung bestünde.
Diese Anordnung aber beweist klar, daß man keineswegs den Beginn einer Invasion ausschloß, also mit ihr rechnete. Um so unverständlicher muß die Leichtfertigkeit erscheinen, daß man überhaupt diese Besprechung so weit von der Truppe entfernt, gerade zu diesem Zeitpunkt der günstigen Gezeiten angesetzt und von der Anordnung einer erhöhten Alarmbereitschaft abgesehen hatte. Es ging ja hierbei nicht um irgendeine Kampfhandlung, sondern um den Entscheidungskampf für Sieg oder Untergang des Reiches.
Letztlich aber kannten die teilnehmenden Kommandeure die zum Teil schwierigen Anfahrwege besser. Seit geraumer Zeit waren Bombenabwürfe nicht unbeträchtlich verstärkt worden. Sie hatten Straßen zerstört, so daß Umwege zu fahren waren. Zudem bereiteten Fahrten bei Tageslicht auch keine besondere Annehmlichkeit, da die verstärkte Jabo-Tätigkeit sogar einzeln fahrende Fahrzeuge gefährdete. Es konnte auch den Verantwortlichen nicht entgangen sein, daß diese auffallend verstärkte Fliegertätigkeit auf eine Vorbereitung für die Invasion hinwies.
Die 709. Division unter Generalmajor von Schlieben und die 91. Luftlandedivision des Generalmajors Falley hatten besonders schwierige und lange Anmarschwege. So beschlossen die beiden Kommandeure unabhängig voneinander, schon bei Anbruch der Dunkelheit aufzubrechen.
Sie meinten, „daß bei dem Mistwetter doch nichts zu befürchten" sei. Zu diesem Zeitpunkt befand sich Rommel bereits im trauten Familienkreis in Herrlingen und traf Geburtstagsvorbereitungen für seine Frau. General Marcks als Kommandierender General des 84. Korps, der in wenigen Stunden die Hauptlast der Anlandungen zu tragen hatte, sollte das von der Armee angeordnete Planspiel leiten und war noch nach Mitternacht mit der Vorbereitung dieses Kriegsspiels beschäftigt, als schon die feindlichen Luftlandetruppen starteten.
Das erste Opfer dieses in Rennes geplanten Kriegsspiels wurde General Falley. Er fuhr zusammen mit seinem zweiten Generalstabsoffizier. Als

beide bei Picauville im Morgengrauen auf die Straße nach Rennes einbiegen wollen, bemerkt Falley, wie feindliche Flugzeuggeschwader über ihn ins Hinterland hinwegbrausen. Als routinierter Frontsoldat erkennt er blitzartig die Situation und läßt sofort umdrehen. Für ihn ist das geplante Kriegsspiel zu Ende, und er befiehlt sofort die Rückfahrt zu seiner Truppe, die ihn nunmehr bitter nötig hat. Doch schon schlägt ihm feindliches MPi-Feuer entgegen. Er springt mit seinem Generalstabsoffizier aus dem Wagen. Noch zwei Schüsse kann er aus seiner Pistole abgeben, dann fällt er als erster seiner Division, weitab von seiner geliebten Truppe im Hinterland. Der Kommandeur und sein Ib sind tot, bevor sie noch einen Befehl an ihre Truppen abgeben können. Ebenso ist General Schlieben auf dem Wege nach Rennes. Beide Divisionen sind bei Beginn der Invasion ohne ihre Kommandeure.

Nicht die Heeresgruppe B wird alarmiert, weil der verantwortliche Speidel schläft, sondern die Truppe wird überrascht und vom Feind alarmiert. Das ist die historische Wahrheit, verursacht durch diejenigen, die ihre Aufgabe und ihren Eid verrieten. Ihre Sorge galt weniger der Abwehrbereitschaft und der Stärkung des Abwehrwillens, als ihrer Konzentration auf Umsturzpläne und künftige Friedensverhandlungen. Grausam, wie die kämpfende Truppe im Stich gelassen wurde!

Speidel veranlaßte, nachdem die Kampfhandlungen in Gang gekommen waren, nichts Entscheidendes. Rommels stets treibende Kraft, die früher alles zu beherrschen pflegte, seine Führungskunst vorn inmitten des Geschehens, seine spontanen Sattelbefehle waren nicht da. Vierzehn kostbare Stunden gingen verloren, bevor Rommel in sein Hauptquartier zurückkehrte. Es wurden weitere wichtige Stunden versäumt, bis er in dem entscheidenden Frontabschnitt durch persönlichen Einsatz das Gesetz des Handelns wieder bestimmen konnte. Die erste Panne war bereits passiert. Der arg bedrängte Kommandierende General Marcks ließ im Raume seines 84. Korps die 21. Panzerdivision von General Feuchtinger zum Gegenangriff ostwärts der Orne antreten. Die 21. Panzerdivision war der 716. Infanteriedivision des Generals Richter unterstellt und hatte schon von ihm um 01.20 Uhr den Befehl erhalten, mit den nächst liegenden Teilen die gelandeten Fallschirmjäger anzugreifen. Um 02.00 Uhr wurde der Befehl erweitert auf die Freikämpfung des ganzen Raumes ostwärts der

Orne. Aber erst morgens um 10.00 Uhr wurden die weit auseinandergezogenen Teile seiner Division versammelt, da Feuchtinger angeblich auf die Freigabe seiner Division durch das OKW vergeblich gewartet hat.
Dies war Unsinn, denn er befand sich im unmittelbaren Kampfgebiet und hatte somit die Pflicht, den abgesprungenen Gegner sofort anzugreifen. Erst acht Stunden nach der Landung, mindestens sechs Stunden zu spät, kam der Panzervorstoß ins Rollen. Trotzdem führte er erfolgreich zum Entsatz der noch in ihren Stützpunkten kämpfenden Teile der 716. Infanteriedivision an der Küste. Während dieses Angriffs setzte der Gegner weitere Fallschirmspringer in den Raum ostwärts Caen ab und ebenso in den Raum der angreifenden 21. Panzerdivision hinein. Schon daraus ist zu erkennen, wie unangenehm dem Gegner der Angriff dieser Divsion war. Ich weiß aus eigener Erfahrung, welch ein gefundenes Fressen für eine entfaltete Panzerdivision ein Hineinspringen feindlicher Fallschirmjäger ist. Damals, im Raum Bastogne, während der Ardennenoffensive, kam bei einer ähnlichen Situation kaum jemand lebend zu Boden. Um so unverständlicher war deshalb der örtliche Entschluß, den Kampf abzubrechen, um rückwärtige Gebiete freizukämpfen. Dies war sicherlich ein fataler Fehler und mußte sich folgenschwer auswirken. Es wäre interessant zu wissen, wer dieser örtliche Führer gewesen ist.

Verrat und Sabotage bei der Invasion

Alles bisher Erwähnte sind nur Beispiele für Versäumnisse der ersten Stunde. Die wahren Gründe des Mißerfolgs der Abwehr dieser Invasion liegen tiefer und sind politischer Natur. Hans Speidel sagt in seinem Buch „Invasion 1944“ auf Seite 90 sehr deutlich, welches seine und Rommels Ziele waren, die in Form eines Mobilmachungskalenders zwischen Rommel und Stülpnagel vereinbart wurden: „Im Westen Festlegung der Voraussetzung für einen Waffenstillstand mit den Generalen Eisenhower

und Montgomery ohne Beteiligung Hitlers! Für die Verhandlungen hatte Feldmarschall Rommel vorgesehen: General der Infanterie Karl Heinrich Stülpnagel, General der Panzertruppen Freiherr Leo v. Schweppenburg, Generalleutnant Dr. Hans Speidel, Generalleutnant Graf Gerd v. Schwerin, Vizeadmiral Friedrich Ruge, Oberstleutnant d. R. Dr. Caesar v. Hofacker.
Folgende Verhandlungsgrundlagen für einen Waffenstillstand waren vorgesehen: Räumung der besetzten Westgebiete, Rückführung des Westheeres hinter den Westwall, Übergabe der Verwaltung der besetzten Westgebiete an die Alliierten. Sofortige Einstellung des feindlichen Bombenkrieges gegen die Heimat. Dem Waffenstillstand – keiner Kapitulation – sollten Verhandlungen für einen Frieden folgen, der den Weg zur Ordnung und nicht zum Chaos zu weisen hätte. Feldmarschall Rommel erwartete, daß die Alliierten eine solche Chance geben würden . . .
Aufruf an das deutsche Volk von allen Westsendern, schonungslose Aufklärung über die wahre militärische und politische Lage und ihre Ursachen, weiter über die Verbrechen der Staatsführung Hitlers, Unterrichtung der Truppe über die Notwendigkeit aller Maßnahmen zur Rettung vor der Katastrophe.
Heimat: Festsetzung Adolf Hitlers, um ihn vor ein deutsches Gericht zu stellen. Ausführung durch die Widerstandskräfte im Oberkommando des Heeres beziehungsweise durch heranzuführende Panzerverbände. Vorläufige Übernahme der Regierungsgewalt in Deutschland durch die Widerstandskräfte aller Schichten und Stände unter Führung von Generaloberst Beck, Oberbürgermeister Dr. Goerdeler und Gewerkschaftsführer Leuschner . . .
Osten: Weiterführung des Kampfes, hierzu Halten einer verkürzten Ostfront in der ungefähren Linie Donaumündung–Karpaten–Lemberg–Weichsel–Memel, umgehende Räumung von Kurland und anderen Festungen.
Die Vorbereitungen sollten so beschleunigt werden, daß vor dem Beginn der Invasion gehandelt werden konnte. Für alle etwa notwendig werdenden Verhandlungen war eine festgefügte Westfront Vorbedingung. Ihr galt daher die unablässige Sorge aller."
Wenn diese Sorgen tatsächlich vorhanden gewesen wären, hätte man die

oben erwähnten Versäumnisse nicht zugelassen. Was die Irrealität einer einseitigen Kapitulation angeht, sagt Generaloberst Guderian: „Jeder Gedanke an Verhandlungen mit dem Gegner, insgesamt oder mit dem Ost- oder Westgegner getrennt, war durch Forderung der bedingungslosen Kapitulation, die von allen unseren Gegnern gemeinsam erhoben wurde, von vornherein gegenstandslos geworden."

Wie Rommel seine Handlungsfreiheit erreichen wollte, verrät uns schon 1953 Wilhelm v. Schramm in „Der 20. Juli in Paris". Er berichtet, daß Rommel schon vor der Invasion auf einen Besuch Hitlers gewartet hat. Aber er kam nicht, sei es, daß sein Gesundheitszustand es nicht zuließ, sei es, daß er argwöhnisch war und eine innere Stimme ihn gewarnt hatte. Doch als die Invasionslage kritisch wurde und Rundstedt bat, daß eine der maßgeblichen Persönlichkeiten des Hauptquartiers zur Aussprache nach dem Westen kommen solle, erschien Hitler mit Jodl überraschend am 17. Juni mit einer kleinen Begleitung in der Bunkeranlage Margival, nördlich Soisson, wohin Rundstedt und Rommel mit ihren Generalstabschefs bestellt waren. Nach der Besprechung der Lage hatte Rommel mit aller Schärfe gesagt, daß sich bisher niemand aus der Umgebung des Führers an beziehungsweise hinter der Front habe sehen lassen.

Das saß, wie man bald darauf merkte. Denn kurz vor der Rückfahrt wandte sich auf einmal Generalleutnant Schmundt, der Chefadjutant Hitlers, an Speidel und sagte, er solle für den 19. Juni eine Fahrt Hitlers nach La Roche-Guyon oder an einen anderen geeigneten Platz vorbereiten und Frontkommandeure der verschiedenen Dienststellen und Waffengattungen dorthin bestellen. Der Führer werde dann persönlich zu ihnen sprechen.

Man kann sich denken, mit welcher Genugtuung Speidel diese Mitteilung hörte, mit welchem ingrimmigen Lächeln sie von Rommel aufgenommen wurde – so v. Schramm. Noch einmal schien sich also die Chance zu bieten, wie sie von Anfang an den Widerstandskräften vorschwebte: Nicht Attentat, sondern Verhaftung! Daß man die Chance wahrzunehmen gedachte, darauf mag auch hindeuten, daß Speidel auf der Rückfahrt über Paris Stülpnagel aufsuchte und ihn von den Besprechungen wie von der bevorstehenden Frontfahrt Hitlers unterrichtete. Es war ein Voralarm für den Militärbefehlshaber. Im übrigen wurden die notwendigen Maß-

nahmen unverzüglich getroffen. Es ist anzunehmen, daß am 19. Juni Hitler der Gefangene Rommels gewesen wäre.
Hitler aber kam nicht. Er wurde in Berchtesgaden für wichtige andere Besprechungen in Anspruch genommen. Die Theorie v. Schramms, daß Hitler das Bunkerlager Margival nur deshalb vorzeitig verlassen hat, weil eine verirrte V-1 in der Nähe des Lagers niedergegangen sei, ist unsinnig. Im übrigen war für die Sicherheit des Führers, wie ich mich später als Kampfkommandant aller Hauptquartiere auch nachträglich überzeugen konnte, vorzüglich vorgesorgt. Deshalb war auch eine Verhaftung nicht ohne weiteres möglich. Zumindest hätten Hunderte zuvor ins Gras beißen müssen, allen voran die Verhaftenden. Leute wie Stülpnagel, Speidel oder Rommel hätten da nicht überlebt. Ich hätte bei einem solchen Geschehen einmal die Truppe sehen mögen, die es gewagt hätte, auf Hitler, ihren Führer, zu schießen. Jeder, aus falschen Motiven heraus begründetete Angriff, wäre bei Erscheinen Hitlers in Ovationsstürme umgeschlagen. Ich sage das nicht leichtfertig. Als Verantwortlicher für die Sicherheit des Führes weiß ich, wovon ich spreche. Je länger der Krieg dauerte, je bedrängnisvoller die Lage für Deutschland wurde, desto mehr scharten sich deutsche Männer in verschworener Schicksalsgemeinschaft um ihn. Das ist die nüchterne Wahrheit.
Daß Rommel dem Einfluß der Verschwörung mehr und mehr erlag, schildert uns v. Schramm an anderer Stelle: „Als Hofacker am Abend des 9. Juli von einer Besprechung bei Rommel nach Paris zurückkam, berichtete er seinen Mitverschworenen in freudiger Erregung: Rommel sei kaum zu halten gewesen, er wolle am liebsten gleich losschlagen."
„Hofacker bat mich, so der Verschwörer Freiherr v. Teuchert, umgehend den Entwurf eines Schreibens an das alliierte Hauptquartier zu beschaffen. Es sollte von der Absicht Kenntnis geben, die Feindseligkeiten auf eigene Faust einzustellen, keine Bedingungen enthalten, nur in der Form der Bitte um ehrenvolle Behandlung nach der Kapitulation nachsuchen, desgleichen um Geheimhaltung, bis die Möglichkeit der Ausführung gekommen war. Noch am gleichen Abend wurde das Schreiben fertiggestellt – von Bargatzky ausgezeichnet formuliert."

Nachdem es infolge schwerwiegender Versäumnisse der Führung nicht gelungen war, durch Zusammenfassung aller Kräfte mit energischen Gegenstößen den Feind wieder ins Meer zu werfen, mußte es nun darum gehen, den Durchbruch aus dem Landekopf so lange zu verhindern, bis genügend Kampfverbände für einen Gegenangriff herangeschafft worden waren. Es kam also darauf an, durch Heranführen und Bereitstellen überlegener Verbände, die vorhanden waren, das Gesetz des Handelns wieder an sich zu reißen. War das möglich? Wie sah es mit dem Stärkeverhältnis aus? Der Feind hatte zunächst zwischen Orne und der Gegend nördlich von Ryes einen Brückenkopf von 25 Kilometer Breite und etwa 10 Kilometer Tiefe erkämpft, in der Südostecke des Cotentin einen zweiten in 15 Kilometer Breite und nur 4 Kilometer Tiefe. Später beim Fall Cherbourgs befanden sich, wie schon zuvor erwähnt, 25 amerikanische und englische Divisionen auf dem Festland, 15 weitere Divisionen warteten in England auf die Einschiffung.
Auf deutscher Seite gab es in Frankreich 48 Infanteriedivisionen, von denen 38 an der langen Küste eingesetzt waren, zehn waren demnach noch verfügbar. Im Raume der Bretagne, gab es nur drei eingesetzte Infanteriedivisionen.
An Panzer- und Panzergrenadier-Divisionen standen am Tag der Invasion in Frankreich zehn einsatzbereit. Von diesen Einheiten unterstanden Rommel zunächst vier Verbände, nämlich die 2. Panzerdivision im Raume Amiens–Abbeville, die 21. Panzerdivision unmittelbar hinter der Landefront, die 116. Panzerdivision ostwärts Rouen, also nördlich der Seine, und die 12. SS-Panzerdivision „Hitlerjugend“ bei Caen.
Drei weitere Panzerdivisionen als Eingreifreserve unterstanden dem OKW. Es waren dies die 1. SS-Panzerdivision „Adolf Hitler“, bei Invasionsbeginn in Beverloo in Belgien. Sie wurde herangeführt. Ferner die Panzerlehrdivision im Raume Le Mans–Orleans–Chatres und die 17. SS-Panzerdivision um Saumur–Niort–Poitiers. Drei weitere Panzerdivisionen waren in Südfrankreich stationiert. Es waren die 11. Panzerdivision um Bordeaux, die 2. SS-Panzerdivision „Das Reich“ um Montauban–Toulouse und die 9. Panzerdivision um Avignon–Nimes–Arles. Dazu wur-

den zwei SS-Panzerdivisionen (die 9. und 10.) aus dem Osten herangeführt.
Von den zwölf Panzerdivisionen waren zunächst nur drei im Kampf, ebenso die erwähnten drei Infanteriedivisionen. Es standen also noch zehn Panzer- und zehn Infanteriedivisionen zur Verfügung. Notfalls konnten noch dreißig Divisionen aus den nicht angegriffenen Küstenstellungen herangezogen werden, wenn mit einer weiteren Landung nicht mehr zu rechnen war. Es liegt also kein Grund vor, zu behaupten, daß nicht genügend Truppen im Westen vorhanden waren. Aber dazu bedurfte es einer Führung, die den Willen zum Kampf und die Überzeugung zum Sieg in sich trug. Zudem gab es genug aufgestellte Kampfverbände in der Heimat, die man nachweislich, aus politischen Gründen, der Front vorenthielt.
Aber immer noch spukte in den ersten Tagen der Invasion, infolge der von Roenne erfundenen Geisterarmee, eine zu befürchtende Hauptinvasion an anderer Stelle in den Köpfen der obersten Führung. Mußte das so sein oder gab es nicht sehr frühzeitig Hinweise, daß es sich hierbei wirklich um einen Spuk handelte? Paul Carell berichtet in „Sie kommen" auf Seite 96: „Als beim 84. Korps die Abendmeldung für den 6. Juni besprochen wurde, legte Major Hayn dar: ‚Das sind drei Viertel aller in England festgestellten Fallschirmverbände. Dazu kommen die US-Eliteformationen der 1. und 4. Division. Es ist ausgeschlossen, daß die drüben ihre besten Angriffstruppen einem bloßen Scheinmanöver opfern. Und hier', sagte er zu Oberleutnant Kretschmer, dem O3, ‚lesen Sie mal Major Wiegmanns Meldung im Raume Caen. Danach ergibt sich: die 3. britische und die 3. kanadische Division waren bereits gegen Mittag festgestellt, jetzt wissen wir, daß auch die 50. Londoner und die 7. Panzerdivision da sind. Es fehlen nur noch die 51. Hochländer- und die 1. Panzerdivision, dann haben wir die ganze 8. Armee Montgomerys aus Nordafrika auf dem Halse. Wenn das nicht die Invasion ist, womit soll sie dann kommen?'
Die Frage hatte Sinn und überzeugte die Stabsoffiziere. Der Ic der 7. deutschen Armee, Oberstleutnant Vorwerk, stimmte zu. ‚Ich bin ganz Ihrer Meinung', pflichtete sogar der Ic beim OB West, Oberstleutnant Meyer-Detring, bei. Aber damit hatte es sich. Rundstedt selbst, vor allem das OKW und Hitler blieben skeptisch."

Man muß es zweimal lesen „aber damit hatte es sich". Gab es denn niemand, der durch eine sachliche Analyse sich zu konsequenten Folgerungen durchringen konnte und dementsprechend zu handeln bereit war? Das aber war doch die geschichtliche Aufgabe der Heeresgruppe B unter Führung von Rommel. Mir bleibt unverständlich, daß es nicht möglich gewesen sein soll, sich bei der obersten Führung mit der Forderung, alle erforderlichen Kräfte heranzuführen, auch durchzusetzen. Rommel hätte bestimmt das Format dazu gehabt, wenn er nicht von Waffenstillstandsplänen besessen gewesen wäre.
Zudem war noch etwas Unglaubliches geschehen. Der Zufall hatte die amerikanischen Operationspläne in deutsche Hände fallenlassen. Schon in den Abendstunden des 6. Juni hatten Soldaten der 353. Infanteriedivision in der Brandung der Vire-Mündung ein Boot mit der Leiche eines amerikanischen Offiziers gefunden, der in den Kämpfen im Sektor „Utah" des amerikanischen Brückenkopfes gefallen war. In einem Aktenkoffer, der an seiner Hand befestigt war, fand man die gesamten Einsatzbefehle des amerikanischen VII. Korps. Noch am selben Abend wurden von Soldaten der gleichen Division bei der Leiche eines anderen amerikanischen Offiziers die Befehle für das V. Korps gefunden. Sowohl von Generalmajor Pemsel, Generalstabschef der 7. Armee, als auch vom Stabe Rundstedt wurden diese Pläne als die Invasion schlechthin gewertet. Wenn aber bereits eine solche Lagebeurteilung am 8. Juni vorlag, die sich später auch als richtig erwiesen hat, so ist es einfach unverständlich, daß man daraus nicht die einzig richtige Konsequenz gezogen hat, alle verfügbaren und entbehrlichen Kräfte beschleunigt heranzuholen, um mit konzentrierten, überlegenen Kräften die feindlichen Brückenköpfe zu vernichten. Zumindest hätte man den Ausbruch aus dem Brückenkopf leicht verhindern und die Anglo-Amerikaner darin schmoren lassen können. Die Versäumnisse und damit die Verantwortung wiegen schwer. Sie sind auch nicht zu entschuldigen und nur damit zu erklären, daß nicht mehr der Wille zum Sieg Ausgangspunkt aller Überlegungen war, sondern Widerstandspläne verantwortungslos handelnder militärischer Führer der Invasionsfront.
Unbestreitbar hielten Rommel und Speidel die beiden kampfstarken Heeresdivisionen, die 116. und die 2. Panzerdivision zurück! Ihre beiden

Kommandeure, der Generalleutnant Graf Schwerin und der Generalleutnant Freiherr v. Lüttwitz, gehörten zum deutschen Widerstand. Sie sollten nicht wie die eingesetzten SS-Verbände verbluten. Sie wurden in Reserve gehalten, um zunächst Hitler bei seinem geplanten Frontbesuch zu verhaften und später am 20. Juli politisch eingreifen zu können. Der Historiker Irving berichtet, Speidel habe im Jahre 1947 dem ehemaligen deutschen Panzerführer Leo Geyr v. Schweppenburg gestanden, er hätte die 2. und die 116. Panzerdivision aus den Kämpfen herausgehalten, um sie in der Verschwörung gegen Hitler einsetzen zu können. Auch Guderian kritisiert die Zurückhaltung der beiden Divisionen durch Rommel und drückt sich vorsichtig aus: „Seine Weigerung mag einen politischen Grund gehabt haben." Freiherr Geyr v. Schweppenburg hat ebenfalls diese Version nach dem Kriege in einer irischen Zeitung bestätigt.
Diese Zurückhaltung der beiden Divisionen bei schwierigster Frontlage war ein ungeheuerlicher Verrat an der schwerringenden Truppe und verwerflichste Sabotage an der deutschen Kriegführung. Beide Divisionen lagen in unmittelbarer Nachbarschaft der Invasionsfront und waren erfahrene und kampferprobte Verbände mit einer hervorragenden Tradition. Sie konnten spätestens am zweiten Invasionstag eingesetzt werden und im vernichtenden Gegenschlag den Feind in seinem empfindlichsten Schwächemoment treffen. Lieber aber wartete man auf das Eintreffen der aus Belgien herangeführten SS-Division „LAH" und auf die aus dem Osten kommende 9. und 10. SS-Division. Dazu wurden diese Verbände entgegen allen Erfahrungen noch bei Tage herangeführt und erlitten schon beim Anmarsch erhebliche Verluste durch die überlegene alliierte Luftwaffe. Auch kamen die Verbände, wie Guderian rügt, nicht geschlossen zum konzentrierten Einsatz, sondern nur aufgesplittert und zerklekkert. Auf diese Weise mußten sie große Verluste hinnehmen. Es scheint so, als wollte man diese Waffen-SS-Verbände im Interesse der Verschwörung verheizen und damit für die geplanten politischen Ereignisse ausschalten.

Der an der Front pflichtbewußt kämpfende Soldat ist auf den Nachschub und auf die Unterstützung durch die weiter hinter ihm stehenden höheren und höchsten Befehlszentralen angewiesen. Wenn diese nicht ihr Äußerstes tun, um mit ihren Möglichkeiten der bis zur Selbstaufopferung kämpfenden Truppe die Hilfe und die Möglichkeiten zur Erhaltung ihrer Kampfkraft zur Verfügung zu stellen, ist die Niederlage unausbleiblich.
Typisch für den angekränkelten Geist einer Führung scheint mir auch folgender Vorgang zu sein: Am 28. Juli hatte der bewährte und tapfere SS-Obergruppenführer Hausser als Oberbefehlshaber der 7. Armee in Ermangelung jeglicher Hilfe der Heeresgruppe seinen Entschluß mitgeteilt, daß er mit seiner Armee nach Südosten durchbrechen werde. Kluge war entsetzt, da dies den Verlust der Fühlung mit der Westküste der Cotentin-Halbinsel bedeutet hätte und damit für die Amerikaner die Möglichkeit, nach Süden in den freien französischen Raum durchzubrechen.
Um diesen folgenschweren Entschluß rückgängig zu machen, beauftragte noch am gleichen Abend Feldmarschall Kluge den General Freiherr v. Gersdorff mit der Ablösung des bewährten Generals Pemsel als Stabschef der 7. Armee und mit der Rückgängigmachung des Ausbruchsversuches. Gersdorff war, wie Kluge sehr wohl wissen mußte, einer der Hauptmitverschworenen, der bereits zum Heldengedenktag am 21. März 1943 Hitler im Berliner Zeughaus unter Selbstaufopferung in die Luft sprengen wollte, wie er später publizierte. Ich halte diesen Mann nicht für den Typ, der dazu bereit gewesen wäre. Ich erinnere mich noch an das Gefangenenlager in Treysa, als ich Gersdorff unter Kameraden sagen hörte: „Ich verstehe die Amerikaner nicht, daß sie uns Widerständler nicht anders behandeln als die Nationalsozialisten." Er begriff nicht, daß die damaligen Sieger wenig Verständnis für angebliche Mitsieger hatten. Verständlich, daß sie diese nicht wollten, weil sie nur ihren Ruhm schmälern konnten. Ich jedenfalls konnte mich nicht beklagen, schlechter behandelt worden zu sein, obwohl ich auch in der Gefangenschaft meine Überzeugung nie verleugnet habe.
Gersdorff war vom Feldmarschall die Wichtigkeit und Dringlichkeit seines Auftrages nahegelegt worden, da eine entstehende Frontlücke an der

Front von Avranches den Verlust des Krieges bedeuten könne. Der so mutige Verschwörer Gersdorff aber ließ sich von seinem Mitverschwörer Speidel trotz dieser gebotenen Dringlichkeit davon abhalten, sofort abzufahren, um noch in der Nacht die Armee zu erreichen. So wurde seine Fahrt aus Angst, er könnte in der Nacht in die Hände der Marquis fallen, erst am nächsten Morgen angetreten, natürlich zu spät, um den Durchbruch der Amerikaner noch verhindern zu können. Immer wenn es auf schnelles Handeln ankam, bewiesen diese Herren „gute Nerven", wie Speidel zu empfehlen pflegte, und verursachten durch Abwarten nicht wiedergutzumachende Pannen. Im übrigen war Gersdorff der Mann, der nach eigenen Aussagen noch am Abend zuvor Kluge umgehende Verhandlungen mit den Alliierten angeraten hatte. Er hatte gezielt vorgeschlagen, mit dem amerikanischen Oberkommandierenden, General Omar Bradley, oder mit dem Engländer Montgomery dieserhalb Funkverbindung aufzunehmen. Verhandlungsgrundlage sollte sein: Einstellung aller Kampfhandlungen, planmäßiger Rückzug aller an der Westfront stehenden deutschen Streitkräfte hinter die Grenzen von 1939, Garantie für die Ausschaltung des nationalsozialistischen Regimes. Kluge soll – nach Gersdorff – darauf entgegnet haben: „Wenn das schiefgeht, dann ist der Feldmarschall von Kluge das größte Schwein der Weltgeschichte." Auf die Entgegnung Gersdorffs, „in der Geschichte haben große Männer stets vor der Frage gestanden, entweder verurteilt oder als Retter aus höchster Not gepriesen zu werden", soll Kluge geantwortet haben: „Gersdorff, der Feldmarschall Kluge ist kein großer Mann."

Nimmt es schon wunder, daß Kluge sich ein solches Gespräch überhaupt anhörte, ohne v. Gersdorff sofort vors Kriegsgericht zu stellen, so muß der Historiker noch mehr darüber erstaunt sein, daß ausgerechnet ein solcher Mann einen rechtschaffenen General wie Pemsel ablösen sollte und mit einem angeblich so kriegsentscheidenden Auftrag betraut wurde. v. Kluge, der nach der Verwundung Rommels nun auch diesen vertrat, gibt tatsächlich Rätsel auf. Das geschah auch erneut wenig später am 12. August, als er bei einem Frontbesuch als vermißt galt. Auf Grund einer Meldung Keitels befürchtete Hitler, daß Kluge Verbindung mit dem Feind habe, da von einer Horchkompanie ein diesbezüglicher Funkspruch Kluges aufgefangen worden war. Sein Mißtrauen wurde bereits zu-

vor dadurch hervorgerufen, daß nach Funkverbindung mit dem Feind ein Austausch von amerikanischen Schwerverwundeten mit gefangenen deutschen Krankenschwestern stattgefunden hatte. Wie Guderian bestätigt, war „Hitler verzweifelt, als Kluge fast einen Tag als verschwunden galt".

Das Verhalten Kluges blieb zunächst unklar. Fest scheint lediglich zu stehen, daß er keine Verbindung zum Feind bekommen hat. Wieweit er es aber versucht hat, läßt sich nicht mit letzter Klarheit beantworten. Am 25. Juni 1945 erschien im Magazin „Time" ein Artikel, der wahrscheinlich auf Veranlassung des amerikanischen Panzergenerals Patton geschrieben war. Darin wurde ausgeführt, daß Kluge an der Straße von Avranches stundenlang auf ein Treffen mit Offizieren der 3. amerikanischen Armee, mit denen er verabredet war, vergeblich gewartet habe. Als Grund für das Mißlingen dieses Treffens wurde der desolate Zustand der Straße angegeben, die durch alliierte Bombenangriffe völlig zerstört gewesen sein soll. Angeblich war Kluge schon wieder verrschwunden, als die amerikanischen Unterhändler eintrafen. Kluge fürchtete einen Verrat und kehrte ohne seine Funkstelle in sein Stabsquartier zurück. Auch Cave Brown weiß in „Die unsichtbare Front" auf Seite 731 zu berichten: „Dieser und andere gleichlautende Berichte in der amerikanischen Presse wurden von Dulles bestätigt, der später schrieb, Kluge habe ‚einen vergeblichen Versuch gemacht, irgendwo im Kessel von Falaise vor der Armee des Generals Patton zu kapitulieren'."

Nach Rückkehr aus dem Kessel in Begleitung von Oberleutnant Tangermann um die Mittagszeit des 16. August fand Kluge auf dem Gefechtsstand des Obergruppenführers Sepp Dietrich einen Befehl Hitlers vor, daß er sofort den Kessel zu verlassen und die Operationen von außerhalb zu führen habe. Nach Rückkehr zu seinem Hauptquartier in La Roche-Guyon am 17. August lag aus dem Führerhauptquartier ein Fernschreiben vor. „Der Oberbefehlshaber West und Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B Generalfeldmarschall v. Kluge wird in die Führerreserve versetzt. Gleichzeitig wird Feldmarschall Model zum Oberbefehlshaber West und zum Oberbefehlshaber B ernannt."

Auch Kluge hatte wie zuvor der abgelöste v. Rundstedt seine ihm vom Führer zugedachte Aufgabe nicht erfüllt. Auch wenn er vom Attentat des

20. Juli nichts gewußt haben sollte, so hatte er, wie zuvor als Oberbefehlshaber Mitte an der Ostfront, auch hier in Frankreich geduldet, daß frontfremde Generalstabsoffiziere, erfüllt und verseucht vom Geist des Widerstandes mit landesverräterischen Absichten, den Kampfgeist unterminieren konnten und durch Unterlassungen und Sabotage den todesmutig kämpfenden Offizieren und Soldaten in den Rücken fielen. Hin und her gerissen zwischen anerzogener preußischer Pflichterfüllung und verräterischem Einfluß seiner Umgebung, belastet mit dem Mißerfolg der Entscheidungsschlacht der Invasion, sah er keinen zukunftsträchtigen Ausweg mehr und zog seine Konsequenzen.

Ähnlich wie Stülpnagel zog er zwar nicht als Mitverschworener, aber als Mitwisser landesverräterischer Pläne den Freitod einer Rechtfertigung vor. Auf seiner Fahrt über Compiègne in die Gegend westlich von Verdun nahm er während einer Rastpause Zyankali. Zuvor hatte er seinem Begleitoffizier, Oberleutnant Tangermann, einen Brief an den Führer übergeben, mit dem Auftrag, diesen aus Sicherheitsgründen über den Obergruppenführer Sepp Dietrich an den Führer weiterleiten zu lassen. Angesichts seines Todes hielt er also SS-Führer für zuverlässiger als seine eigenen Kameraden.

„Mein Führer!

. . . Ich glaube den Anspruch erheben zu können, alles, was in meiner Macht stand, getan zu haben, um die Lage zu meistern. In meinem Begleitschreiben zu dem Memorandum Generalfeldmarschall Rommels, das ich Ihnen übersandte, führte ich bereits aus, wie sich die Lage womöglich entwickeln werde. Sowohl Rommel wie ich, aber wahrscheinlich alle Befehlshaber hier im Westen, die über Kampferfahrung gegenüber den Angloamerikanern mit ihrer Materialüberlegenheit verfügen, sahen die gegenwärtige Entwicklung voraus. Man hat nicht auf uns gehört. Unsere Absichten waren nicht vom Pessimismus erfüllt, sondern einfach von der Kenntnis der Tatsachen. Ich weiß nicht, ob Generalfeldmarschall Model, der sich in jeder Hinsicht bewährt hat, die Lage noch wird meistern können. Ich hoffe es von ganzem Herzen. Sollte es aber nicht der Fall sein, und sollten Ihre neuen, sehnlichst herbeigewünschten Waffen, vor allem die der Luftwaffe, keinen Erfolg bringen, dann, mein Führer, entschließen Sie sich, den Krieg zu beenden. Das deutsche Volk hat solche unsagbaren

Leiden erduldet, daß es Zeit ist, diesem Schrecken ein Ende zu setzen.
Es muß Mittel und Wege geben, das Ende herbeizuführen und vor allen Dingen zu verhüten, daß das Reich in die bolschewistische Hölle gerät. Das Verhalten einiger Offiziere, die im Osten in Gefangenschaft gerieten, ist mir stets ein Rätsel gewesen. Mein Führer, ich habe stets Ihre Größe bewundert und Ihre Haltung in diesem gigantischen Kampf und Ihren eisernen Willen, sich selbst und den Nationalsozialismus zu behaupten. Wenn das Schicksal stärker ist als Ihr Wille und als Ihr Genie, so liegt das im Willen der Vorsehung. Sie haben einen ehrenhaften und großen Kampf geführt. Dieses Zeugnis wird Ihnen die Geschichte ausstellen. Zeigen Sie sich jetzt auch so groß, dem hoffnungslosen Kampf, falls es notwendig ist, ein Ende zu setzen.
Ich scheide von Ihnen, mein Führer, als einer, der Ihnen im Bewußtsein, seine Pflicht bis zum äußersten getan zu haben, näher stand, als Sie das vielleicht erkannt haben. Heil, mein Führer!
18. August 1944 v. Kluge, Generalfeldmarschall“

So schied auch der Feldmarschall v. Kluge freiwillig aus dem Leben. Bevor er diesen Verzweiflungsschritt tat, hat er sich eingedenk seiner preußischen Tradition zum Reichsoberhaupt und seinem Oberbefehlshaber bekannt. Angesichts des beschlossenen Todes pflegt man im allgemeinen die Wahrheit zu sprechen. Man spricht das aus, was man der Nachwelt zu sagen gedenkt und was man als Persönlichkeit der lebenden Generation als Bekenntnis hinterlassen möchte. Auf jeden Fall hat der Feldmarschall Wert darauf gelegt, als nicht eidbrüchiger Soldat in Anstand abzutreten, und das noch einmal mit klaren Worten zum Ausdruck gebracht. Das sollte man respektieren.
Immer wieder hatte man versucht, ihn für den Widerstand zu gewinnen und mürbe zu machen. Zweifellos ist er dadurch in seiner Handlungs- und Entschlußfreiheit eingeengt und behindert worden. Sicherlich hätte er Größeres und Erfolgreicheres leisten können, wenn er die Stärke aufgebracht hätte, sich von den der Niederlage dienenden Kräften des Defätismus und des Widerstandes freizumachen. Dies aber ist ihm offensichtlich nicht gelungen und hat ihn letzten Endes in den Tod getrieben. Was

ihn von seiner eigentlichen Aufgabe, die Schlacht in der Normandie zu gewinnen, abgehalten hat, war vielleicht sein eigentliches Schicksal, an dem er in seiner preußischen Gewissenhaftigkeit zerbrochen ist.
Sein Begleitoffizier, der Oberleutnant Tangermann, bestreitet die versuchte Verbindungsaufnahme mit dem Feind. Kluges Schwiegersohn Dr. Udo Esch, als Militärarzt in einem Pariser Lazarett, hat dagegen am 23. Oktober 1945, wie erst später bekannt wurde, vor dem U.S.-War Department eine völlig konträre Aussage gemacht. Er hielt seinen Schwiegervater für einen Gegner des Nationalsozialismus. Er wußte von einer Besprechung in Berlin 1943 mit Goerdeler und v. Tresckow, ebenso vom Heranreifen der Verschwörung an der Westfront. Er will auf Bitten Kluges sieben Ampullen Zyankali aus einem Laboratorium in Leipzig während seines Urlaubs besorgt haben, die im Falle des Mißlingens den Hauptverschworenen dienen sollten. Vor allem aber behauptete er, daß Kluge nach dem Fehlschlag des 20. Juli sich mit dem Gedanken getragen hat, gegebenenfalls auf eingene Verantwortung vor den Westalliierten zu kapitulieren. „Er ging an die Front, konnte aber die Verbindung mit dem alliierten Befehlshabern nicht herstellen."
Stülpnagel und fast vier Wochen später der Feldmarschall v. Kluge hatten sich selbst gerichtet. Feldmarschall Rommel war drei Tage vor dem 20. Juli bei seiner Frontfahrt schwer verwundet worden. Den Höhepunkt der Schlacht in der Normandie erlebte Rommel als Genesender zu Hause. Er hatte seit dem 17. Juli keinerlei Einfluß auf das politische und militärische Geschehen. Doch ergaben die Untersuchungen und Vernehmungen Mitbeteiligter sowie die anstehenden Prozesse im Zusammenhang mit den Umsturzplänen des 20. Juli ein klares Bild über den weitverzweigten Umfang der ganzen Verschwörung. Aufgefundene Urkunden und Dokumente, aber auch hemmungslose Aussagen einiger Verschwörer, Goerdeler an der Spitze, ließen den vollzogenen und den noch geplanten Verrat in einer bislang nicht für möglich gehaltenen abscheulichen Form erkennen. Durch die Aufklärung des Attentats wurde nicht nur der stets vorgeschobene idealistische Hochverrat, sondern auch der widerliche Landesverrat entlarvt und offenkundig.
Rommel wurde unter anderem in einem Vernehmungsprotokoll des Oberstleutnants Hofacker dadurch schwer belastet, daß er Goerdeler ver-

sichert habe, er könne sich auf ihn verlassen, falls das Attentat gelinge. Nach Irvings Deutung in seinem Artikel des „Spiegel" vom 18. 9. 1978 wurde Rommels Schicksal durch den Ehrenhof der Wehrmacht entschieden, der zu befinden hatte, ob der belastete Speidel aus der Wehrmacht auszustoßen sei. „In gewisser Weise" – so Irving – „stand jetzt nicht nur Speidel, sondern auch Rommel vor dem Ehrengericht. Die Richter sollten nämlich, wie sich jetzt herausstellte, darüber entscheiden, wer hängen mußte: Speidel oder Rommel." Irvings Version gründet sich auf eine Erklärung des Generals Kirchheim, der dem Ehrenhof unter Vorsitz des Feldmarschalls Keitel angehörte, die von ihm falsch verstanden wurde. Zur Aufklärung dieses Mißverständnisses schreibt Generalmajor a. D. Heinz G. Guderian, Sohn des bekannten Generalobersten Heinz Guderian, in einem Leserbrief an den „Spiegel" vom 2. 10. 1978:
„Die eidesstattliche Erklärung des Generalleutnants Kirchheim vom 16. September 1947, die mein Vater in einer eidesstattlichen Erklärung bestätigt hat, befindet sich in meinem Besitz. Irving hat sie völlig mißdeutet. Nach der Darstellung Kaltenbrunners (Chef des Reichssicherheitshauptamtes, d. Verf.) waren Rommel und Speidel belastet. Kirchheim schreibt dazu:
‚Hierauf herrschte beklommenes Schweigen! Wohl jedem der Richter ging es wie mir: Die Erkenntnis, daß nicht nur Speidel, sondern auch Rommel, und dieser in noch schwererer Weise durch den Tatbestand belastet wurde, hielt uns ab, noch irgendeine Frage zu stellen, da eine eingehende Erörterung unzweifelhaft nicht an der Schuld Rommels vorübergehen konnte.'
Über Rommel war nicht zu entscheiden und ist nie entschieden worden. Erst recht war keine Entscheidung zu treffen, ‚wer hängen mußte: Speidel oder Rommel'. Die Behauptung Irvings, ‚daß eine Verdammung Speidels Rommel völlig entlasten würde', ist unsinnig. Es blieb der von Kaltenbrunner vorgetragene und von Keitel bestätigte Tatbestand, daß weder Rommel noch Speidel ihr Wissen gemeldet hätten. Danach bestand nur die Möglichkeit, Speidels Leben zu retten, und die Hoffnung, daß Hitler Rommel weiter schonen würde ... Rommels Leben war durch die Ausstoßung Speidels nicht zu retten. Ein Leben war zu retten, das Speidels. Das haben Kirchheim und mein Vater getan.'"

Am 7. Oktober 1944, drei Tage nach der Sitzung des Ehrenhofes, rief Keitel bei Rommel zu Hause an und forderte ihn über dessen Ordonnanzoffizier auf, am 10. Oktober nach Berlin zu kommen. Rommel lehnte die Reise mit der Begründung ab, daß er an diesem Tage einen Termin bei seinen Spezialärzten habe, die ihm wegen seines Gesundheitszustandes von längeren Reisen abrieten.

Daraufhin erhielt er einen von Hitler diktierten Brief Keitels, in dem er dem Feldmarschall Rommel den Rat gab, sich beim Führer zu melden, wenn er sich unschuldig fühle, oder als Offizier die Konsequenzen zu ziehen. Andernfalls sei eine Verhaftung und damit seine Verantwortung vor dem Volksgerichtshof unabwendbar. Dieser Brief wurde von Generalleutnant Burgdorf als Chefadjutant des Führers – zuvor war das Schmundt, der an den Folgen des Attentats verstorben war – und als Chef des Personalamtes in Begleitung von Generalleutnant Maisel überbracht. Sie übergaben dem Feldmarschall in seiner Wohnung diesen Brief und ebenso das Hofacker-Protokoll. Rommel fragte nur kurz, ob diese Aussagen Hofackers auch dem Führer bekannt seien. Nachdem dies bejaht wurde, entschied Rommel sich sofort für den Freitod. Nach Aussagen Maisels hat Rommel beide Schreiben sehr aufmerksam gelesen und sich dann von seiner Frau verabschiedet. Er ist dann im Dienstwagen Burgdorfs mit beiden Herren abgefahren. Unterwegs wollte er sich mit einer Pistole erschießen. Ihm wurde aber davon abgeraten, da eine Schußverletzung nur zu öffentlichen Spekulationen führen würde. Gift sei besser, da man einen natürlichen Tod als Folge seiner Kopfverletzung leichter vortäuschen könne. In jedem Falle, sagte man ihm, habe der Führer in Anbetracht seiner Volkstümlichkeit ein Staatsbegräbnis mit allen militärischen Ehren zugesagt. So ist es auch geschehen.

Rommel nahm das Gift – Zyankali – und richtete sich damit selbst. Niemand im Volk ahnte von diesen Vorgängen. Er erhielt ein denkwürdiges Staatsbegräbnis mit allen militärischen Ehren. Erst nach Kriegsschluß hielten es Widerständler, die in breiten Kreisen der Bevölkerung sich keiner Beliebtheit erfreuten, für nötig, die Hintergründe seines Todes an die Öffentlichkeit zu zerren, um sich mit dem glanzvollen Namen Rommel selbst aufzuwerten Was kümmert solche Leute schon, daß ihr Idol sterben mußte, weil es aus eigenen Reihen verraten wurde.

Warum aber wählte Rommel den Freitod? Vielleicht sagte ihm in dieser Stunde sein Gewissen, daß er nicht alles getan habe, um die entscheidende Invasion siegreich abzuwehren. Ich könnte mir vorstellen, daß er hinsichtlich der Belastung seitens seiner Vertrauten nicht gleiches mit gleichem vergelten wollte. Vielleicht wird er sich daran erinnert haben, daß er in der entscheidenden Kampfphase den Einsatz zweier Heerespanzerdivisionen unterlassen hatte, die für eine Verwendung nach dem Umsturz, wenn nötig gegen eigene Kameraden, vorgesehen waren. Wer weiß, welche Gedanken Rommel in seiner Todesstunde gequält haben mögen.

Der Freitod Stülpnagels, v. Kluges und Rommels war das dramatische Nachspiel der Invasionsschlacht, die durch bewußte Sabotage verlorenging und für die Alliierten den Weg ins Reich freigab.

Der englische Publizist David Irving hat in seiner Rommel-Biographie versucht, den Feldmarschall von der Zusammenarbeit mit dem Widerstand völlig freizusprechen, indem er für das Gelingen der Invasion seinen Stabschef Generalleutnant Speidel und dessen Mitverschwörer allein verantwortlich macht. So entspricht es nicht der Wirklichkeit. Was ich im Kapitel „Der 20. Juli in Paris" über das Verhältnis des verantwortlichen Truppenführers zu seinem Stabsoffizier ausgeführt habe, muß selbstverständlich auch für Rommel und Speidel Geltung haben.

Rommel war als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B für alles verantwortlich, was sich vor und während der Invasionsschlacht zugetragen hat.

Er fällte seine Entscheidungen selbständig ohne Einflüsse oder „Einflüsterungen" seiner Stabsoffiziere, deren Informationen er zu seiner Meinungsbildung natürlich ebenso in Anspruch nahm wie die Unterrichtungen anderer Personen, die zum Teil dem Widerstand angehörten. Etwas anderes hätte sein innerer Stolz, gepaart mit ausgeprägtem Eigensinn und Geltungsbedürfnis, überhaupt nicht zugelassen. Seine starke Neigung zum Defätismus, der sich bei ihm zeigte, wenn er mit seiner Einheit nicht mehr erfolgreich vorwärts stürmen konnte, war ihm schon eigen, als er im Herbst 1942 nach dem Desaster von El Alamein vor den Briten kapitulieren wollte, wie bei Irving nachzulesen ist, zu einer Zeit also, als er seinen schwäbischen Landsmann Speidel noch nicht kannte.

„Mitte Dezember (1942) schreibt Rommel" – so Irving – „heimlich an seine Frau: ‚Wenn Du mir durch Kurier ein englisch-deutsches Taschenwörterbuch zugehen lassen könntest, wäre ich Dir sehr dankbar. Ich werde es gut brauchen können.'" (Irving, Seite 336.)
„Offenbar hielt Rommel eine Niederlage, ja sogar eine Kapitulation gegenüber Montgomery für wahrscheinlich und vielleicht sogar für unvermeidlich, denn am 21. Dezember (1942) fragte er seine Frau noch einmal in einem geheimen Brief: ‚Hast Du das englische Wörterbuch schon abgesandt?'" (Irving, Seite 356.)
„Als es am 13. Juni 1944 in der Invasionsschlacht nicht gelungen war, die Stadt Carentan wiederzuerobern, bekannte er in einem Brief an seine Frau, daß er sich geschlagen gab. ‚Du kannst Dir vorstellen', schrieb er, ‚wie schwer die bevorstehenden Entscheidungen sind, und Du erinnerst Dich, was ich Dir im November 1942 sagte.' Damals hatte er angedeutet, daß er den Briten möglicherweise einen Waffenstillstand anbieten müsse." (Irving, Seite 521.)
„Der frühere Dolmetscher Rommels, Dr. Ernst Franz, besuchte Rommel am 15. November 1943, also nach dem Afrika-Feldzug, um ihm zu seinem 52. Geburtstag zu gratulieren. In der Unterhaltung gestand ihm Rommel: ‚Es fällt mir schwer, lieber Franz, Ihnen für die Zukunft alles Gute zu wünschen, denn der Krieg ist so gut wie verloren, und schwere Zeiten stehen uns bevor. Nach mir zugegangenen Berichten wird der Gegner täglich stärker an Menschen und modernem Material, während unsere Propaganda über die Wunderwaffen bis jetzt nichts als Bluff ist. Leider haben wir oben mit Menschen zu tun, deren Fanatismus dem Wahnsinn gleichkommt!' Franz war zutiefst betroffen über Rommels Pessimismus." (Irving, Seite 433.)
Für den fatalen Defätismus Rommels und seinen daraus resultierenden festen Plan einer einseitigen Kapitulation vor den Westalliierten spricht Irvings Bericht auf Seite 534 f.:
„Am 28. Juni 1944 fuhr Rommel im großen Mercedes nach Deutschland, da Hitler am nächsten Tag eine Lagebesprechung mit allen Oberbefehlshabern und Kommandeuren aus dem Westen auf dem Berghof befohlen hatte. ... Auf der Landstraße zur Grenze nördlich von Paris hält Rommels Wagen neben einem anderen Auto. Schwerfällig steigt Rundstedt aus die-

sem Fahrzeug. Major Eberhard Wolfram, der Rommel begleitet, hört Bruchstücke der leisen Unterredung zwischen den beiden Feldmarschällen. ‚Herr Rundstedt', sagte Rommel, ‚ich bin mit Ihnen der Meinung, der Krieg muß sofort beendet werden, und ich werde dies dem Führer hart und klar vortragen.' Nach einigen weiteren geflüsterten Worten steigt Rommel wieder ein, und sie fahren weiter. Die Trennscheibe ist geschlossen, so daß der Fahrer nicht mithören kann.
Der Generalfeldmarschall denkt laut vor sich hin und wendet sich plötzlich an Major Wolfram. ‚Hören Sie gut zu', sagt er, ‚das werde ich dem Führer morgen vortragen. Ich stehe hier und fühle mich dem deutschen Volk gegenüber verantwortlich; ich habe eine tiefe Verantwortung nicht nur als militärischer Führer, und dies bestimmt mein Tun und Handeln. Die politische Lage ist eindeutig: Die ganze Welt steht gegen uns. Wir haben keine Chance des Sieges. Dann die militärische Lage: Im Westen hat der Feind trotz allem Fuß gefaßt.' In diesem Ton spricht Rommel weiter, bis sie Ulm erreichen; dort trennen sie sich abends.
Als ich Wolfram (nach dem Kriege, d. Verf.) in Bayern besuchte, erzählte er mir, was in jener Nacht geschah. ‚Ich verbrachte die Nacht mit meiner Frau in einem Ulmer Hotel', sagte Wolfram. ‚Dort breitete ich die ‚Führerkarte' der Westlage auf dem Bett aus und erzählte ihr, nachdem sie Schweigen gelobt hatte, eingehend die Rommelschen und Rundstedtschen Gedankengänge. Meine Frau rief entrüstet: ‚Das ist doch Meuterei!' – Eine klare und richtige Einschätzung, die mich leicht verblüffte, war ich doch seit April von der defätistischen ‚Frühstücksstimmung' an Speidels Tisch im Schloß La Roche-Guyon ‚verseucht' worden."
So ist das: Eine deutsche Frau mußte der Clique um Rommel, die sich zu seinem Vorhaben der Kapitulation vor den Westalliierten bekannten, ganz gleich, ob sie an der 20.-Juli-Verschwörung aktiv beteiligt waren oder nicht, in aller Deutlichkeit sagen, was sie waren: Meuterer!
Rommels Äußerung gegenüber dem Major Wolfram, daß er sich dem deutschen Volk gegenüber nicht nur als militärischer Führer verantwortlich fühle, war eine Anmaßung gegenüber dem Führer und Reichskanzler Adolf Hitler, der allein die politische und militärische Verantwortung vor dem deutschen Volk trug. Rommel war einer von mehreren Feldmarschällen, die, wie alle Angehörigen der Wehrmacht, ihrem Fahneneid ge-

mäß dort ihre soldatische Pflicht zu erfüllen hatten, wo sie vom Obersten Kriegsherrn hinbefohlen waren. Gerade die höchsten Dienstgrade der Wehrmacht mußten wissen, daß Meuterei und Defätismus bei der Truppe keinen Platz haben durften.

Irving berichtet auf Seite 559 seiner Rommel-Biographie: „Oberst Lattmann, Rommels Artillerieoffizier, schilderte einen Vorfall, der erneut enthüllt, welches Rommels geheime Absichten waren. ‚Unterwegs hatten wir eine Wagenpanne; wir mußten anhalten. Der Feldmarschall nahm mich zur Seite und ging mit mir auf und ab, während sich Hauptmann Lang mit dem Fahrer um den Wagen kümmerte. Da fragte er mich: ‚Nun, Lattmann, wie denken Sie denn über das Ende des Krieges?' Ich sagte: ‚Herr Feldmarschall, daß wir den Krieg nicht mehr gewinnen können, ist mir klar. Aber ich hoffe doch, daß wir noch soviel Kraft besitzen, daß es zu einem nicht zu harten Frieden kommt.' Und da sagte er mir: ‚Ich will versuchen, auf Grund meines Ansehens bei den Alliierten, mit dem Westen zu paktieren gegen den Willen Hitlers und unter der Voraussetzung, daß sie uns erlauben, mit ihnen gemeinsam gegen Rußland zu marschieren.'"

Das sind wenige von vielen Berichten Irvings über Rommels Meuterei und Wehrkraftzersetzung sowie Ausdruck unfaßlicher Illusion und fataler Selbstüberschätzung. Nach Angabe Irvings (S. 559) geht aus Nachkriegsdokumenten „deutlich hervor, daß es in jeder Besprechung zwischen Rommel und seinen Truppenführern nicht verzeichnete, vertrauliche Andeutungen über Rommels Waffenstillstandspläne gab . . ."

Die Sprache Rommels war die der Verschwörer, wie er auch deren Illusion von der Möglichkeit einer einseitigen Kapitulation vor den Westalliierten teilte. Zur Verschwörergruppe um Speidel hielt er Distanz, während sein Vertrauensverhältnis zu seinem Stabschef um so ausgeprägte gewesen sein mußte, wie Irving auf Seite 565 seiner Biographie zu verstehen gibt: „Während meiner Recherchen hat mir ein bestimmtes Rätsel Kopfzerbrechen bereitet: das Fehlen wichtiger Ferngespräche in Rommels Kriegstagebuch. Speidel hat mir dringend empfohlen, bei der Auswertung des Kriegstagebuches vorsichtig zu sein. Er erinnerte sich, daß Rommel abends ständig zu sagen pflegte: ‚Na, Speidel, was wollen wir heute abend ins Kriegstagebuch hineinlügen?'"

Daraus spricht etwas Komplizenhaftes. So können doch nur Engstvertraute miteinander sprechen, die nichts voreinander zu verbergen haben. Irving kann wohl nicht begreifen, daß zwei eingefleischte Schwaben sich zu einer verschworenen Gemeinsamkeit zusammenfinden konnten. Er findet (S. 435) auch zwei Fragen „sonderbar", die Rommel im Herbst 1942 an den Bürgemeister seines Wohnortes Herrlingen richtete, „an die sich dieser noch zehn Jahre später erinnerte". Die erste lautete: „Gibt es viele Preußen hier? Nehmen Sie nicht so viele Preußen herein!" Die zweite war: „Was halten Sie vom Krieg?" Der Bürgermeister schaute Rommel nur groß an; ihm fiel keine unverfängliche Anwort ein.

Vielleicht befanden sich im Afrika-Feldzug unter seinen Divisions- und Regimentskommandeuren, mit denen er rücksichtslos umspringen konnte, wenn sie ihm nicht bedingungslos folgten, zu viele Preußen? Für Rommels Animosität gegen Preußen hat Irving keine Erklärung.

Wie Rommel mit seinen Kommandeuren in Afrika umsprang, schildert Irving (S. 142 f.): „Inzwischen füllte sich Rommels Personalakte in Berlin mit bösen Briefen und Beschwerden anderer Offiziere. Viele waren nach ihrer Rückkehr vom Generalstab vertraulich befragt worden, so der gutmütige General Streich, Kirchheim, Olbrich, Rommels Stabschef Oberst Kreuzwendedich, von dem Borne, Major Köhn, Kommandeur einer Panzerabteilung, und Graf Schwerin . . . ‚Bei dem hiesigen Verschleiß', so Schwerin, ‚an Generalen und Kommandeuren kann ich mir ziemlich genau berechnen, wann ich drankomme . . .' Ein Oberst kritisierte Rommels ‚launenhafte Führung' und ‚komische Schlüsse'. Rommels Gewohnheit, jeden Offizier, der nach seiner Meinung im Felde versagt hatte, vors Gericht stellen zu wollen, nannte Herff untragbar. ‚Bisher war dieser Brauch nicht in der deutschen Armee vorhanden. Wir alle sind entsetzt über diese Maßnahme', schrieb Herff. Streich nannte dieses Verhalten ‚geradezu proletenhaft'.

Als der Chef des OKH, Brauchitsch, ihn in Hitlers Hauptquartier fragte: ‚Sagen Sie mal Streich, war es dort unten so heiß, daß Ihr Euch nicht vertragen konntet?', erwiderte der General: ‚Keineswegs, Herr Feldmarschall. Ich möchte aber doch betonen, daß es zwischen einem tapferen und draufgängerischen Stoßtruppführer und einem genialen Feldherrn noch unerhört viele Zwischenstufen gibt.'"

Obwohl Irving als sehr eifriger Reporter über viele Vorgänge berichtet, die Rommel wegen Defätismus und Meuterei belasten, versucht er immer wieder, Rommel von dem Widerstand zu distanzieren, indem er (S. 518 f.) beispielsweise schreibt: „Speidel informierte Schwerin, daß die Division als Reserve für den geplanten Putsch gegen Hitler zurückgestellt würde. Auf diese Weise blieb, während Rommel sich verzweifelt um Verstärkungen von der Ostfront und aus Südfrankreich bemühte, Schwerins 116. Panzerdivision bis zum 19. Juli untätig. (Die andere für den Putsch vorgesehene Panzerdivision, die 2., konnte allerdings nicht zurückgehalten werden; am 12. Juni griff das OKH ein und schickte sie an die Normandie-Front.)

Es besteht kaum ein Zweifel" – so Irving weiter – „an der Richtigkeit dieser Darstellung. Historiker sollten sich ruhig die Mühe machen, darüber nachzudenken, wieweit Rommel die Schlacht zu seinen Gunsten hätte wenden können, wenn er die 116. Panzerdivision gleich zu Beginn in der Normandie eingesetzt hätte. Unabhängig von Speidels ersten schriftlichen Darstellungen werden diese Tatsachen von Schwerin selbst, von Geyr und von Lademann sowie aus anderen Quellen bestätigt. Alle stimmen in einem wichtigen Punkt völlig überein: Sie sprachen über den geheimen Grund für die Zurückhaltung der Division nur mit Speidel und niemals mit Rommel."

Wie einfältig von Irving, zu erwarten, daß sie alle mit Rommel und Rommel mit allen über dieses überaus brisante Geheimnis hätte sprechen müssen. Er vergißt übrigens, daß Rommel nicht von ungefähr der „Wüsten-*Fuchs*" genannt wird, der sich der Tarnung meisterhaft zu bedienen wußte. Nicht einmal der Vizeadmiral Ruge, der von der Kriegsmarine zu Rommel abkommandiert war und sich mit dem Feldmarschall über politische Fragen oft und sehr vertraulich unterhalten konnte, war, wie er selbst schrieb, von Rommel in das Geheimnis der Schonung der beiden Heerespanzerdivisionen für die Verhaftung Hitlers und Absicherung des geplanten Umsturzes eingeweiht worden.

Anzunehmen, daß Speidel die beiden Heerespanzerdivisionen hinter dem Rücken Rommels, also ohne dessen Wissen, für Zwecke der Verschwörung aus der Abwehrfront zurückgehalten hätte, ist einfach absurd. Das hätte Speidel nie gewagt und würde allen Bekundungen der genann-

ten Zeitzeugen und polizeilichen Vernehmungen widersprechen. Rommel und Speidel haben bis zuletzt vor einer zweiten Invasion im Pas de Calais gewarnt, um damit die Reservestellung der beiden Heeresdivisionen vor dem OKW rechtfertigen zu können, wobei der Mitverschwörer Oberst Roenne von der Heeresabteilung Fremde Heere West durch seine bewußte Irreführung des OKW wirksamste Hilfe leistete.

Hätte es überhaupt keine Kapitulationspläne und auch keine Einflüsse seitens der Verschwörung gegeben, würde Rommel logischerweise die ihm unterstellte, mit 350 Panzern ausgerüstete kampfstarke 116. Heerespanzerdivision, die nur etwa 100 Kilometer (Luftlinie) von der Abwehrfront entfernt lag und die etwas weiter entfernt liegende 2. Heerespanzerdivision spätestens am 2. Invasionstag, also noch im Schwächemoment des Gegners, in die Abwehrschlacht geworfen haben, statt auf die Waffen-SS-Division „LAH" zu warten, die als OKW-Reserve ihren Standort in Beverloo (Belgien), in einer Entfernung von ca. 300 Kilometer (Luftlinie) von der Normandie-Front hatte.

Das hätte, strategisch-taktisch gesehen, einen logischen Sinn gehabt, während die Sinnlosigkeit der tatsächlichen Einsätze in den entscheidenden ersten Tagen der Invasion und auch später nur durch die eigenen Pläne Rommels und die Einflüsse der Verschwörung erklärbar sind.

Den Bericht des Zeitzeugen Wilhelm v. Schramm, damals Höherer Kriegsberichter im Stabe Rommels, nach welchem der Feldmarschall Hitler festnehmen und vor ein deutsches Gericht stellen wollte, erwähnt Irving mit keinem Wort, obwohl er dessen Bericht „Der 20. Juli in Paris" kennen muß, da er im Quellenverzeichnis seiner Rommel-Biographie aufgeführt ist. Auch ist in dieser nichts zu lesen über den Artikel des Panzergenerals Geyr v. Schweppenburg, veröffentlicht in der irischen Zeitschrift „An Consantoir" vom 1. 1. 1950, in dem Rommel wegen der Zurückhaltung der beiden Heerespanzerdivisionen aus der Invasionsschlacht schwer belastet wurde und den Karl Balzer in seiner Dokumentarschrift „Sabotage gegen Deutschland" (1974) erstmalig ausgewertet hat.

Solche Veröffentlichungen interessierten Irving wohl deshalb nicht, weil sie seinem Vorhaben, Rommel zu entlasten, im Wege standen.

Auch in seinen fast täglichen Briefen an seine Frau mußte Rommel sehr vorsichtig sein und vergaß seit seinem Afrikafeldzug bis zuletzt nicht, in

diesen immer wieder seine Treue und Ergebenheit zu Hitler auszudrükken.

Sein Sohn, der jetzige Oberbürgermeister von Stuttgart, bestätigt diese Auffassung in einem Artikel des „Spiegel“ vom 28. August 1978: „David Irving hat ein interessantes Buch geschrieben: Er ist aber zu dokumentengläubig. Dokumente sind nicht ein Brunnen, aus dem die lautere Wahrheit fließt, schon gar nicht in einer Diktatur. Weder mein Vater noch Dr. Speidel haben aus naheliegenden Gründen ihre geheimsten Gedanken und Pläne dem Papier anvertraut. Mein Vater hat sich sogar trotz seiner schweren Verwundung am 17. Juni 1944 im August oder September bemüht, Papiere, die ihm für irgend jemand belastend erschienen, zu vernichten. Er hat verschiedene Schriftstücke in unserem Garten in Herrlingen verbrennen lassen.

Wie jeder Sachkundige weiß, ist es selbst in einer friedlichen Demokratie außerordentlich schwierig, politische Vorgänge einschließlich der ihnen zugrunde liegenden Überlegungen aus Akten und Briefen zu konstruieren. Dies alles gilt tausendmal mehr für die Rekonstruktion von Vorgängen im Hauptquartier meines Vaters im Frühjahr und Sommer 1944.

Auch die Briefe an meine Mutter sind keine Dokumente, die seine Gesinnung wiedergeben. Sie sind äußerst vorsichtig abgefaßt. Er mußte damit rechnen, daß seine Korrespondenz überwacht wird. Ganz abgesehen davon, daß Briefe meines Vaters wiederholt von der Zensur sogar offiziell geöffnet worden sind: Es wäre höchst unklug von ihm gewesen, wenn er meiner Mutter irgend etwas aus dem Rahmen fallendes geschrieben hätte. Damals bedeutete jeder verfängliche Brief ein Risiko für die Sache und eine Belastung für den Adressaten und die Beteiligten.

Hitler hatte sicherlich tiefere Einblicke in die Verhältnisse, als sie David Irving oder irgendein anderer Historiker heute hat. Wie er das Verhalten meines Vaters bewertete, ergibt sich daraus, daß er ihn umbringen ließ. Mein Vater hat nach seiner Verwundung stets mit einem solchen Ende gerechnet und es als Konsequenz seines Tuns hingenommen, ohne sich dagegen aufzulehnen.

Irving beschreibt meinen Vater zu Recht als einen loyalen Menschen. Wenn mein Vater nicht angesichts der Verbrechen, die Hitler begehen

ließ, in Verzweifelung geraten wäre, hätte er sich niemals an Aktionen gegen Hitler beteiligt.
Die Rolle von General Dr. Speidel ist nach meiner festen Überzeugung in David Irvings Buch falsch dargestellt. Mein Vater war bis zu seinem Tode von der Loyalität Dr. Speidels fest überzeugt. Auch meine Mutter und ich hatten nie Grund, hieran irgendwie zu zweifeln.
Es trifft zu, daß mein Vater ab 1938 der Faszination Hitlers erlegen ist. Das ist nicht neu. Niemand hat etwas anderes behauptet. Andernfalls wäre sein rückhaltloser Einsatz im Frankreichfeldzug 1940 und im afrikanischen Krieg unverständlich. Nur hat mein Vater sich über Hitler falsche Vorstellungen gemacht . . .
Mein Vater hat sich gewiß nicht als Mitglied der Berliner Widerstandsbewegung betrachtet. Er glaubte wohl nicht einmal, daß von dieser Widerstandsbewegung eine Revolte ausgehen könnte. Von dem Anschlag Stauffenbergs auf Hitler hat mein Vater vorher nicht gewußt. Auch dies ist nicht neu."
Hier muß Rommels Sohn korrigiert bzw. präzisiert werden. Sein Vater gehörte zwar der Berliner Fronde nicht an, stellte sich dieser aber für den Fall des Gelingens der Revolte als neuer Oberbefehlshaber der Wehrmacht oder als interimistisches Staatsoberhaupt zur Verfügung. Mit dem Anschlag auf Hitler hat man Rommel nicht befaßt, weil er diesen – wie man wußte – mit Hilfe der Heerespanzerdivisionen festnehmen wollte, um ihn vor ein deutsches Gericht zu stellen.
„Mein Vater", so Rommels Sohn weiter, „glaubte wohl, die Verantwortung liege allein auf ihm. Wenn er nicht handle, geschehe nichts. Es steht fest, daß mein Vater ab Anfang 1944 mit verschiedenen Angehörigen des Widerstandes gesprochen hat. Es steht auch fest, daß mein Vater im Sommer 1944 nach der Invasion den Krieg in Frankreich beenden wollte, um die englischen, amerikanischen und französischen Truppen so weit wie möglich nach Osten vorstoßen zu lassen . . . Meinem Vater wäre es recht gewesen, wenn die Reichsregierung eine solche Entscheidung getroffen hätte. Er war aber entschlossen, notfalls auf eigene Faust in Frankreich Schluß zu machen . . .
Mein Vater hat nicht unterstellt, daß die Alliierten einen Krieg gegen die Sowjetunion führen werden. Er hat freilich einen Konflikt mit der So-

wjetunion nicht ausgeschlossen; er riskierte dabei sogar, seine Familie opfern zu müssen. Über sein eigenes Schicksal hat er nicht nachgedacht."

Bekanntlich verließ der Sohn Rommels in den letzten Kriegsmonaten als Flakhelfer die Truppe ohne Erlaubnis und ist seit Jahren ein eifriger Vertreter unseres üblen Zeitgeistes. Trotzdem wird niemand die Glaubwürdigkeit seiner Aussagen über seinen Vater, mit dem er viele Wochen bis zu dessen Ende zusammen war, in Zweifel ziehen wollen.

Rommels Sohn hat in seinem Artikel das wiedergegeben, was sein Vater ihm mitgeteilt hat, als dieser schon mit seinem Ende rechnen mußte. Was aber ein Vater in solcher Situation seinem Sohn anvertraut, ist die reine Wahrheit und deshalb das überzeugendste Argument gegen die These Irvings, daß Rommel sich niemals an Aktionen gegen Hitler beteiligt hätte und von einer Verschwörung gegen diesen mit dem Ziel des Umsturzes nichts gewußt habe. Ganz klar ist Irving auch durch den Brief widerlegt, den Frau Rommel am 10. August 1947 an den Widerständler und damaligen Oberbürgermeister Karl Strölin geschrieben hat, in welchem es heißt: „Nach schweren Kämpfen, die niemand ermessen kann, der nicht in einer gleich schweren Entscheidung gestanden hat – denn als Soldat fühlte er sich an seinen Fahneneid gebunden –, stellte er sich eindeutig und klar auf Ihre Seite, um für Volk und Vaterland zu retten, war zu retten war." (Karl Strölin, „Verräter oder Patrioten", S. 35.)

Dieser Brief von Rommels Frau steht nicht im Widerspruch zu ihrer Erklärung gegenüber Irving (S. 595 f.): „Ich möchte feststellen, daß mein Mann nicht an den Vorbereitungen oder der Ausführung des 20. Juli 1944 beteiligt war, da er es als Soldat ablehnte, diesen Weg zu beschreiten . . ." Diese Äußerung von Frau Rommel entspricht sicherlich auch der Wahrheit, weil ihr Mann den Umsturz bekanntlich nicht durch einen Mordanschlag auf Hitler eingeleitet wissen wollte, sondern durch dessen Verhaftung mit Hilfe seiner militärischen Machtmittel, die ihm innerhalb seiner Heeresgruppe vom Divisionskommandeur der 116. Heerespanzerdivision, Generalleutnant v. Schwerin, der positiv zur Verschwörung stand, dafür angeboten worden war.

Es steht nun nach Irvings Rommel-Biographie, nach den Aussagen von Zeitzeugen und den Forschungsergebnissen aller ernst zu nehmenden in-

und ausländischen Autoren fest, daß Rommel ab Frühjahr 1944 zunehmend mit der Pariser Fronde in Verbindung trat und kurz vor dem 20. Juli 1944 auch mit der Berliner Widerstandsgruppe in engem Einvernehmen stand.

Ganz abwegig ist die Behauptung Irvings, daß Rommel erstmals am 21. Juli 1944 von der Verschwörung gegen Hitler erfahren habe, wie es auf Seite 128 der Zeitschrift „Nation Europa" in „Verrat und Widerstand im Dritten Reich", 1978 erschienen, zu lesen ist. Mit dieser Äußerung steht er im klaren Widerspruch zu seinen eigenen Ausführungen in seiner im Jahre 1975 erschienenen Schrift „Hitler und seine Feldherren" (Seite 651), wo er schreibt: „Auch die Beweise gegen ihn aus der Zeit vor dem 20. Juli lagen vollständig vor. Oberstleutnant Hofacker hatte vor seiner Hinrichtung schriftlich bezeugt, daß Rommel Goerdeler versichert habe, sie könnten sich auf ihn verlassen, falls der Putsch gelinge."

In seiner Rommel-Biographie (S. 590) sagt Irving sinngemäß dasselbe: „Der todgeweihte Oberstleutnant hat in seiner Todeszelle geschildert, wie Stülpnagel ihn mit einer Reihe von Vorschlägen zu Rommel schickte und wie dieser ihnen ‚nach einigem Nachdenken' zugestimmt habe. Hofacker behauptet sogar, Rommel habe ihm beim Verlassen des Schlosses La Roche-Guyon zugerufen: ‚Sagen Sie den Herren in Berlin, wenn es soweit ist, können sie mit mir rechnen.'"

Nach Irving (S. 590) bekannte sich Rommel am 14. Oktober 1944 gegenüber General Burgdorf kurz vor seinem Tod durch Gift zu seiner Schuld mit den Worten: „Jawohl. Ich werde die Konsequenzen ziehen. Ich habe mich vergessen."

WAREN DIE VERSCHWÖRER WIRKLICH DIE VORBILDER, ALS DIE EINE LEGENDE SIE HEUTE HINZUSTELLEN VERSUCHT?

Für mich war damals wie heute ein Umsturzversuch, insbesondere aus den Reihen der Armee, inmitten eines Krieges um den Fortbestand unserer Nation, in dem an allen Fronten schwer um ihre nackte Existenz gerungen wurde, ein unfaßlicher Vorgang. Die meisten Verschwörer waren die gleichen Menschen, die die Marinemeuterei und die Rüstungsstreiks am Schluß des Ersten Weltkrieges verurteilt und als Verrat erkannt hatten. Nun begingen sie selbst Verrat. Sie in der Theorie, ich in der Praxis, kannten die selbstlose Leistung und die unverbrüchliche Frontkameradschaft, erwachsen aus härtesten Kämpfen, in denen es oft um Sein oder Nichtsein gegangen war. Die umerzogene heutige Generation kann sich überhaupt keine Vorstellung davon machen. Sie hat nur gelernt, die Nase zu rümpfen, wenn sie Berichte vorgesetzt bekommt, die beispielsweise die mörderischen Partisanenkämpfe allein als deutsche Verbrechen hinstellen und die Mordlust der Gegenseite verschweigen. Gerade aber aus dem Erleben an der Ostfront wußte jeder denkende Soldat, was auf uns zukommen würde, sollten wir diesen Krieg verlieren.

Die deutschen Soldaten waren von der Notwendigkeit dieses Kampfes im Interesse des Überlebens unseres Kontinents zutiefst überzeugt. Wir hatten Rußland ja nicht aus reiner Eroberungslust angegriffen, sondern wurden zum Handeln gezwungen, weil die Sowjets mit überlegenen Kräften von über 256 Divisionen aufmarschiert waren, um zu geeigneter Stunde in Europa einzufallen. Sie rechneten damit, daß wir England angreifen würden. Wir waren keine bedingungslosen „Jasager" und träumerische idealistische Schwärmer. Wir wußten auf Grund unseres Erlebens um den Ernst der Lage. So mancher Fluch und böse Kritik

kamen über unsere Lippen. Dies alles aber geschah niemals aus negierenden und selbstzerstörerischen Motiven, sondern einzig aus der Sorge und Notwendigkeit heraus, offensichtliche Fehler und Versäumnisse zu verhindern oder abzustellen. Wir wünschten und hofften, daß diese unsere Unzufriedenheit und harte Kritik bis zur höchsten Führung durchdringen, dort gehört und auch respektiert würden. Leider hatten wir nur zu oft das betrübliche Gefühl, daß gerade auf dem militärischen Sektor Zivilcourage nicht jedermanns Sache war und somit manche Kritik, verbunden mit vernünftigen Anregungen, auf dem Dienstweg versickerte oder ganz oben nicht so ankam, wie es wünschenswert gewesen wäre. Im Dritten Reich wurde nie jemand an vernünftiger Kritik gehindert.

An Bemühungen dieser Art hat es nicht gefehlt. Die Möglichkeit dazu bestand durchaus. Ich erinnere mich sehr genau an eine persönliche Aussprache mit dem Führer im Herbst 1943 im Hauptquartier in Ostpreußen, als ich dorthin allein zur Entgegennahme des Eichenlaubes zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes befohlen wurde. Ich führte damals das I. Bataillon des Grenadierregiments der Panzer-Division „Großdeutschland". Ich wußte, daß ich vom Führer unter vier Augen empfangen werden sollte. Als ich meine Reise antrat, wurde mir von vielen Kommandeuren meiner Division sowie von meinen näheren Kameraden nahegelegt, den Mund aufzumachen und die Sorgen und Nöte der Front dem Führer ungeschminkt vorzutragen. Ich war erstaunt, aber gleichzeitig auch erfreut, von vielen hohen Offizieren aus der näheren Umgebung Hitlers dieselbe Ermunterung zu vernehmen.

Meine erste Unterhaltung mit dem Führer – ich habe später noch viele andere erlebt – war aufgeschlossen und herzlich. Ich war wohl beeindruckt, aber keineswegs hypnotisiert, und hing auch niemals wortlos an seinen Lippen, wie eine Legende Besprechungen mit Hitler immer darzustellen beliebt, sondern ich hatte das Gefühl, mit einem fachkundigen hohen Offizier mit Herz zu sprechen, dem die von mir vorgetragenen Probleme nicht unbekannt waren und der sich bereits ausgiebig mit diesen beschäftigt hatte. Während ich mit dem Führer zwangslos am runden Tisch saß, kam sein hübscher Schäferhund Blondi zu mir. Der Führer wunderte sich, daß er sich so ohne weiteres von mir streicheln ließ. Hitler eröffnete das Gespräch damit, indem er sehr informiert auf die





Links oben: Pfarrer Dietrich Bonhoeffer war der gleiche deutsche Pastor, der auf einer geheimen Genfer Kirchentagung im Jahre 1941 erklären zu müssen glaubte, daß er für die Niederlage seines Volkes beten müsse, die es wegen seiner Verbrechen gegen Europa und die ganze Welt verdient habe.

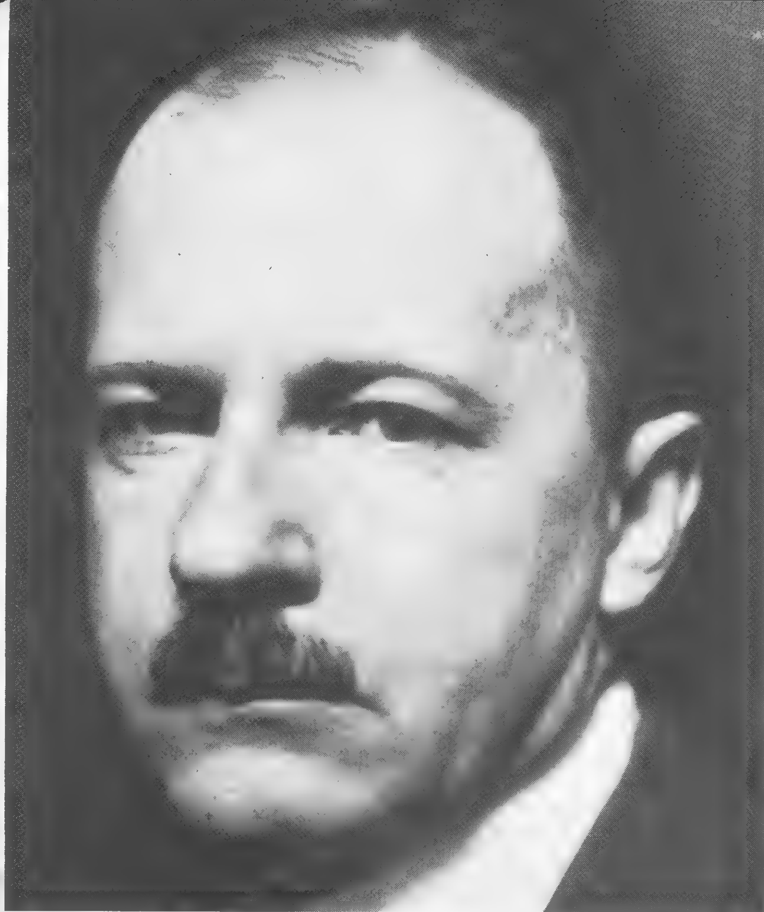
Rechts oben: Botschafter von Hassell verfaßte nach Beratungen mit Goerdeler, Beck und Popitz ein Programm des Widerstandes für die neue Regierung nach Gelingen des Umsturzes und konspirierte ergebnislos mit dem englischen Außenminister Halifax.

Links unten: Konsul Dr. Schmidhuber war eifriger Helfer des Widerstandes, sollte jedoch von der Gruppe Canaris-Oster liquidiert werden, weil er sich ins Ausland absetzen wollte und zuviel wußte.

Rechts unten: Oberst im Generalstab Freiherr v. Gersdorff gehörte zur aktiven Verschwörergruppe um Generalmajor von Tresckow im Mittelabschnitt der Ostfront und behauptete von sich, einen Mordanschlag gegen Hitler im Jahre 1943 nach der Heldengedenkfeier im Berliner Zeughaus versucht zu haben.







Ewald von Kleist-Schmenzin, pommerscher Gutsbesitzer, galt bei den maßgeblichen englischen Politikern und Staatsmännern als ernst zu nehmender Emissär des harten Kerns der Verschwörung, der auch von Sir Robert Vansittart und Winston Churchill entgegenkommend empfangen wurde. Er war einer der eifrigsten Landesverräter, der wesentlich zur Verhärtung der Lage beitrug.

Dr. Otto John, nach dem Kriege Präsident des deutschen Verfassungsschutzes und erklärter Freund des Hohenzollernprinzen Louis Ferdinand, der während des Krieges die V-Waffen-Versuchsanstalt Peenemünde sowie den Stand der Entwicklung einer deutschen Atombombe an die Engländer verriet. 1954 lief er nach Ost-Berlin über, kehrte anschließend über Moskau zurück und wurde deswegen verurteilt. Dr. Otto John (Mitte) in Ost-Berlin mit dem Präsidenten des kommunistischen Nationalrates, Prof. Dr. Correns (links), und Dr. Girnus vom kommunistischen Ausschuß für deutsche Einheit (rechts).

Dr. Erich Kordt, Legationsrat des Auswärtigen Amtes, der bereits Mitte der dreißiger Jahre damit begann, die deutsche Außenpolitik durch landesverräterische Konspirationen mit britischen Politikern zu sabotieren. Er und sein Bruder Theo waren an der Vergiftung des deutsch-britischen Verhältnisses führend beteiligt.



Dr. Erich Kordt in der Ribbentrop-Delegation 1936 in London. Kordt dritter von rechts.



Ernst Freiherr v. Weizsäcker, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes unter Außenminister v. Ribbentrop, der behaupten durfte, zahlenmäßig die stärkste Gruppe von Widerständlern in seinem Amt hinter sich zu haben. Trotzdem wurde er nach 1945 von den Amerikanern als Ribbentropmitarbeiter zu fünf Jahren Haft verurteilt.
Oben: Staatssekretär v. Weizsäcker in Amt und Würden. 1941 bei der Unterzeichnung des deutsch-türkischen Freundschaftsvertrages.
Unten: 1950 bei der vorzeitigen Entlassung aus dem Gefängnis in Landsberg.

Gründe zu sprechen kam, weshalb ich die hohe Kriegsauszeichnung erhalten hatte. Ich sagte ihm, daß ich diese im wesentlichen meinen tapferen Männern zu verdanken hätte, die mit mir und meinen Offizieren eine verschworene, verläßliche Kampfgemeinschaft bildeten.
Es kam dann zu einem etwa einstündigen sehr aufgeschlossenen Gespräch, das der Führer höchstens mit einem Viertel der Zeit bestritt. Er unterbrach mich nicht ein einziges Mal und antwortete stets nur dann, wenn ich einen Gedanken zu Ende geführt hatte. Im wesentlichen ging es um die Erhaltung der Kampfkraft traditionsreicher, bewährter Verbände, die in der Lage und willens waren zu kämpfen. Denn sie allein sind auf Grund ihrer Erfahrung imstande, blutsparend einen erfolgreichen Kampf zu führen. Neuaufgestellte Divisionen ohne Fronterfahrung, geführt von vormaligen Stabsoffizieren der Reichswehr, die bislang zumeist in höheren Stäben, in der Adjutantur, in Verwaltungs- und Nachschubdienststellen Verwendung gefunden hatten, brauchen zumeist lange Anlaufzeiten, um sich an die ständig fortschreitende Waffenentwicklung und ihren zweckmäßigen Einsatz, an die modernen technischen und taktischen Kampfgeschehen zu gewöhnen und sie zu beherrschen.
Die Folge ist, daß solche neuen Verbände schnell aufgerieben werden und damit auf Sicht keinen Erfolg bringen. Deshalb sollte man kampferprobte und traditionsreiche Divisionen, die monatelang ununterbrochen am Feind gestanden haben, nicht völlig ausbluten lassen, so daß sie ihr Mark verlieren, sondern rechtzeitig als Eingreifreserven herausziehen und wieder personell und materiell vollwertig auffrischen. Sie sind dann in der Lage, das Doppelte und Dreifache zu leisten als unerfahrene und neuaufgestellte Divisionen ohne Tradition. Der Führer griff erregt dieses Thema auf: „Das weiß ich, und das ist auch seit langem mein Wunsch, nur stoße ich jedesmal bei den Heeresgruppen und Armeeführungen auf allergrößte Schwierigkeiten, die ein Herauslösen solcher Einheiten mit der Begründung der angespannten Lage verhindern."
Wir sprachen dann darüber, daß wir uns zwar auch bei einem Stärkeverhältnis 1:10 und mehr dem Russen gegenüber gewachsen fühlten, daß aber die Front, oftmals nur stützpunktartig, so schwach besetzt sei, daß der Russe insbesondere nachts durch die nicht zu besetzenden Lücken kampflos in unsere Front einsickere und durchmarschiere, weil nicht

genügend bewegliche Kampfverbände vorhanden seien. Das trifft im kleinen wie im großen zu. Das Ziel müsse deshalb sein, mindestens zwei operativ verwendungsfähige Panzerarmeen zur Verfügung zu haben, die durch Gegenangriffe russische Offensiven in der Tiefe des Raumes zum Erliegen bringen und vernichten. Wesentlich ist, daß man nur so das Gesetz des Handelns wiedergewinnen kann. Nur durch örtlich zusammengefaßte größere Angriffsoperationen kann man durchgestoßene massierte Feindkräfte einkesseln, vernichten und somit spürbare Entlastungen für eine Verteidigungsfront schaffen.

Auch hier mußte ich feststellen, daß der Führer sich mit gleichen Gedankengängen beschäftigt hatte. Er sprach davon, daß er vorhabe, aus den Großdeutschland-Verbänden und der Leibstandarte zwei solche Armeen zu schaffen. Nur sei nach Stalingrad ein so großer Nachholbedarf entstanden, daß diese seine Pläne noch nicht zu realisieren waren, aber baldmöglichst durchgesetzt werden sollten. Ich wies darauf hin, daß dies nur dann sinnvoll sei, wenn diese Verbände unter eigener Regie geschlossen zum Einsatz kämen, also niemals aufgeteilt und zerrissen werden dürften.

In allen weiteren Punkten ging es ausschließlich darum, Wege und Möglichkeiten zu finden, trotz aller Schwierigkeiten dennoch zum Erfolg und zum Sieg zu kommen. Ich mußte im Zusammenhang mit dem 20. Juli noch oft an dieses Gespräch denken. Ich fragte mich, ob jemals einer dieser Verschwörer mit dem Führer ein solches Gespräch gesucht und Möglichkeiten und Wege aufgezeichnet hatte, die zu einer Besserung der Kriegslage hätten beitragen können. Im Gegenteil, sie haben in ihrem blinden Haß und Unverstand nur sabotiert und destruktiv gearbeitet.

In der Geschichte hat es vielfache Beispiele von Verschwörungen und Umstürzen gegeben, die das Ziel hatten, die Regierung eines Staates zu beseitigen. Dies ist zweifellos ein politisch legitimes Recht, vor allem, wenn Umstürzler nicht ihre eigenen Interessen verfolgen, sondern aus sauberen Motiven heraus glauben, daß die Regierung gegen die Lebensinteressen des Volkes verstößt. Die so Handelnden gelten als Hochverräter, werden anerkannt und gelangen oft zu hohen Ehren, wenn ein solcher Umsturz Erfolg hat. Mißlingt ein solcher Staatsstreich aber, werden die Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen und, soweit sie sich für ihren

Umsturz landeseigener Kräfte und Mittel bedient haben, als Hochverräter abgeurteilt und in der Regel mit einer nicht entehrenden Festungshaft bestraft. Wie weit in den heutigen Demokratien ein solches Verfahren noch Gültigkeit hat, bleibt abzuwarten.
Wesentlich anders aber ist ein solcher Umsturz, gleichwohl, ob er gelingt oder nicht, zu bewerten, wenn er sich gegen die Lebensinteressen eines Volkes richtet oder gar den Bestand einer Nation gefährdet. Dies wird insbesondere in einem Kriege immer der Fall sein, wenn Sabotage gegen die eigene Kriegführung getrieben wird oder Verschwörer in ihrem blinden Haß gegen den angeblichen Tyrannen sich in diesem betrüblichen Zustand zu einer solchen geistigen Verwirrung herabwürdigen, indem sie bekennen, durch Verbindungsaufnahme mit dem Feind und Verrat militärischer Geheimnisse dem Vaterland zu dienen. Mit einem solchen Landesverrat opfern sie ihre eigenen Kameraden nutzlos und werden zudem noch vom Feind als Verräter verabscheut, der sich aber zuvor ihren Verrat dankbar zunutze machte. Noch verwerflicher aber wird eine solche Verratshandlung an einen Feind, der sich die Vernichtung des zu stark gewordenen Deutschen Reiches und des deutschen Volkes zum Kriegsziel gesetzt und dies auch laut verkündet hat.
Die Unlogik der heutigen Zeit aber liegt darin, daß man trotz Bekanntwerdens der zum Teil erheblichen landesverräterischen Tätigkeit der Verschwörer in der Bundesrepublik fast die gleichen Paragraphen geschaffen hat, wie sie auch im Dritten Reich bestanden haben, daß man aber auf der anderen Seite den Landesverrat während des Zweiten Weltkrieges zu verniedlichen versucht, indem man, wie in dem berüchtigten Braunschweiger Prozeß gegen mich, den Vorwurf des Landesverrats dadurch zu entkräften versucht, daß man behauptet, das Dritte Reich sei ein Unrechtsstaat gewesen, dessen Gesetze über den Landesverrat für die Verschwörer nicht bindend hätten sein können. Solche rabulistischen Auslegungen sind nichts anderes als ein Bekenntnis zur Anarchie. Meine Entgegnung, daß bei einer solchen Auffassung auch meine im Dritten Reich geschlossene Ehe ungültig sei und ich somit drei uneheliche Kinder hätte, blieb unbeantwortet. Derartige Urteile tragen nicht zum Aufbau eines Rechtsstaates bei. Ich mußte nach der Kapitulation an meinen Zellenkameraden, den Geophysiker Professor Haushofer, denken, der mir